

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland**

**Vechta, Oldb, 1969-**

Kulturgeschichte

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5285**

Bernd Thonemann

## Dr. Heinrich Ottenjann zum 100. Geburtstag

— Leben und Werk —

Vor 100 Jahren, am 19. Februar 1886, erblickte Heinrich Ottenjann im Hause des Tischlermeisters Johann Ottenjann in Greven an der Ems, im westfälischen Münsterland, als sechstes von insgesamt neun Kindern das Licht der Welt.

Im damals noch dörflichen Greven verbrachte er seine Jugend, besuchte anschließend das Gymnasium in Rheine und widmete sich nach dem Abitur an den Universitäten Münster und Berlin dem Studium der Fächer der klassischen Philologie, Latein und Griechisch, der Geschichte und des Sports. Das Universitätsstudium schloß er mit dem Staatsexamen und der Promotion ab; seine Doktorarbeit verfaßte er — wie damals noch üblich — in lateinischer Sprache<sup>1)</sup>.

Aufgrund seiner Begeisterung und seiner Begabung für die lateinische Sprache bot ihm die Universität eine wissenschaftliche Stelle an; er aber entschied sich für den Beruf des Pädagogen. Diese Entscheidung bedeutete aber, daß er sein Berufsziel nicht unbedingt in seiner Heimat Westfalen verwirklichen konnte. Denn damals gab es bereits — auch für Pädagogen — einen Stellenmangel. Als im Jahre 1914 das „Großherzogliche Realgymnasium Cloppenburg“ mit 4 Klassen für zunächst 76 Schüler eröffnet wurde, bestand das Lehrerkollegium aus 8 Herren, unter ihnen der — wie es damals noch hieß — wissenschaftliche Hilfslehrer Dr. phil. Heinrich Ottenjann aus Greven mit den Fächern Latein, Griechisch, Geschichte und Turnen im Alter von 28 Jahren. Heinrich Ottenjann zählte zusammen mit Heinrich Teping, Dr. Claus Thomé, Friedrich Diebels, Josef Steffen und Bernd Kramer zu den ersten sechs hauptamtlichen Pädagogen des Cloppenburger Gymnasiums<sup>2)</sup>. Nicht Westfalen, das alte Oberstift Münster, sondern das ehemalige Niederstift Münster, exakter das „Oldenburger Münsterland“ wurde seine neue „Berufsheimat“.

Seine berufliche Tätigkeit wurde schon bald durch den Ersten

---



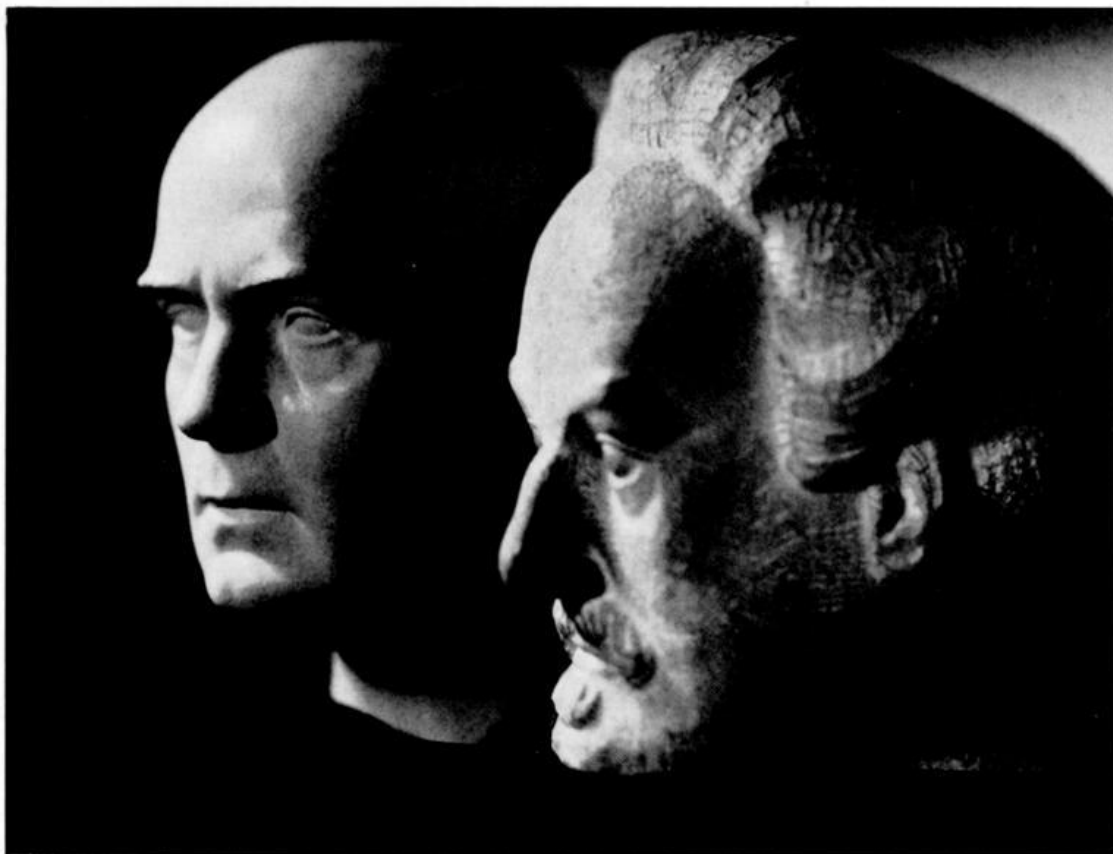
---

Weltkrieg unterbrochen, aus dem er mit einer Kopfverletzung als Schwerverwundeter nach Cloppenburg zurückkehrte; 1917 nahm er seine Lehrtätigkeit am Gymnasium wieder auf. Im Jahre 1919 heiratete er die jüngste Tochter des Cloppenburger Kaufmanns und Gerbermeisters Hiltmann, Maria Hiltmann. Nicht zuletzt durch diese Heirat entschied er sich wohl endgültig für Cloppenburg. Aus dem westfälischen Münsterländer wurde ein oldenburger Münsterländer; er blieb aber ein „Münsterländer Dick-schädel“, wie manch einer seiner Zeitgenossen und Kritiker humor- und respektvoll äußerte – eine Äußerung übrigens, die ihn nicht störte.

Heinrich Ottenjann ist sicher ein Beispiel dafür, daß man sich Achtung und Respekt in einer neuen Heimat, ja Recht auf Heimat auch erarbeiten kann und muß. Es dauerte nur eine kleine Weile, bis er zu den führenden geistigen Persönlichkeiten dieser Region Kontakt fand, um mit ihnen die schwierigen Jahre nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg zu meistern. Gerade in dieser Krisenzeit bedurfte es weitschauender, verantwortungsbewußter, tatkräftiger Bürger, die die Ärmel hochkrepelten und durch Arbeit und Leistung daran mitwirkten, für bessere Verhältnisse zu sorgen. Das Kultur- und Vereinsleben der Stadt Cloppenburg und des Oldenburger Münsterlandes der zwanziger Jahre verdankt Heinrich Ottenjann bedeutende Impulse, und zahlreiche Spuren seiner damaligen Schaffenskraft und seines geleisteten Engagements sind heute noch in Stadt und Land zu entdecken.

Das Ende des Ersten Weltkrieges bewirkte Erschütterungen und Umschichtungen auf allen Gebieten der Politik, Wirtschaft und Kultur; Umbrüche tiefgreifender Natur machten sich auch in unserer Region bemerkbar. Daher verwundert es wenig, wenn sich vielerorts Menschen sammelten, die sich für die Erhaltung kultureller, geistiger und geschichtlicher Werte einsetzten; damit verbunden ist auch, daß die Zeit nach 1918 eine Periode der Wiederbelebung der Volkstumspflege und der Neugründung von Heimatvereinen wurde. Als am 8. Dezember 1919 der „Heimatsbund für das Oldenburger Münsterland“ aus der Taufe gehoben wurde, war zu diesem Zeitpunkt schon die Gründung eines Heimatmuseums in der Satzung vorgesehen<sup>3)</sup>. Erste Bestrebungen zur Gründung eines Heimatmuseums für das Amt Cloppenburg gab es jedoch bereits vor dem Ersten Weltkrieg; im Jahre 1911 unterbreitete der damalige Landtagsabgeordnete und Apotheker Bernhard König aus Lönningen, selbst engagierter Sammler kulturhistorischer Objekte dieser Region, im Cloppenburger Amtsrat den Vorschlag

---



*Apotheker Bernhard König aus Lönigen, erster bedeutender Sammler der Südoldenburger Altertümer und Dr. Heinrich Ottenjann, Begründer des Museums in Cloppenburg. Abb. 1.*

der Gründung eines Heimatmuseums. Seine Pläne aber konnten erst nach dem Ersten Weltkrieg in die Tat umgesetzt werden.

Heinrich Ottenjann, Mitbegründer des Heimatbundes, verfolgte die Pläne zur Errichtung eines Heimatmuseums für das Oldenburger Münsterland seit Gründung des Heimatbundes in ständiger Absprache und Kooperation mit Bernhard König. Die einzelnen Phasen der Cloppenburg Museumsgründung hat Heinrich Ottenjann in seinem 1944 erschienenen Buch „Das Museumsdorf Cloppenburg“ detailliert geschildert, die Leistung mitwirkender Persönlichkeiten gewürdigt und klar herausgestellt, daß ohne die als Schenkung in Aussicht gestellte bedeutende Sammlung des Löniger Apothekers König (Abb. 1) eine Museumsgründung in Cloppenburg kaum Aussicht auf Erfolg gehabt hätte<sup>4)</sup>.

Zwei Jahre nach Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland konnte am 5. März 1922 in aller Form die Gründung des „Heimatmuseums für das Oldenburger Münsterland“

---

vollzogen werden. Als Leiter dieses Heimatmuseums wurde Studienrat Dr. Heinrich Ottenjann bestellt.

Heute — gut 65 Jahre nach der Gründung des Museums in Cloppenburg — kann man die Frage stellen: Was befähigte und motivierte den zugereisten 35jährigen Studienrat, neben seinem Hauptberuf auch noch die Aufgabe eines Museumsleiters zu übernehmen? Als begabter Sprachforscher auf dem Gebiet der klassischen Philologie zeichnete ihn vor allem Systematik und Ausdauer in der Arbeit aus. Dies versetzte ihn in die Lage, Geschichte und Eigenart dieser Region als zunächst Außenstehender oft prägnanter analysieren zu können als mancher Einheimische. Die Fülle noch zu dokumentierender historischer Kulturgüter in dieser Region muß ihn beeindruckt und herausgefordert haben.

Es darf in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß er bereits vor dem Ersten Weltkrieg Berichte zur Volkskultur in der „Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde“ verfaßte, also an volkskundlichen Fragen bereits damals interessiert war<sup>5)</sup>. Nicht zuletzt aber begeisterte ihn — der in der Familie eines Tischlermeisters aufgewachsen war — die meisterliche Handwerkskunst. Daher stammte seine Liebe und Hochachtung für das alte Möbel und die historische Wohnkultur, daher sein Blick für Konstruktion und Eigenart von Möbel, Haus und Hof, daher sein besonderes Verständnis für den Handwerker und sein Können.

Die Geschichte des „Heimatmuseums für das Oldenburger Münsterland“ in Cloppenburg ist bekannt und ausführlich beschrieben und braucht hier im einzelnen nicht nachvollzogen zu werden<sup>6)</sup>. Die Sammlungen dieses Museums wurden „vorübergehend“ — mehr als 16 Jahre — im Cloppenburger Gymnasium untergestellt und provisorisch ausgestellt.

Gesammelt wurde fast alles, Sachzeugen der Geschichte von der urgeschichtlichen Periode bis zum späten 19. Jahrhundert (Abb. 2). Für die Schüler dieser Schule ist es ein prägendes Erlebnis gewesen, über Jahre hin täglich hautnah mit „alten Klamotten“ — wie es damals hieß — konfrontiert zu werden. Für die Pädagogen und besonders für den Museumsleiter dagegen muß es eine tägliche Herausforderung gewesen sein, die Kulturgüter in dieser Umgebung nicht nur zu ertragen, sondern sie auch vor der „Vitalität“ der Schüler zu schützen. Daß die schon damals umfängliche, öffentlich zugängliche Sammlung im Gymnasium keine besonderen Schäden erlitt, spricht wohl für die damalige Art der Pädagogik und die Disziplin der Schüler dieser Generation.

---



*Das Heimatmuseum im Cloppenburger Gymnasium. Abb. 2.*

Ein Charakteristikum des Cloppenburger Museums war es und ist es glücklicherweise bis heute geblieben, daß mit dem intensiven Sammeln historischer Sachzeugen in der jeweiligen Region vor Ort ein ebenso intensives Erforschen der Sachkultur einherging. Die zahlreichen Publikationen Heinrich Ottenjanns, auch aus dieser frühen Museumsphase, sprechen hier eine beredte Sprache. Es gelang ihm durch mühsame Überzeugungsarbeit nachzuweisen, daß diese historischen Objekte aus Kirche, Haus und Hof, aus Stadt und Land eben nicht als wertlose „Klamotten“, sondern als Sachzeugen der Geschichte geachtet werden müssen und als solche auch ausgedeutet werden können.

Professor Dr. Köstlin aus Regensburg hat diesen Sinneswandel in der Wissenschaft und in der Bevölkerung über den Wert der materiellen Volkskultur 1984 in einer Schrift über „Das bäuerliche Gerät im volkshkundlichen Museum“ u. a. folgendermaßen skizziert: „Ein Lehrer, der Studienrat Heinrich Ottenjann, hatte diesen Gedanken der Freilichtmuseen aufgegriffen. Neben Häusern und deren Einrichtung sammelte er auch Arbeitsgerät. In seiner Umgebung bekam er den Spitznamen „Klamottenjann“. Ein freundlicher Sonderling offenbar, der aber eben Sachen sammelte, mit denen ein normaler Mensch nichts mehr im Sinn hatte, sondern die bestenfalls noch verfeuert oder umgearbeitet werden konnten. Erst in den 50er Jahren dachte man in den großen Museen



---

an Gerätesammlungen, in den 60er Jahren wurden sie diskutiert und dann meist in den 70ern verwirklicht. „Klamottenjann“ darf heute als eine Art Adelsprädikat gelten“<sup>7)</sup>.

Als Gymnasialpädagoge mit 4 Fächern — und in diesem Beruf verlangte er bekanntlich viel von den Schülern und von sich selbst — und als Museumsleiter ist auch ein fähiger Mann eigentlich völlig ausgelastet, offensichtlich aber nicht Heinrich Ottenjann. Gerade während dieser Periode der Aufbauarbeit in Schule und Museum widmete er sich noch zusätzlich anderen Aufgaben, die mit seiner Berufung in irgendeiner Weise verbunden waren.

In seiner von der Militärregierung 1945 geforderten „Vita“ wird von ihm für diese Zeit angegeben: Vorsitz der Ortsgruppe Cloppenburg des Volksvereins für das katholische Deutschland, Vorsitz des Cloppenburger und des Oldenburger Cartellverbandes der katholischen deutschen Studentenverbindung, Vorsitz des Turnvereins Cloppenburg, Vorsitz des Gymnasialturnvereins, des Ortsturnlehrervereins, Vorsitz des Stadtamtes für Leibesübungen, Vorstandsmitglied des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und als solcher Vorstandsmitglied des Heimatbundes Nordsee, Mitglied der volkskundlichen Kommission der Provinz Westfalen, Beratungsmitglied der historischen Kommission für Oldenburg, Braunschweig und Hannover.

Andere Chronisten wissen zu berichten, daß es Studienrat Dr. Heinrich Ottenjann war, „der den Bau der Cloppenburger Badeanstalt anregte und durch Selbsthilfe auf der Grundlage freiwilliger Arbeit ins Werk setzte“<sup>8)</sup>. Der Cloppenburger Schwimmverein ernannte Dr. Heinrich Ottenjann aufgrund „seiner Verdienste um die Förderung des Schwimmsports und Baues der Badeanstalt zu seinem Ehrenmitglied“<sup>9)</sup>.

Wir sehen hier deutlich, wie umfassend seine öffentliche Tätigkeit war, nicht nur in der Stadt Cloppenburg, sondern weit darüber hinaus. Heinrich Ottenjann hat mit großem Einsatz und Engagement an der Verwirklichung seiner Ziele und Vorstellungen gearbeitet. Dabei zeichnete ihn eine abwägende und in sich ruhende Festigkeit, Konzilianz und Aufgeschlossenheit besonders aus. Stets hat er in seinen vielen Aufsätzen und Berichten dankbar hervorgehoben, daß er in dieser Schaffensperiode der 20er Jahre von vielen gleichgesinnten Persönlichkeiten in seiner Arbeit gefördert und angespornt wurde<sup>10)</sup>. Oft zitiert werden die Namen der Amtshauptleute Willers, Brandt und Haßkamp, des Landtagsabgeordneten König, des Bürgermeisters Heukamp und des späteren

---

---

Bürgermeisters Winkler, um nur einige klangvolle Namen hervorzuheben.

Dem Cloppenburger Museum war eigentlich ein traditioneller Entwicklungsgang vorgezeigt. Da die Flure des Cloppenburger Gymnasiums gewissermaßen im Laufe eines Jahrzehnts vollgestopft waren mit Kulturgütern aller Art und Größe, war die Alternative auf Dauer nur eine Auslagerung der Objekte oder ein Neubau für diese Sachkultur. Herkömmliche Vorbilder für Regionalmuseen dieser Art existierten damals schon in großer Zahl. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich für die Dokumentation der Sachkultur des ländlichen Raumes, für Haus, Möbel und Gerät im skandinavischen Raum ein neuer Museumstyp durchgesetzt, das sogenannte Freiland-, Freiluft- oder Freilichtmuseum<sup>11)</sup>.

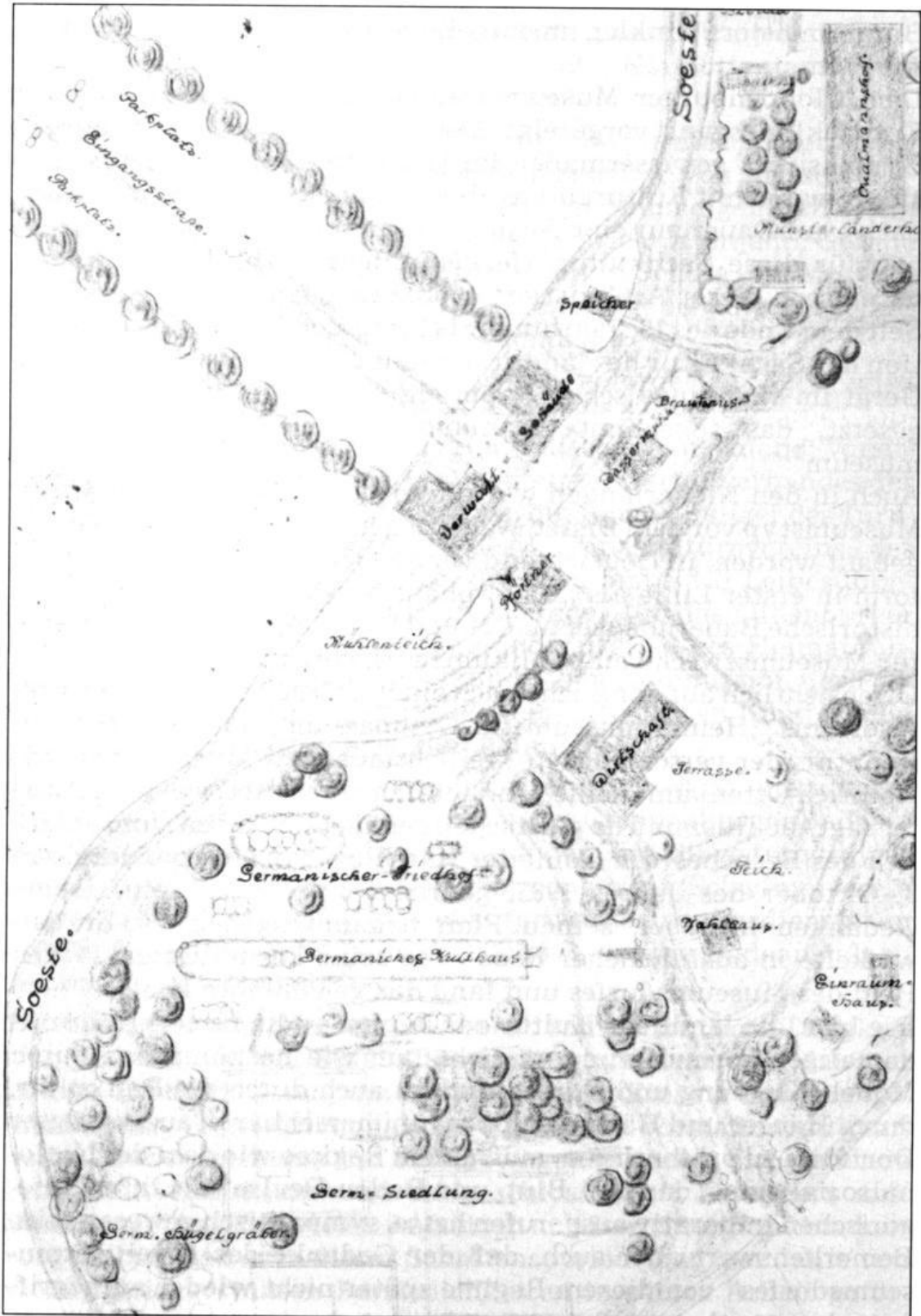
Auch in den Niederlanden war dieser neuartige volkskundliche Museumstyp vor dem Ersten Weltkrieg in beeindruckender Größe gebaut worden; in Deutschland verwendete man diese Museumsform in erster Linie als „Bauernhaus-Museum“, entweder durch historische Bauernhäuser an Ort und Stelle oder schon umgesetzt für Museumszwecke an publikumswirksamer Stätte<sup>13)</sup>.

Offensichtlich auf der Suche nach einer richtigen Lösung des Provisoriums „Heimatmuseum im Gymnasium“ und sicherlich in Kenntnis der verschiedenen Freilichtmuseums-Modelle, hat sich Heinrich Ottenjann „seine“ Vorstellung erarbeitet, von der er später sagt, sie „hier und da auch schon geäußert zu haben“ und anlässlich des Besuches von Gauleiter Karl Röver in Cloppenburg, am 3. Oktober des Jahres 1933, gedrängt worden zu sein, „seine Gedanken hierüber, seinen Plan bekanntzugeben“<sup>13)</sup>. Er entwickelte in ausführlicher Rede — so seine Formulierung — den Plan des Museumsdorfes und fand das gewünschte Echo.

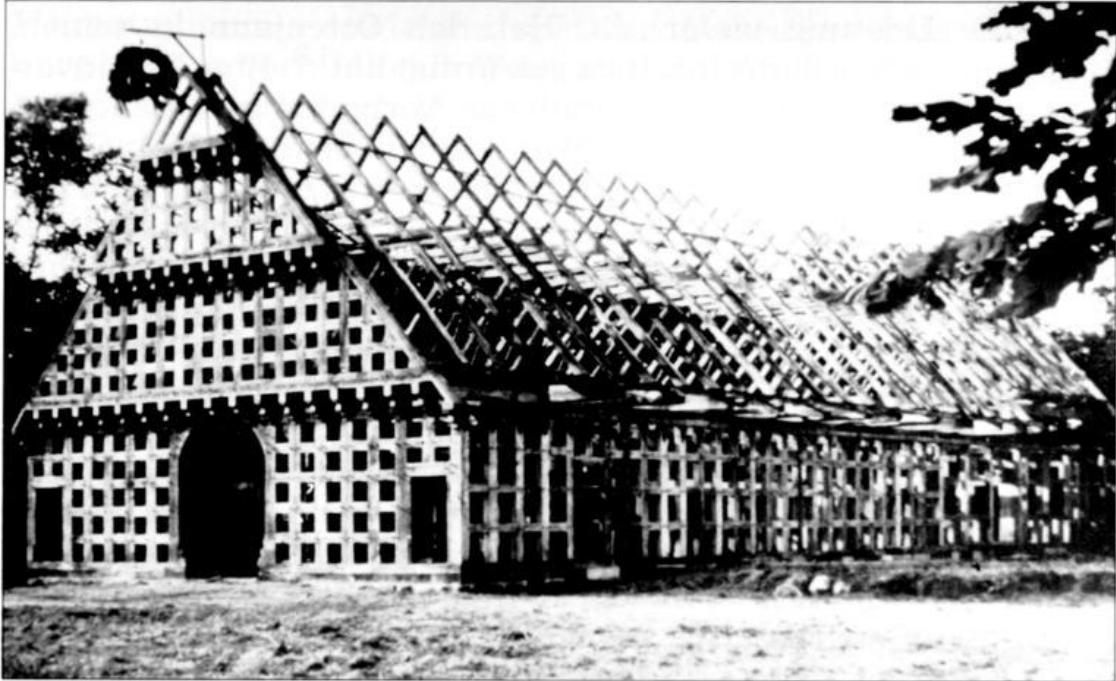
Die Idee, die ländliche Kultur der Region — die Bauernkultur in damaliger Formulierung — nicht nur wie herkömmlich durch Möbel, Kleidung und Gerät, sondern auch durch die Baukultur, durch Häuser und Häusergruppen, unübersehbar in ausgeprägter Dorfform zu präsentieren, muß einem Regime wie dem des Nationalsozialismus, das die „Blut- und Boden-Devise“ als ihren kategorischen Imperativ ausgerufen hatte, sympathisch gewesen sein. Bemerkenswert aber auch, daß der Gedanke des „Freilichtmuseumsdorfes“ von diesem Regime später nicht wieder aufgegriffen oder gar als nachahmenswert angepriesen worden ist<sup>14)</sup>.

Wie von Heinrich Ottenjann in seinem Buch von 1944 angedeutet und durch zahlreiche Zeichnungen und Tagebuchaufzeichnungen

---



Ausschnitt aus dem Entwurf „von oben“ für ein Freilichtmuseum in Cloppenburg. Abb. 3.



*Der wiedererrichtete Quatmannshof kurz vor dem Richtfest 1959.  
Abb. 4*

des Museumsleiters im Archiv des Museumsdorfes dokumentiert, gab es in der Ausgestaltung des Bauprogramms für ein Museumsdorf in Cloppenburg ein zähes Ringen zwischen vorgesetzter Behörde und dem Museumsleiter. Entsprechend der Ideologie des Nationalsozialismus sollten in diesem Freilichtmuseum nicht nur Zeugen des Bauerntums, sondern auch sogenannte germanische Vorzeit-Zeugen erstellt werden, wie Thingstätte, Großsteingräber, Grabhügel etc. (Abb. 3).

Nach vielem Hin und Her hatte sich Heinrich Ottenjann mit seinem Plan durchgesetzt; es sollten in diesem Freilichtmuseum nur Zeugen der ländlichen Kultur eingeplant und aufgebaut werden: Bauerngehöfte in niedersächsischer und friesischer Bauart mit unterschiedlicher Konstruktion und mit unterschiedlichem Alter, Kötter- und Heuerlingshäuser, Mühlen und Werkstattgebäude, Adelssitz, Kirche, Schule und Dorfkrug (Abb. 4).

Aus dem Museumsdorf Cloppenburg wurde kein „Thingstätten-Museum Bookholzberg“; das Museumsdorf Cloppenburg brauchte nach 1945 nicht entnazifiziert zu werden. Da Heinrich Ottenjann kein Gebäude, kein Möbel und kein Bild aus Gründen der Verneinung vor dem Regime installiert hatte, war auch keine „Säuberungsaktion“ erforderlich. Die Idee des Freilichtmuseums war unbeschwert in eine neue Zeit hinübergerettet worden. Die Verwirklichung des Aufbaues eines Museumsdorfes Cloppenburg



---

war eine Leistung vieler, die Heinrich Ottenjann in seinem Museumsdorfbuch im einzelnen gewürdigt hat<sup>15)</sup>. Eine Grundvoraussetzung war zunächst einmal das Vorhalten ausreichenden Geländes, und schon in den frühen Plänen wird die Zielvorstellung deutlich, in der Endausbaustufe nicht weniger als 5 ha mit Gebäudeobjekten bebaut zu haben.

Die schwierigen Grundstücksverhandlungen mit den zahlreichen Parzellenbesitzern führte souverän der damalige Amtsrichter Dr. Hermann Ostmann, der sich auch nach 1945 entschieden dafür einsetzte, daß Heinrich Ottenjann hauptamtlich den weiteren Ausbau des Museumsdorfes durchführen konnte.

Für das Museumsdorf Cloppenburg sind von der ersten Aufbauphase an bis heute zwei Kennzeichen typisch geblieben: Immer ist es in erfreulich hohem Maße von privater Seite mit Sach- oder Geldmitteln unterstützt worden, und immer war es in Finanznot. Unvorstellbar für heutige Zeiten, aber ein dokumentiertes Faktum ist, daß vor 1945 alle in Einzelteile zerlegten Häuser kostenlos von privater Seite ins Museumsdorf transportiert worden sind. Hierzu schreibt Heinrich Ottenjann: „Zu ganz besonderem Dank ist das Museumsdorf der Firma Pieper, Cloppenburg, verpflichtet, die, ohne jemals ein Entgelt dafür zu fordern, Jahre hindurch immer und immer wieder ihre Lastwagen zur Verfügung stellte, wenn es irgendetwas zu transportieren gab, einerlei ob Holz oder Steine, Reith oder Heide oder sonst irgendetwas. Dies war letztlich das Verdienst von Werner Terjung, Geschäftsführer und Inhaber der Firma Pieper“<sup>16)</sup>. In ähnlich starkem Maße engagierte sich nach 1947 die Firma B. Sudendorf, Cloppenburg, für das Museumsdorf.

„Auch im kleinen bewährte sich immer und immer wieder die opferfreudige Gesinnung der Bevölkerung. Trotz allem wurden aber auch immer wieder bare Gelder in beträchtlicher Höhe benötigt. Die finanziellen Sorgen waren daher stets sehr groß“<sup>17)</sup>.

Der Aufbau des Cloppenburger Freilichtmuseums konnte auch deswegen so erfolgreich verlaufen — von 1934, dem Gründungsjahr des Museumsdorfes bis zum Kriegsende waren nicht weniger als 20 große und kleine historische Gebäude in diesem Museum wiederhergestellt worden —, weil dem Museumsleiter überaus tüchtige Handwerker zur Seite standen; einer von ihnen war der unvergessene Zimmermann Bernhard Bocklage, der den Abbruch und Wiederaufbau der einzelnen Gebäude von Anbeginn an bis zu seinem Tode im Jahre 1976 mitgestaltete.

Die Hauptlast der finanziellen Trägerschaft des Cloppenburger

---

---

Heimatmuseums sowie des späteren Museumsdorfes Cloppenburg hatte in vorbildlicher Weise stets das Amt, der spätere Landkreis Cloppenburg getragen, unterstützt von den übrigen Ämtern des Oldenburger Münsterlandes. Als außergewöhnliches Zugeständnis und als Anerkennung der in Cloppenburg geleisteten Museumsarbeit darf auch die Entscheidung gewertet werden, den Studienrat des Cloppenburger Gymnasiums seit dem Jahre 1934 vom Schuldienst freizusetzen und ihn hauptamtlich bis zu seinem Tode als Museumsleiter arbeiten zu lassen sowie sein Gehalt aus der zunächst oldenburgischen und sodann aus der niedersächsischen Staatskasse zu finanzieren. In all diesen Jahren hat also auch das Land den Aufbau des Freilichtmuseums mitfinanziert<sup>18)</sup>.

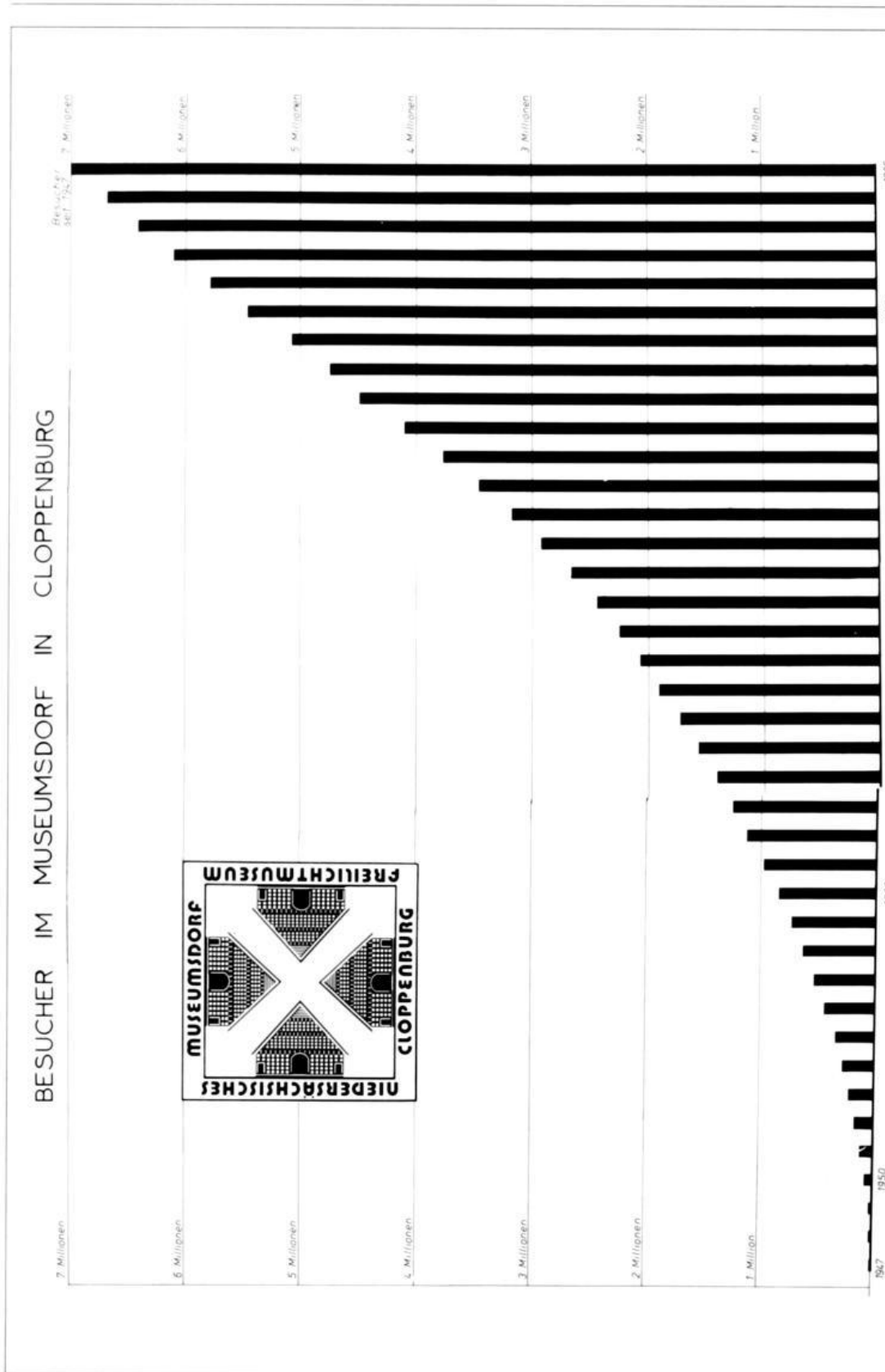
Das Jahr 1944 bedeutete für das Cloppenburger Museum eine veränderte Trägerschaft, eine neue Hoffnung auf gesichere Finanzen, da das Museumsdorf nun dem Oldenburgischen Landes-Fürsorgeverband, einer Organisationsform aller oldenburgischen Landkreise, überantwortet wurde<sup>19)</sup>.

Aber der Krieg war noch nicht zu Ende, und der größte Unglückstag des Museumsdorfes stand noch bevor, der 13. April 1945. Hierüber berichtet Heinrich Ottenjann: „Es war ein Freitag. Der Kampf um die Stadt Cloppenburg schien beendet zu sein. Da, in letzter Minute, wurde noch durch das Artilleriefeuer der angreifenden Truppen der Quatmannshof, das Prunkstück des Museumsdorfes, mit sechs Nebengebäuden und zwei weiteren Gebäuden, die in den ersten lagerten, in Schutt und Asche gelegt“<sup>20)</sup>.

Die vollständige Vernichtung ausgerechnet dieser Hofanlage warf die Aufbauarbeit am Museumsdorf mehr als ein Jahrzehnt zurück, ja es waren noch weitaus katastrophalere Auswirkungen zu befürchten, daß nämlich „nun niemand mehr an dem Museumsdorf ein Interesse haben werde“. Die öffentliche Meinung und die Behörden erneut von der Notwendigkeit eines weiteren zügigen Ausbaus zu überzeugen, war für die Museumsleitung nach dem verlorenen Krieg die dringlichste und letztlich auch geglückte Aufgabe.

Ehe aber der weitere Ausbau des Freilichtmuseums wieder fortgesetzt werden konnte, mußte nach dem Zusammenbruch von 1945 zunächst die gesamte kulturelle Infrastruktur wieder mit Leben erfüllt werden. Auch hier leistete Dr. Heinrich Ottenjann seinen geforderten Beitrag im Wiedererstarken des Kultur-, Vereins- und Sportlebens in der Region. Wegen seiner Erfahrungen und Erfolge um den Sport wurde er mit der Gründung des Kreissportbundes

---



Besucherkurve des Museumsvillages Cloppenburg. Abb. 5.

---

beauftragt, initiierte er mit seinem Freund und ständigen kulturellen Mitstreiter, dem späteren Oberstudiendirektor Hermann Bitter in Cloppenburg den Kulturring. Dr. Heinrich Ottenjann war auch eifrig und mit Erfolg bemüht, den Heimatbund für das Oldenburger Münsterland wieder als Dachorganisation aller Heimatverbände Süddoldenburgs neu erstehen zu lassen, immer darauf bedacht, die Einheit des Oldenburger Münsterlandes durch keine Sonderbestrebungen zu gefährden. Der neue Vorsitzende des Heimatbundes wurde der Bauer und Landtagsabgeordnete Leo Reinke, ein treuer Freund und Förderer des Museumsdorfes. Im Jahre 1947, nach zweijähriger Zwangspause, konnte das Museumsdorf seine Tore für die Besucher wieder öffnen. Obwohl noch ein Torso, strömten alsbald wieder interessierte Besucher ins Museum; es dauerte nur wenige Jahre und das Cloppenburg Museum war das meistbesuchte kulturhistorische Museum Nordwestdeutschlands, auch Deutschlands größtes Freilichtmuseum. Dies spornte an, die ersten kleineren, alsbald größeren Häuser wurden im Freilichtmuseum wieder aufgestellt: der Haakenhof, das Saterhaus und schließlich 1955 der Dorfkrug. Zu dieser Zeit zählte das Museumsdorf jährlich über 100.000 Besucher (Abb. 5). Das Projekt „Quatmannshof“ aber wurde wegen der hohen Kosten und auch wegen der vielschichtigen Problematik, ob an alter Stelle jetzt ein anderes Altgehöft oder ein neugebauter Quatmannshof erstellt werden sollte, auf Jahre hinaus verschoben. Andererseits quälte den Leiter des Museums – so seine eigenen Worte – der Gedanke, ob es überhaupt zu verantworten sei, in dem Museumsdorf, in dem grundsätzlich nur Originalgebäude erstellt und gezeigt werden sollten, irgendwelche zerstörten Gebäude wieder aufzubauen bzw. neu zu errichten<sup>21)</sup>. Nach langem Hin und Her fiel dann auch die Entscheidung, da für den Wiederaufbau des im Krieg zerstörten Quatmannshofes vor allem ein in etwa gleichwertiger Erwerb eines Originalgehöftes zu dieser Zeit nicht zu beschaffen war. Da ein Wiederaufbau des Quatmannshofes mit den Etatmitteln des Museumsdorfes aus den Zuschüssen des Landes-Fürsorgeverbandes aber nicht möglich war, wurde zu diesem Zweck ein „Verein zur Wiedererrichtung des Quatmannshofes“ gegründet, dessen Vorsitz Leo Reinke übernahm<sup>22)</sup>. Die Bauern des Landes stifteten das nötige Eichenholz, Freunde des Museumsdorfes spendeten in diesen Jahren ansehnliche Geldsummen und der Niedersächsische Landtag bewilligte dreimal hintereinander jeweils 30.000,— DM<sup>23)</sup>.

Am 22. September 1959, gut 15 Jahre nach seinem Untergang, war

---



---

der Quatmannshof neu erstanden, so daß das Museumsdorf Cloppenburg von nun an keinen Torso mehr darstellte. Man konnte wieder hoffnungsvoller in die Zukunft schauen und den endgültigen Ausbau planen.

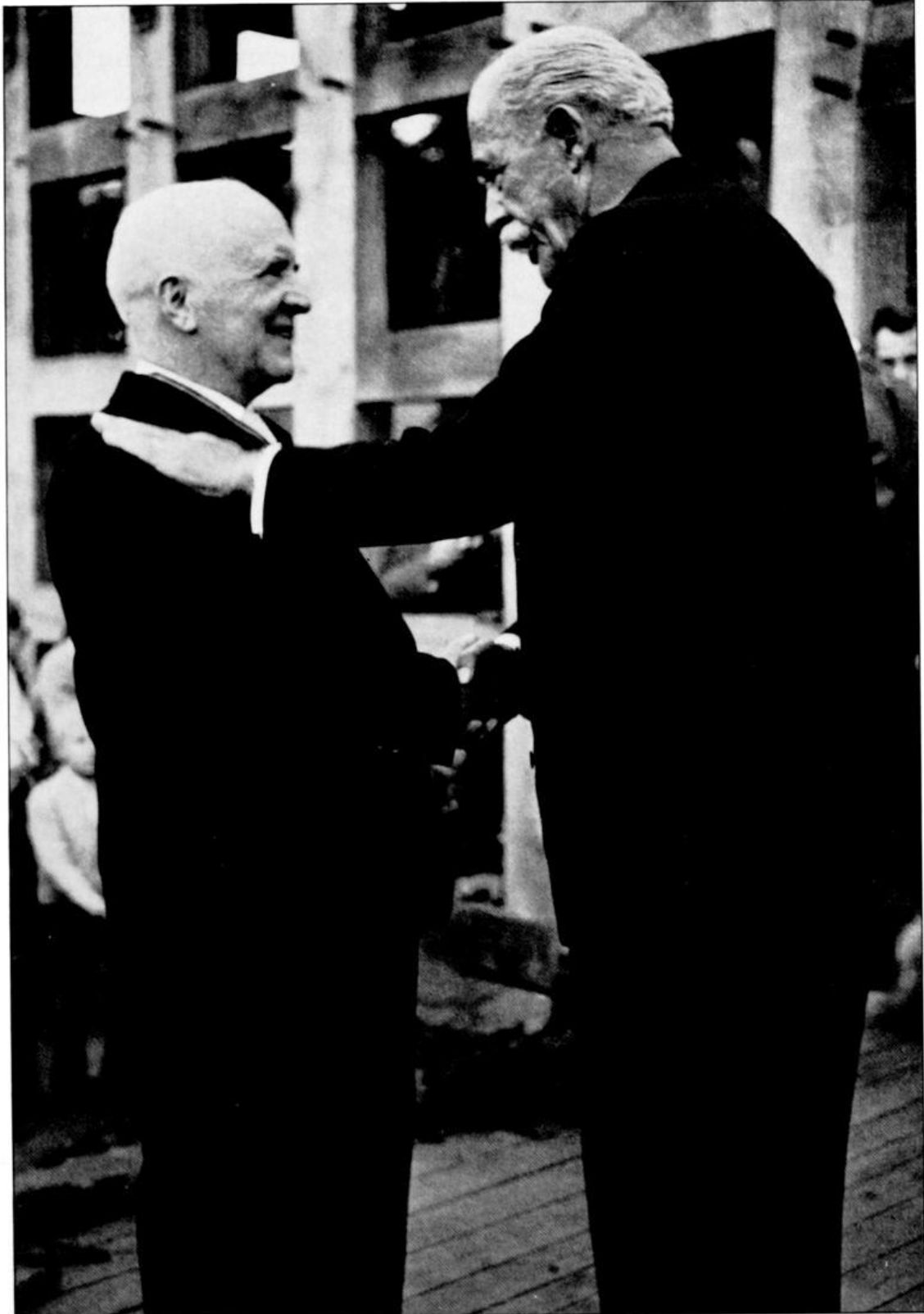
Der Tag des Richtfestes des Quatmannshofes bedeutete auch einen persönlichen Höhepunkt im Leben des Museumsleiters Heinrich Ottenjann: Aus der Hand des Niedersächsischen Ministerpräsidenten Hinrich Wilhelm Kopf (Abb. 6) wurde ihm — als erstem Oldenburger — das vom Bundespräsidenten Theodor Heuß verliehene große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland überreicht<sup>24)</sup>.

Im Jahre 1951 hätte Dr. Heinrich Ottenjann eigentlich mit Erreichen des Pensionsalters aus dem Amt scheiden müssen. Bei Zahlung des Differenzbetrages von Gehalt zu Pension, arbeitete er mit verstärktem Einsatz weiter; es bewegte ihn zunehmend, daß dieses Museum letztlich noch keine abgesicherte finanzielle Existenzbasis aufzuweisen hatte. In diesen Jahren forschte er eifrig, verfaßte wohl sein bedeutendstes Buch „Alte deutsche Bauernmöbel“<sup>25)</sup> und hielt eifrig Ausschau nach neuen Formen der Trägerschaft. Gegen Ende der 50er Jahre hatte er mit wirkungsvoller Unterstützung seines langjährigen Bundesgenossen, des Tischlermeisters August Ignaz Rüge aus Emstek, einen neuen Freund und Förderer des Museumsdorfes gefunden, den damaligen Niedersächsischen Ministerpräsidenten Hinrich Wilhelm Kopf.

Beide Persönlichkeiten fanden zueinander in gegenseitiger freundschaftlicher Hochachtung, einig im Ziel einer wirkungsvollen Dokumentation der ländlichen Kultur Niedersachsens und schmiedeten — im Falle Heinrich Ottenjanns auch gegen die eigene Behörde — den Plan einer Niedersächsischen Landesstiftung. Das Museumsdorf sollte wieder — wie in den Anfangszeiten — eine rechtsfähige Stiftung werden, diesmal finanziell getragen vom Land Niedersachsen. Nach langem — auch politischem — Tauziehen konnte der Plan in die Tat umgesetzt werden<sup>26)</sup>.

Angekündigt wurde diese neue Organisationsform für das Cloppenburg Freilichtmuseum am Tage des Richtfestes des neuen Quatmannshofes. Heinrich Ottenjann kommentierte dieses Ereignis folgendermaßen: „Die große Bedeutung des 22. September 1959 für die Geschichte des Museumsdorfes beruht darin, daß an diesem Tage das große Cloppenburg Kulturwerk auf breitere Schultern gelegt wurde, das heißt, daß sich an diesem Tage der bisherige Träger des Museumsdorfes, der Oldenburgische Landesfürsorgeverband, mit der Niedersächsischen Landesregierung

---



*Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Dr. Ottenjann durch den Ministerpräsidenten Heinrich Wilhelm Kopf. Abb. 6.*



# Ehrenbürgerbrief

Der Rat der Stadt Cloppenburg  
verlieh in seiner Sitzung vom 27. März 1956 dem  
Museumsdirektor Herrn Dr. Heinrich Ottenjann  
einstimmig das **Ehrenbürgerrecht**  
in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die  
Stadt Cloppenburg.

Herr Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann hat sich in jahrzehntelangem selbstlosen Bemühen um das städtische Gemeinwesen hoch verdient gemacht. Seine fruchtbaren Gedanken und Anregungen wurden vielfach wegweisend. Dem öffentlichen Wirken seiner verantwortungsfreudigen Persönlichkeit verdankt die Stadt Cloppenburg gemeinnützige Einrichtungen von bleibendem Wert. Überörtliche und zeitlose Bedeutung gewann die Gründung des Museumsdorfes. Dieses große heimische Kulturwerk mit seinen folgenreichen wissenschaftlichen, volkrezieherischen und kulturpolitischen Auswirkungen verlieh der Stadt Cloppenburg eine einzigartige Sonderstellung im Oldenburger Münsterlande, darüber hinaus im ganzen deutschen Vaterlande und sogar im Auslande. Durch diese geniale Pioniertat und deren weltweite Würdigung empfing die fortschrittliche Entwicklung der Stadt wichtige Antriebe und dauernde Prägung. So ist das Lebenswerk von Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann unauflöslich mit dem allgemeinen Schicksal von Cloppenburg verknüpft. Es gehört für alle Zukunft zu den bedeutendsten Marksteinen der Stadtgeschichte.

*Winkel*  
Bürgermeister

*Dr. Heinrich Ottenjann*  
Stadtdirektor

Urkunde über die Ernennung zum Ehrenbürger. Abb. 7.

---

dahin einigte, vorbehaltlich der Zustimmung des Landtages, eine „Stiftung Museumsdorf Cloppenburg“ zu errichten, in die oldenburgischerseits das Land Niedersachsen dafür jährlich einen Zuschuß von 100.000,— DM leistet, um dadurch die Zukunft dieses großen Werkes sicherzustellen“<sup>27)</sup>.

Mit dem Ende des Rechnungsjahres 1959 schied das Museumsdorf aus dem Landes-Fürsorgeverband aus, erhielt für das darauffolgende Übergangsjahr den in Aussicht gestellten Zuschuß des Landes Niedersachsen und wurde am 21. März 1961 offiziell als „Stiftung Museumsdorf Cloppenburg“ des Landes Niedersachsen ins Leben gerufen. Hiermit beginnt der dritte Abschnitt in der wechselvollen Geschichte dieses Museums.

Es muß als besonders tragisch angesehen werden, daß der Gründer dieses Museums nicht mehr in den rechten Genuß der neuen Trägerschaft gelangte, da er wenige Tage nach der vollständigen Wiedereinrichtung des Hauses „Quatmannshof“ im 76. Lebensjahr, am 16. Mai 1961, also vor 25 Jahren, an den Folgen eines Herzinfarktes verstarb. Es war ihm somit nicht mehr vergönnt, die schon geplante Übergabe der insgesamt wiederhergestellten Hofanlage „Quatmannshof“ an die Öffentlichkeit durch den damaligen Bundespräsidenten Dr. h. c. Lübke am 15. Mai 1962 noch zu erleben.

Am Tage der Wiederkehr des 100. Geburtstages von Dr. Heinrich Ottenjann, erinnerte Cloppenburg an eine Persönlichkeit, die für die Stadt Cloppenburg, den Landkreis Cloppenburg, für das Oldenburger Münsterland, für das Oldenburger Land und für das Land Niedersachsen Herausragendes geleistet hat.

Eingedenk seiner besonderen Verdienste für das Gemeinwohl der Stadt Cloppenburg wurde er am 27. Mai 1956 zum Ehrenbürger dieser Stadt ernannt (Abb. 7).

Mit einer Gedenkfeier hat die Stadt Cloppenburg bekundet, daß sie gegenwärtig und zukünftig die Leistung dieser Persönlichkeit zu würdigen weiß. Aus diesen Beweggründen heraus hat die Stadt Cloppenburg auch die Absicht, ihm zu Ehren einen öffentlichen Platz mit seinem Namen zu belegen.

Die Stadt Cloppenburg wird diese hervorragende Persönlichkeit immer mit Stolz und Bewunderung zu den großen Ehrenbürgern zählen. Mit wacher geistiger Aufgeschlossenheit war Dr. Heinrich Ottenjann sich stets der genialen Pionieraufgabe als Gründer und Erbauer des Museumsdorfes bewußt. Sein Lebenswerk — unauflöslich mit Cloppenburg verbunden — ist wie ein klar durchkonstruierter, schön geschwungener Brückenbogen, der aus der Ver-

---



---

gangenheit über unsere Zeit in die Zukunft hinüberführt. Aber er ist nicht allein ein Werk des Verstandes, der Zweckmäßigkeit oder gar des Erfolgstrebens, das Fundament liegt tiefer und ist stärker: Es ist die Liebe zur Geschichte, zur Heimat und die Liebe zu den anderen, die Liebe, die in Gott wurzelt.

Anmerkungen:

- 1) Henricus Ottenjann, De vocum enclitarum apud Plautum collocatione, Münster 1910
- 2) Hermann Bitter, 50 Jahre Clemens August Gymnasium, 1914-1964 Cloppenburg, Cloppenburg 1964, S. 42ff
- 3) Heinrich Ottenjann, Das Museumsdorf in Cloppenburg, Oldenburg 1944, S. 13ff
- 4) wie Anmerkung 3
- 5) Heinrich Ottenjann, Die Schützenkette der Greverer Junggesellen, in: Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 10, 1913, S. 107ff
  - Heinrich Ottenjann, Edelmann Bedelmann, in: Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 10, 1913, S. 108ff
  - Heinrich Ottenjann, Himmelsbrief, in: Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 11, 1914, S. 298ff
  - Heinrich Ottenjann, Aus dem Münsterland, in: Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 13, 1916, S. 269
  - Heinrich Ottenjann, Kriegsprophezeiung, in: Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 16, 1918, S. 49ff
- 6) wie Anmerkung 3
- 7) Konrad Köstlin, Bäuerliches Gerät im volkskundlichen Museum, in: Burg Vischering 1984, Coesfeld 1984, S. 55ff
- 8) wie Anmerkung 2
- 9) Urkunde vom 2. August 1953
- 10) wie Anmerkung 3
- 11) Adelhart Zippelius, Handbuch der europäischen Freilichtmuseen, Köln 1974
- 12) wie Anmerkung 11
- 13) wie Anmerkung 3
- 14) Joachim Kuropka, 550 Jahre Cloppenburg, Jubiläum und historische Erinnerung, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Cloppenburg, Cloppenburg 1985, S. 9ff
- 15) wie Anmerkung 3
- 16) wie Anmerkung 3
- 17) wie Anmerkung 3
- 18) wie Anmerkung 3
- 19) Helmut Ottenjann, 50 Jahre Museumsdorf Cloppenburg, in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland, Vechta 1972, S. 2ff
- 20) Heinrich Ottenjann, Der Quatmannshof, in: Heimat und Volkstum, Bremer Beiträge zur niederdeutschen Volkskunde, 1959/60, S. 99f
  - Heinrich Ottenjann, Das Museumsdorf in Cloppenburg, in: Zeitschrift „Niedersachsen“, Heft 1, 1956, S. 7
- 21) wie Anmerkung 20, Heinrich Ottenjann, . . .
- 22) wie Anmerkung 20
- 23) wie Anmerkung 20 und Anmerkung 19
- 24) Verleihungsurkunde vom 12. Sept. 1959: Das große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland
- 25) Heinrich Ottenjann, Alte deutsche Bauernmöbel, ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Oldenburger Münsterlandes, Uelzen-Hannover, 1954
- 26) wie Anmerkung 19
- 27) wie Anmerkung 19

---

*Bernhard Ahlrichs/Rolf Cordes*

## Langförden

Der Münsterlandtag 1986 mag Anlaß sein, ein wenig in die Geschichte Langfördens zu schauen, unter besonderer Berücksichtigung des Gutes Bomhof (Titelbild).

### Entstehung der Bauerschaften

Die bis 1974 selbständige Gemeinde Langförden besteht aus dem Kirchdorf Langförden und den Bauerschaften Spreda, Deindrup, Holtrup, Calveslage und Bergstrup, sowie den Gütern Bomhof, Strohe und Vardel. Jeder der Langfördener Ortsteile verdankt seine Entstehung dem Esch. Vier bis acht Bauernfamilien schlossen sich zu einer Feld- und Flurgemeinschaft am Esch zusammen. Das eingewallte Eschland war in viele kleine Besitzparzellen, die den Bauern gehörten, eingeteilt. Der übrige Grund und Boden war die gemeinsame Mark, auf der das Vieh geweidet wurde.

Die einzelnen Esche waren durch Bachläufe voneinander getrennt, die früher, bevor die Begradigung des Moorbaches und der Hase durchgeführt wurden, immer wieder über die Ufer traten und große Hindernisse darstellten. Bekanntlich wird das Gebiet Langförden, das von etwa 60 m im Norden auf 30 m im Süden abfällt, zur Hase hin entwässert.

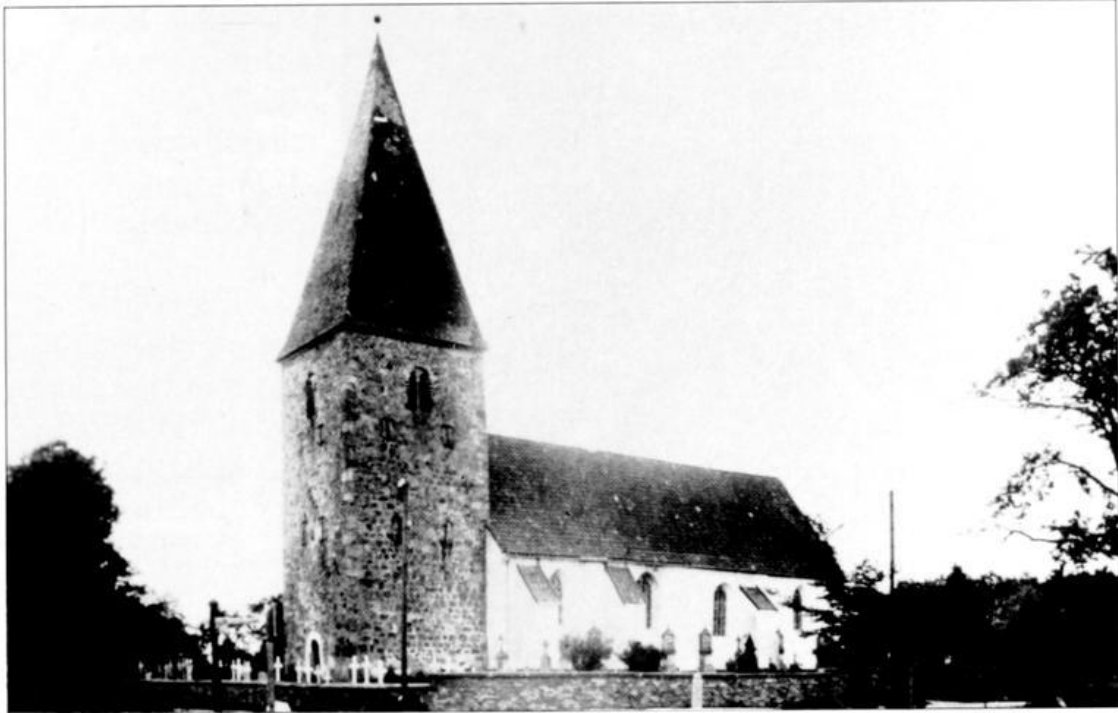
Die Niederungen zwischen den Eschen konnten nur an seichten Stellen in einer Furt durchwandert werden. Der Ort Langförden entstand in der Niederung zwischen dem Kreuzesch und dem Westeresch. So ist der Name Langfördens sicher als 'lange Furt' zu deuten. Er entwickelte sich über Longanforda (890), Langenvorde (1188), Langenvorden (1209) zu seiner heutigen Form.

Obschon das Gebiet früh besiedelt wurde, taucht der Name urkundlich erst 890 n. Chr. auf.

Es hat früher mehrere Steinsetzungen im Gebiet Langfördens gegeben, die jedoch im Laufe der Jahrhunderte zerstört wurden. Die Steine werden beim Bau der Kirche und anderen Gebäuden Verwendung gefunden haben.

---





*Die alte Kirche in Langförden, 1910 abgebrochen. Sie war Mutterkirche für Vechta (bis ca. 1220) und Oythe (bis ca. 1300). Die Entstehung des Turmes datiert Willoh auf das Jahr 1011.*

*Repro Hartmann*



*Der alte Turm und die neue St. Laurentius-Kirche, die 1910-1912 erbaut wurde.*

*Foto Hartmann*



*Die 1538 beim  
Oldenburger  
Überfall  
zerstörte,  
1718 wieder  
aufgebaute  
Kapelle  
in Holtrup,  
erinnert an die  
Übertragung der  
Gebeine des hl.  
Alexanders.*

*Foto Hartmann*

In dem Bericht über die „Translatio“ des hl. Alexanders von Rom nach Wildeshausen wird 851 'Holtorpe' (Holtrup) als das Dorf im Holz erwähnt. Östlich von Holtrup liegen das Freesenholz und das Herrenholz.

Der Name Calveslage entwickelte sich von Calvaslogi (890), Calvelage (1283), und Calveslaghen (1350) zu Calveslage. Die Endung 'lage' dürfte wohl Weidewald bedeuten. Die Bedeutung des ersten Teils des Namens ist unbekannt.

Im 11. Jahrhundert taucht Degendorf, 1188 Deyndorpe in den Urkunden auf. 'Deien' meint fruchtbares, lehmiges Gelände; Lehm heißt auf plattdeutsch 'Dei' oder 'Dao'.

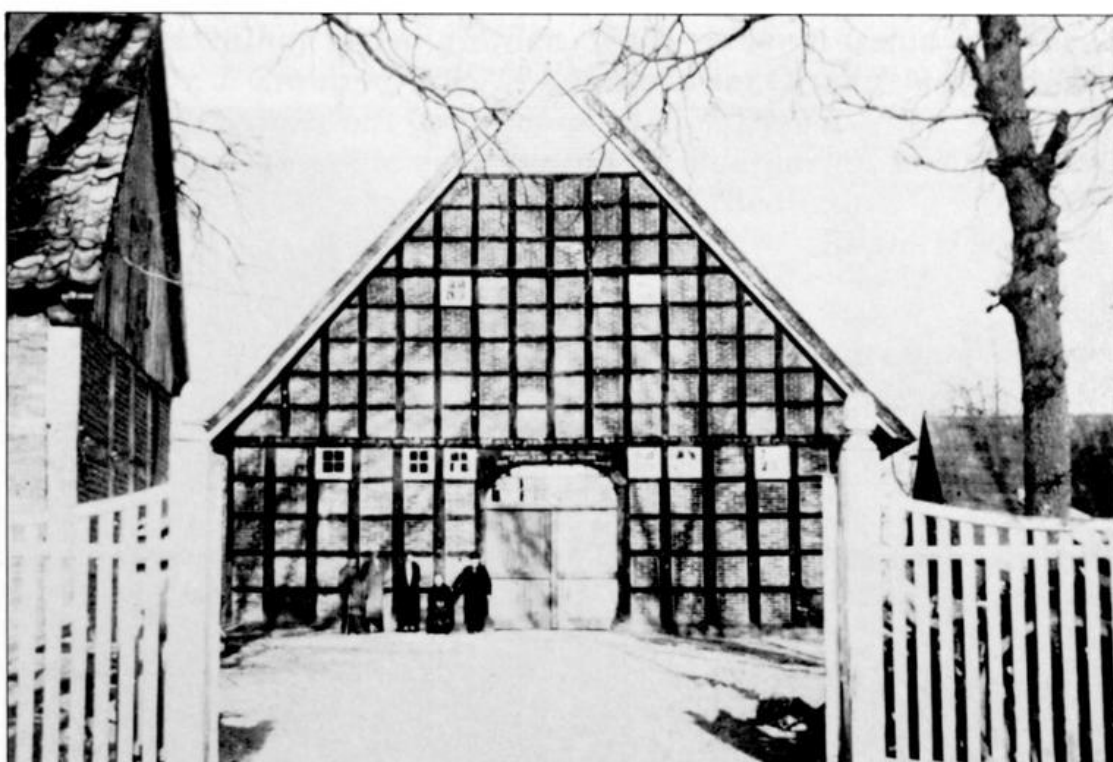
Während im übrigen Gemeindegebiet der Apfelanbau zugunsten von Beerenobst und Gemüseanbau zurückging, ist Deindrup heute das Zentrum des Apfelanbaus.

'Spredowe' (Spreda) bedeutet 'spreitende Aue'. Noch heute fließt zwischen Langförden und Spreda die 'Sprewer Bäke'.





*Der eichenumstandene Hof Thöle in Calsveslage. Foto Hartmann*



*Beim heutigen Hof Pöhlking in Spreda lag früher der 'Heidenkarkhoff', Aufnahme um 1930.*



*Moderne Obstplantage in Deindrup.*

*Foto Dr. Seipp*



*Hof Küppers in Deindrup, vormals Gottfried Deye; erbaut 1815.*

*Foto Hartmann*



*Der alte Meierhof gegenüber der Kirche war im Mittelalter die curtis, der Zentralhof in Langförden. Nach seiner Aussiedlung (Stukenborg, Dr. J. Cromme) 1966/67 konnte in der Ortsmitte ein großer Park- und Dorfplatz mit Grünanlagen geschaffen werden. Auf dem ehemaligen Hofgelände entstand der Kindergarten und auf dem Acker des Westeresches eine ausgedehnte Siedlung.*

*Repro Hartmann*

## Das Gut Vardel

Das Gut Vardel wurde wahrscheinlich im 13. Jahrhundert von einem Vechtaer Burgmann gegründet. Es gehört zu der Bauerschaft Bergstrup und liegt, von dieser getrennt, an der äußersten westlichen Grenze der Mark am Elmelager Bruch. Die alte Burg mitsamt Burgplatz war münstersches Lehn, alle übrigen Grundstücke Privatbesitz. In dem ältesten münsterschen Lehnsprotokoll des Bischof Florenz aus dem Jahre 1379 heißt es unter der Nummer 220: a bona to Varle et domus dicta dat hus „upper Borck in parochia Langevorde“<sup>1)</sup>.

Nachweislich war Vardel 1379 im Besitz eines Meinhard (Meinert) Rusche. Eine Nachfahrin dieses Meinhard Rusche heiratet 1486 Alvarich Schlepegrel aus der Grafschaft Oldenburg. Dieser erweitert das Gut durch zahlreiche Landankäufe. Seine Söhne Alverich





*Das Gutshaus Ellenhorst heute. Das Gebäude links trägt die Inschrift: Heribertus ab Haren ex Hopen Dorothea a Münchhusen ex Oldendorp.*

und Dieter setzten diese Vergrößerung fort, indem sie einen großen Teil ihres Besitzes im Ammerland verkaufen und dafür Grund und Boden in Südoldenburg erwerben.

Ein Enkelsohn Alverichs heiratet Anna von Dute, genannt Butt. Er versucht, das Gut auf Kosten der Stukenborger Bauern zu vergrößern und gerät darum in einen heftigen Streit mit ihnen. Nach seinem Tod im Jahre 1634 tritt sein Sohn Adolph Mauritz das Erbe an. 1645 heiratet er Margaretha Dorothea Loring, deren Ritterbürtigkeit später angezweifelt wird. Hellbernd glaubt, daß aus diesem Grund auch ihr Wappen auf der Grabplatte derer von Schleppegrel an der Südseite der Langfördener Kirche fehlt. Jedenfalls bringt sie zwei Güter mit in die Ehe, so daß sich Adolph Mauritz 'Herr zu Vardel, Norden und Südholz' nennen kann. Er stirbt am 16. 2. 1663, wie der Inschrift auf seiner Grabplatte zu entnehmen ist, nach kurzer schwerer Krankheit. Da die Schleppegrels erst 1674 ein Erbbegräbnis im Schiff der Kirche zu Langförden erwerben, wird er auf dem Friedhof beigesetzt.

Von seinem Sohn Adolph Emo ist nur bekannt, daß er 1670 Gertrud Maria Schultze zur Holte-Klincke heiratet. Die Frau stirbt im



*Der Hof Grave, im Vordergrund Teil der Gräfte vom Gutshaus Strohe.*  
*Foto Hartmann*

6. Ehejahr und Adolph Emo verheiratet sich ein zweites Mal, diesmal mit Ursula von Osten aus Delmenhorst.

Die Schlepegrels bewohnen Vardel noch bis 1721 und verkaufen es 1763 aufgrund hoher Verschuldung zum Preis von 25000 Talern an die Familie von Haren zu Hopen. 1801 geht es für 22000 Taler in den Besitz des Erbpächters Berding über; dieser gibt es 1849 für 30000 Taler an seinen Schwiegersohn Johann Caspar Ellerhorst aus Twistingen weiter.

Das alte Gutshaus wird 1850 abgebrochen; 100 m südlich davon entstehen neue, massive Gebäude. Der ehemalige Wassergraben um das alte Gutshaus ist heute noch deutlich erkennbar.

### Das Gut Strohe

Strohe, das zweite Adelsgut in der Gemeinde, wurde zu Beginn des 15. Jahrhunderts von Meinhard Rusche, Besitzer von Vardel, angelegt, um sich der Aufsicht des Burgmannskollegiums entziehen zu können. Rusche hatte dem Kollegium Urfehde schwören und versprechen müssen, keine Straßenraube mehr durchzuführen.

Das Gut bleibt ungefähr 350 Jahre im Besitz der Familie von Rusche. Es wird weder Land dazu erworben noch veräußert.

---

1769 befindet sich die Familie in solchen finanziellen Schwierigkeiten, daß das Gut auf Drängen der Gläubiger gegen Übernahme der Schulden an die Familie von Galen gegeben werden muß. Die von Galen überlassen es später dem Freiherren Clemens August von Kerckering zu Sassenberg.

Um 1800 wird Strohe dann für 15800 Taler an den Obervogt Lamping zu Langförden verkauft. Seit 1830 gibt es das Gut Strohe dann nicht mehr. Der Sohn des Landvogten teilte es in insgesamt 14 Teile und veräußerte diese Teilstücke.

Größere Teile des ehemaligen Gutes besitzen heute Grave und Dr. Siemer. Das alte Herrenhaus, von Grave angekauft, existiert nicht mehr; es brannte bald nach 1830 ab. Ein Teil der Gräfte ist jedoch noch heute erhalten.

### Das Gut Bomhof

Der Kaufmann B. A. Wilking aus Hulst in Holland schrieb vor hundert Jahren seine „Jugenderinnerungen“. Er war der Sohn des Langfördener Lehrers Anton Heinrich Wilking, der vom Jahre 1838 bis 1870 den Schuldienst verrichtete und mit seiner Familie im kleinen Schulhaus hinter dem alten Friedhof wohnte.

In einer bilderreichen Sprache beschreibt er seine Jugendzeit, dabei Land und Leute aus dem alten Langförden.

„Ich erinnere mich noch, wie herrlich es war, an den Esch entlang zu gehen, der Langförden von den Wäldern und dem wegen seiner Lage so besonders schönem Bomhof trennt. Bomhof wird fast an allen Seiten von Wäldern mit alten Eichen, Birken und Föhren umgeben. Es gibt da reichlich Stellen, wo sich Vogelnestchen und Waldbeeren finden.

Es geschieht oft, daß man nach längerer Abwesenheit Dinge wieder sieht, die man in seiner Jugend sehr schön gefunden hat, aber später tief enttäuscht wird, weil man mittlerweile manche Dinge gesehen hat, die weit schöner waren. Dies ist mir manchmal widerfahren. Ich bin froh, daß ich Bomhof, jedesmal, wenn ich es wiedersah, nach wie vor gleich schöne gefunden habe.

Ich weiß noch gut, daß ich einmal mit Kaplan Unkraut mitgehen durfte, um Kranke zu besuchen. Die Wohnung des Kranken lag jenseits des Waldes, so daß wir ganz hindurch gehen mußten. Es war ungefähr Mitte Mai und herrliches Wetter. Die Bäume trugen noch ihre ganz frischen Blätter, die Vögel sangen und auf den ringsum liegenden Feldern begann die Saat zu sprießen. Wir schritten über den hübschen, rebstockbestandenen Pfad; an der einen Seite lag der Graben, der um das Gut herumläuft, an der anderen der hohe

---

---

Eichenwald. Die letzte Strecke führte uns durch eine Weide voller Blumen, und wir kamen in ein Birkenwäldchen, das mit seinen weißen Stämmen und glänzenden neuen Blättchen bezaubernd aussah. Der Waldrand war besät mit Blumen, wie Krokusse, Waldveilchen und noch viel mehr“.

100 Jahre nach dieser schwärmerischen Darstellung hat der reizvolle Flecken keineswegs an Charme verloren, und die beschriebene Wiese präsentiert sich nach wie vor mit ihrem Artenreichtum, heute sogar unter behördlichem Schutz.

Das Gut, wohl eines der ältesten adeligen 'Niederlagen' im Oldenburger Münsterland, „mit einem Graben umgeben, mit anklebender Landtagsfähigkeit alsß jagt, pfacht, taubenflucht, Schaff und kühetrift in der gemeinde wie dan auch in daher fließenden Bächen wie ahli im ambt gebräuchlich die Fischerey, Kirchenstühle und Bänke auch Begräbniß zu Langförden“<sup>2</sup> strahlt in seiner idyllischen Lage eine gediegene Ruhe und Kontinuität aus. Kenner seiner Geschichte wissen aber, daß der Bomhof eine sehr wechselvolle Vergangenheit hat und den Heimatforschern sein Geheimnis, die Geschichte der ersten Tage, bis heute nicht preisgegeben hat.

Die Belehnung Herbord von Dinklage am Sonntag Exaudi im Jahre 1426 mit „den halven Boemhoff, den Drudeke in eren weren hevet, myt syner tobehoringe“<sup>3</sup> ist wohl der älteste urkundliche Hinweis auf Bomhof. Über die Geschichte Bomhofs vor diesem Jahr geben die Archive und Akten bis heute nichts her.

Der Heimatforscher Franz Ostendorf hat immer darauf hingewiesen und auch versucht zu beweisen, daß der Bomhof der Stammsitz der Herren von Spredowe gewesen ist. Die Herren oder Ritter von Spredowe (1137 - 1255), die, wie durch Urkunden ausgewiesen, in der ravensbergischen und sich später anschließenden münsterischen Zeit eine herausragende Rolle in der Ritterszene spielten und bei vielen wichtigen Verträgen hochrangige Zeugen waren, müssen bei ihrer Bedeutung einen beachtlichen Grundbesitz gehabt haben.

Es kann als gesichert angenommen werden, daß diese Ritter im Kirchspiel Langförden zuhause gewesen sind. Vier Generationen hindurch nannten sie sich entweder Herebordus de Spredowe oder auch Herebordus de Langenvorde, was doch Beweis genug ist für eine anhaltende Seßhaftigkeit auf einem Stammsitz.

In dem genealogischen und geschichtlichen Gefüge der Bauerschaften, das sich geordnet und abgerundet schon 1498 in der Hovetschattinge mit den Bauernstellen darstellt, ist ein größerer

---



---

Adelssitz nicht unterzubringen und einzuordnen. Auch Spreda als alte sächsische Siedlung ist so angelegt, daß mit allem Wohlwollen die Herebordi dort nicht 'seßhaft' gemacht werden können. Es müßten mehrere Höfe aus dem vermeintlichen Adelshof entstanden sein, was aus der Anlage der Bauerschaft überhaupt nicht zu ersehen ist. Ein untergegangener Adelssitz hinterläßt in der Regel irgendwelche Spuren topographischer Art; sie sind hier nicht zu finden.

Wenn Bomhof einer Bauerschaft zugeordnet werden soll, dann käme nur Spreda infrage, weil beide westlich der 'langen Furt' liegen und zusammen mit der Bauerschaft Deindrup durch die Spredaer Bäke von Langförden getrennt werden. Und wenn sich dann noch in vielen Markenstreitigkeiten gegen die Herren von Reusche die Bomhofer auch zu den Spredaern zählten und deren Marken verteidigten, dann dürften bezüglich der Lage und besitzrechtlich keine Bedenken bestehen, daß Bomhof mehr, wenn nicht ganz, nach Spreda tendiert.

Zum Beweis gehören Indizien; einige seien hier beigebracht. Sie erhärten den Verdacht, daß in staufischer Zeit auf Bomhof ritterliches Leben herrschte.

Im Jahre 1269 bekunden der Drost Johannes und die Burgmannen, daß der Ritter Herebordus de Spredowe das Erbe Godescali in Bakum dem Kloster Bersenbrück übertragen habe. Als Zeugen erscheinen 2 Geistliche, 9 Ritter und daneben Bernhardus Kanne und Justatius Grip, ferner „Sifridus et Helerus servi domini Herbordi“. Es wird hier ganz deutlich bekundet, daß der vermeintliche Herr auf Bomhof mindestens zwei Pagen hatte.

Als 'Lehrherr' für junge Ritter und vorrangiger Vasall des Burggrafen in Vechta war er unter seinesgleichen einer der größten und bedeutendsten Ritter in unserer Gegend. Bei Besuchen und Erprobungen der jungen Ritter haben sicherlich Ritterturniere und Reiterspiele stattgefunden. Das gehörte früher zur Ausbildung und zum ritterlichen Leben. Auf galoppierenden Pferden wurde mit der Lanze nach Ringen gestochen und in Rüstung und Harnisch die Tapferkeit erprobt. Abends wurden die Ritter dann bei Gelage und Ritterschmaus gekürt und ausgezeichnet.

Bis ins letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts fand in jedem Jahr zur Fastnachtszeit in Spreda ein Reiterspiel statt. Es war ein ungewöhnliches Spiel, bei dem auf galoppierenden Pferden einem präparierten Hahn, der am schwankenden Ast eines Eichenbaumes hing, der Kopf abgerissen werden mußte.

Der Turnierplatz befand sich auf dem alten Dorfanger vor den

---

---

Gehöften Wempe, Herbers und Beneke. Alle Jungen machten mit und kämpften ohne Sattel und Zaumzeug um die Trophäe. Das ganze Dorf traf sich abends zur Siegerehrung auf einer der Bauerndielen. Es wurde dem Sieger ein bestickter Mantel umgehängt und ein Zepter überreicht. Bei selbstgebrautem Bier und Schnaps wurde drei Tage lang gefeiert.

Kein Spredaer weiß, wann dieses Dorffest mit dem eigenartig rituellen Auftakt entstanden ist. Alte Spredaer Einwohner wußten vom Hörensagen von diesem großen Ereignis und konnten über den vorgeschriebenen Ablauf detaillierte Angaben machen. Möglich, daß in früherer Zeit Spredaer einmal Zaungäste bei den bomhoflichen Rittern jenseits des Esches waren und dem munteren Treiben, bei dem auf galoppierenden Pferden um Trophäen gekämpft wurde, zugeschaut haben. So ist das Spredaer Bauernspiel wohl ein kopiertes Ritterspiel mit Attributen aus dem ländlichen Bereich.

Wie bereits erwähnt, liegt die Vergangenheit Bomhofs vor dem Jahre 1426 noch im Dunkeln. Über die Zeit nach 1426 gibt es gesicherte Daten.

Am 25. 6. 1467 erbt Johann von Weddesche von dem Gute Weddesche bei Diepholz das Gut. 1496 wird sein Sohn Dethard, verheiratet mit einer von Schulte, erwähnt. Dethard hat einen Sohn und zwei Töchter. Der Verbleib des Sohnes ist unbekannt; die Tochter Catharina heiratet 1531 Andreas von Quernheim; die Tochter Anna heiratet Johann von Dorgelo auf Bretberg. 1536 wird Andreas von Quernheim mit dem Gut belehnt. Er bringt es zur vollen Blüte, indem er eine benachbarte Bauernstelle erwirbt, Ländereien und Güter kauft oder tauscht. Sein Sohn, ebenfalls Andreas geheiß, heiratet Gertrud Grothaus vom Gute Vehr. Er stirbt 1606, sie 1614. Die Grabplatte der Eheleute ist an der Südseite der Langfördener Kirche eingemauert. Da die Ehe der beiden kinderlos geblieben war, setzt Andreas von Quernheim 1599 den Sohn eines Vetters, Rötger von Dorgelo zu Hopen, in seinem Testament als Erben ein.

Nach dessen Tod im Jahre 1613 erhält seine Witwe durch ihren Schwager, den Domprobst Otto von Dorgelo, die Belehnung des Gutes für ihre Kinder. Der Sohn Johann verkauft das Gut am 30. 4. 1648 für 500 Taler an den Drost von Cloppenburg, Carl Othmar von Grothaus zum Grone. 1712 erbt Ferdinand von Schilder, Drost zu Sassenburg, das Gut. Seine Urenkelin, Isabella Franziska von Schilder, Stiftsfräulein von Freckenhorst, übergibt das Gut 1814 an Sophia von Fricken. Sie ist 40 Jahre Besitzerin; im Jahre 1854

---



*Inskriftentafel an der Gartenseite des Gutshauses Bomhof. Dompropst Otto von Dorgelo ließ sie 1618 anfertigen.*

verkauft sie Bomhof an ihren Neffen Heinrich von Fricken. Seine Nachkommen haben das Gut heute noch in Besitz.

1883 baute die Familie an das alte Verwaltungsgebäude ein Herrenhaus an. Dieses wird 1932 durch den Anbau eines Turmes mit Hauskapelle, Bibliothekszimmer und andere Umbauten in einen 'gutsmäßigen' Zustand versetzt.

Nach dem Adelslexikon war die Familie v. Fricken bis zur Reformation im Braunschweig-Wolfenbüttelschen ansässig und begütert. Man findet heute aber keinen Hinweis mehr auf dieses Stammhaus.

Die ersten nachweisbaren Mitglieder der Sippe v. Fricken erscheinen dem Deutschen Orden zugehörig, in Kur- und Livland.

Mitte des 13. Jahrhunderts eroberte der Deutsche Orden dieses Gebiet und führte es dem christlichen Glauben und der westlichen Kultur zu. Es ist wahrscheinlich, daß ein abgehender Sohn sich dem Treck nach Osten angeschlossen und über eine Kolonisation eine standesgemäße Existenz gegründet hat.

Blättert man in den Kurländischen Historischen Jahrbüchern, begegnet man auf Schritt und Tritt Mitgliedern des nordwestdeutschen Adels: v. Amboten, Ascheberg, Bahr, Bickeren, Bock, Bre-

---

men, Budde, Büren, Dorgeloh, Elmendorp, Funcken, Freitag, Friesland, Galen, Groth, Grothus, Hagen, Haren, Heyking, Kayserling, Kogelenberg, Krüdener, Lutten, Merveldt, Quernheim, Stromberg, Schlepegrell, Schulte u. v. a.

Auch Kaufleute, Handwerker und Beamte zogen gen Osten; zusammen mit der Hanse transportierten sie deutsche Waren und deutschen Geist.

Die Ahnentafel beginnt mit Friedrich Fricke, der Inspektor auf Rotthausen in Livland war. Sein Sohn Johan Friedrich Fricke spielte in der kurländischen Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle.

Er war „deutschordenscher Secretär“ des Ordensmeisters v. Galen und als Gesandter am Hofe des berühmten Iwan des Schrecklichen ein erfolgreicher Verhandlungspartner, so daß er zum Dank mit den Gütern Hohenberg und Ropenberg belehnt wurde und vom deutschen Kaiser den Reichsadelsbrief bekam.

Nach der Auflösung des Ordens und Übernahme der Ordensländer durch die Polen und Schweden wurden die zum Eigentum gewordenen Lehnsgüter von dem Erben Friedrich Wedich Fricke und dessen Sohn Friedrich Heinrich, Herr auf Vetzen, Pedwahlen und Waldegahlen im Talsenschen, nach und nach veräußert.

Während des 30jährigen Krieges begannen sich schon vereinzelte deutsche Familien wegen der undurchsichtigen Lage wieder Richtung Westen abzusetzen. Noch als „Kurländischer Indigenat“ und Offizier der Leibwache des polnischen Königs läßt er seine Kinder im Wolfenbüttelschen und Westfalen aufwachsen und zieht letztlich zu seinem schon heimgekehrten Schwiegervater zum Gut Bickeren nahe Bochum.

In einer „Memoria“ aus dem Jahre 1731 heißt es: „Anfang Augustus 1638 zog Offizier Friedrich Henrich Fricke mit Eheliebsten Walburga Eleonora auf weiteren Kriegszügen. Die Eltern wünschten Tochter und Eidam viel Glück und in Gottes Hand alles befohlen und guten Honigmond hinfüro“. Friedrich Heinrich fiel in einem Treffen, seine Frau starb an einer Kriegsseuche.

In der Erbfolge erscheint unter dem Fürstbischof Christoph Bernhard v. Galen im Kampf gegen die Niederlande der Hauptmann Johan Friedericus Henricus Fricke. Seine Kompanie wird am Ende dieses Brabantischen Krieges in der Feste Vechte aufgelöst. Durch seine Heirat mit Catharina von Hugenpoth wurde er katholisch und erregte dadurch viel Ärger. Als dann noch sein Sohn Johan Friedrich Heinrich eine münstersche Artillerie-Hauptmanns Tochter „mißheythete“, zog er nach Ofen-Ungarn und ging als Capitain in fremde Dienste.

---



---

Johan Friedrich Heinrich v. Fricken blieb in Vechta auf der Festung als Hauptmann in dem Generalleutnant v. Corfeyschen Regiment. Auch sein 1725 geborener Sohn August Wolfhard v. Fricken blieb vorerst in Vechta und war Leutnant im Böninghausenschen Regiment zu Fuß. Er war mit der Tochter des Sögeler Obervogtes Kösters, die Wirtschafterin auf dem Gute Stedingsmühlen war, verheiratet.

1778 wurden die Heeresbestände des Fürstbischofs wesentlich herabgesetzt, viele verdiente Offiziere, so auch August Wolfhard v. Fricken, wurden mit einer geringen Pension entlassen.

Von seinen 8 Kindern übernahm der jüngste Sohn Friedrich Joseph Maria v. Fricken nach 10jähriger Militärdienstzeit als Offiziersanwärter und Kadett die Verwaltung des adelichen Gutes Bomhof, das seiner Schwester Sophia als Erbe von der oben erwähnten Freiherrin Droste v. Schilder zugefallen war.

*Rolf Cordes*

### Stammbaum der Familie von Fricken auf Bomhof



Wappen: Zwei pfahlweis aneinandergestellte gesichtete Monde, darüber drei dachförmig ineinandergeschobene Sterne.  
Farben: Blau - Gold.

---



---

*meister und Verwalter des Gutes Bomhof, das seine Schwester Sophia Elisabeth Maria von der Drostin von Schilder, die letzte Besitzerin vom Gute Bomhof, erbt zusammen mit den Allodialgütern Sassenberg, Büchen und Nordwalde.*

---

IX. Heinrich Maria v. Fricken \* 1820 auf Bomhof  
† 1863 auf Bomhof  
∞ Anna Elisabeth Hoying

---

X. Maria Joseph Julius v. Fricken  
\* 1850 auf Bomhof  
† 1915 auf Bomhof  
∞ Anna Josephine Moormann (Sommer)

---

XI. Heinrich Eduard v. Fricken  
*MdL in Oldenburg* \* 1874 auf Bomhof  
† 1947 auf Bomhof  
∞ Paula v. Franken-Welz \* 1883, † 1956

---

XII. Wolfhard v. Fricken \* 1912  
∞ Maria Meyer-Theßen \* 1914

---

XIII. Eduard v. Fricken \* 1948  
∞ Edith geb. Deierling  
Kinder: Alexander, Marie-Isabell

---

#### Quellennachweis

- 1 Staatsarchiv Münster, Manuscript 94, Bl. 20
- 2 Status aestimationis des hochadeligen Allodial Hauses Bomhof und dessen Zubehör 1605
- 3 Staatsarchiv Münster, Manuscript VII 403, V. 33
- 4 Oldenburgisches Urkundenbuch, Band V, Nr. 165,

#### Literatur:

- Hellbernd, Franz: Alte Grabplatten und Epitaphe in Südoldenburg, in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1973, Heimatbund für das Oldenburger Münsterland. (Hrsg), Vechta 1973
- Hellbernd/Möller: Oldenburg, ein heimatliches Nachschlagewerk, Vechta 1965.
- Nieberding, C. H.: Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster und der angrenzenden Grafschaften Diepholz, Wildeshausen, Band 2, Vechta 1841.
- Ostendorf, Franz: Die adligen Güter in Langförden, Heimatblätter 1939/40.

#### Quellen bezgl. v. Fricken:

1. Pro memoria des Grothkoopmanns Goswin v. Bickern zu Riga 1731
  2. Pro memoria des Pastors Jobst von Byckeren 1531
  3. Pro memoria des August Wolfhard von Fricken
  5. Archiv des Hauses Bomhof
-

---

*Aus dem Hannoverschen Magazin* \*)

## Das Saterland

Das Saterland liegt an zwei kleinen Flüssen, die Markä, die von Süden nach Nordwesten, und die Oh, die von Südwesten nach Norden fließt. Beide vereinigen sich unweit des Dorfes Alt-Scharle und bilden die Leda, welche hernach in vielen Krümmungen um dieses Ländchen herum nach Nordwesten hin sich mit der Sost vereinigt, wo beide denn diesseit Leer bei Leerort in die Ems fließen.

Vormals machte das Saterland einen Theil der Niederstifts Münster aus, gehört jetzt, wie ich oben schon bemerkt habe, zum Großherzogthume Oldenburg, liegt hart auf der hannoverschen Grenze und ist außer dem Flusse von allen Seiten mit Morästen, Moor und Heiden umgeben. Von Frysoita aus führt jetzt ein sehr gut und hoch aufgeworfener Fahrweg durch das Moor und setzt es mehr als früher, mit seinen Nachbarländern in Berührung, weil man ehemals nur zu Wasser hineingelangen konnte.

Der moorige und morastige Boden ist mit Asphalt und Schwefel angefüllt, weßhalb auch das Wasser einen sehr starken Schwefelgeschmack hat.

Das ganze Land besteht aus drei Kirchspielen. Scharle war früher das größte Dorf, wird aber jetzt Alt-Scharle genannt, weil es vor einigen Jahren durch die Flammen halb verzehrt wurde, sich getheilt hat und die durch diese Feuersbrunst verunglückten Bewohner sich eine halbe Stunde weiter ins Moor hinein angebaut haben und ihren Ort Neu-Scharle nennen. Dann kommt Raamsloh mit den Bauerschaften Holn und Balje und zuletzt Strücklingen mit der Bauerschaft Usende. Das Ganze wird ungefähr von 4000 sehr arbeitsamen Menschen bewohnt, die eine große Anhänglichkeit und Liebe für ihr Ländchen haben. Früher waren sie frei und wußten alle Anmaßungen fremder Zwingherrn zu bekämpfen, standen bloß unter dem Immediat-Schutze des Grafen von Tecklen-

---

\*) Es handelt sich hier um einen Text, der 1842 erstmals in dem „Hannoverschen Magazin“ erschienen ist; er basiert auf Ausführungen von Hoche: Reise in das Saterland. Reinhard Oberschelp hat ihn in der Reihe „Niedersächsische Texte 1820-1866“ im Jahre 1985 in gekürzter Form neu veröffentlicht. Herr Oberschelp genehmigte freundlicher Weise den wörtlichen Nachdruck.



---

burg, an den sie jährlich für sein Hoheitsrecht 3 Faß Butter bezahlten; später erwarben die Bischöfe von Münster dieses Recht, welches die einzige Abgabe war, die dieses Völkchen zu tragen hatte. Jetzt, da es oldenburgisch ist, hat es mit den übrigen gleiche Last, bezahlt aber, da es freie Jagd und Fischerei hat, außerdem noch immer die drei Faß Butter. Das ganze gehört jetzt zum Amte Frysoita und wird von einem Amtsvogte regiert.

Der Saterländer versteht es, von seinem moorigen Boden einen Nutzen zu ziehen, der seiner merkwürdigen Art und Weise wegen verdient, angeführt zu werden. Er sucht sich, wenn die großen Nebel seltener und die Witterung im Frühjahre trockner geworden, ein Stück Moorgrund aus, hackt mit einer 2 Zoll langen und 4 Zoll breiten nach vorn spitz zu laufenden Hacke den Boden um und läßt das Umgehackte trocknen. Ist das darauf wachsende Heidekraut verdorrt, so wird es an mehreren Stellen angezündet. Wenn das ganze Feuer verzehrt ist, so wird die Asche aus einander geworfen und Buchweizen hineingesäet. Zwei bis drei Jahre hindurch kann es auf dieselbe Weise wiederholt werden, bis der Boden erschöpft ist, alsdann muß er wohl 10 Jahre liegen bleiben, bis die Heide wiedergewachsen ist. Auch im Herzogthume Arenberg-Meppen und in der Niedergrafschaft Lingen wird der moorige Theil des Landes von den Bewohnern auf dieselbe Art und Weise benutzt, wodurch ein so starker Rauch entsteht, daß er den ganzen Himmel verdunkelt und den Westfälingern die schönsten Tage des Frühlings verdirbt. Er wird Moor- auch wohl Haarrauch genannt, riecht stark nach Torf, ist sehr kalt, hält den oft im Frühjahre so nöthigen Regen zurück, verstimmt sogar die Vögel in der Luft und scheint überhaupt der ganzen Vegetation schädlich zu sein.

Das erste, was der moorige Boden wieder erzeugt, ist ein in die Höhe wachsendes Binsenkraut, welches einen kleinen Büschel unterhalb der Spitze hat; die Saterländer nennen es in ihrer Sprache Bijunt und verfertigen Besen daraus.

Im Saterlande ist der Boden in der Nähe der Dörfer fester und besteht aus einer starken Mischung von Sand und Moor und wird zu Ackerland für die anderen Getreidesorten benutzt. Nach dem Dollart hin hat dieses Ländchen seine Bruchwiesen.

Die Wagen der Saterländer unterscheiden sich in nichts von denen der westfälischen Bauern, als daß ihre Räder einen sehr breiten Kranz haben, damit sie nicht zu tief einschneiden. Diese Wagen sind sehr leicht und könnten auf festem Boden mit einer Ladung Buchweizen von zwei Menschen gezogen werden, hier aber sind

---

---

zwei Pferde unentbehrlich. Unter dem Wagen hangen Holzschuhe für die Pferde, die ihnen, wenn es nicht ganz trocken ist, angezogen werden. Diese Holzschuhe sind starke, aber dennoch leichte Bretter, die oben etwas ausgehöhlt sind, so daß der Huf hineinpaßt. Sie werden über dem Hufe mit kleinen Stricken befestigt, und so muß das Pferd gehen, damit es nicht einsinkt.

Die Einrichtung der Häuser ist ganz so wie die der Bauernhöfe im Osnabrückschen, sie haben nur einen Stock, das Dach besteht größtentheils aus Buchweizenstroh und liegt dicht auf den Fenstern und ist selten mehr als 6 Fuß von der Erde entfernt. Schornsteine haben nur die Häuser der Wohlhabenden, Scheunen, Ställe, Kamin und Kammern sind in eins gebaut. Vorn unter dem Giebel ist eine große Thüre, wodurch man hinein fährt, welche bei Tage immer offen steht, aber durch ein fünf Fuß hohes Gitter ersetzt wird, damit das Vieh nicht hinauslaufen kann. Kommt man durch diese Giebelthüre hinein, so ist rechts der Stall für die Pferde und links für die Kühe und was der Bauer sonst an Vieh hat. Die Hühner gehen im Hause spazieren und legen ihre Eier, wohin sie wollen. Der Boden, d. h. der ganze Raum unter dem Dache, ist die Vorrathskammer, hier reihet sich Getreide, Heu und Stroh an einander. An beiden Seiten der Ställe sind am Ende noch kleine Kammern angebracht zum Aufbewahren der Vorräthe. Der zwischen den Ställen von hier bis zur Giebelthüre führende Raum ist die Dehle und wird zum Dreschen benutzt. Hier hört die erste Abteilung des Hauses auf; alsdann tritt man auf einen freien Raum, in dessen Mitte der Heerd sich befindet, der mit dem Erdboden gleich und so angelegt ist, daß man rund umher gehen kann, alsdann kommt eine Mauer, die durch die ganze Breite des Hauses geht und den zweiten Giebel von dem ersten absondert. Hinter dieser Mauer sind kleine Zimmerchen, wo der Webstuhl und einige Koffer stehen. Das größte von diesen wird im Winter als Wohn- und Spinnstube gebraucht.

Die Saterländer sind sehr gastfrei. Überall wird man von ihnen wohl aufgenommen. Essen und Trinken geben sie gern und bereiten, was man wünscht, wenn es ihnen möglich ist. Für ihre Bereitwilligkeit und für das, was sie geben, nehmen sie nur eine mäßige Bezahlung. In jedem Hause kann man schwarzes Brot, auch wohl Zwieback, Butter, Kaffee, Käse, Bier und Branntwein haben, und jedes Haus steht hier, obgleich es nicht mehr an Wirthshäusern gebricht, den Reisenden offen.

Im Dorfe Scharle fand ich ein schönes Haus. Ich ging hinein, um Kaffee zu trinken. Der Hauswirth, ein Kaufmann, galt für den

---

---

Reichsten im Lande. Man brachte den Kaffee, der Hauswirth, seine Frau und seine junge Schwägerin setzten sich zu mir und tranken mit. Butter, Käse, Zwieback, schwarzes Brot und geräuchertes Fleisch wurden zu dem Kaffee gegessen. Ich war gezwungen, acht Tassen dieses gefärbten warmen Wassers zu trinken, weil ich meine Tasse nicht umstülpte, denn es ist Sitte, so lange einzuschenken, bis dies Zeichen gegeben wird.

Kaffee trinken sie sehr viel, und er soll ihnen mehr schaden, als der Branntwein, wie ein alter Schiffer mir versicherte: „Wir sind schon lange an den Branntwein gewöhnt,“ sagte der, als ich dieses Getränk tadelte und für die Gesundheit nachtheilig hielt, „in der feuchten Luft und auf dem Wasser ist er uns unentbehrlich aber der Kaffee, der verdirbt die jungen Leute; in meiner Jugend kannte man ihn noch kaum.“

Das Kaffeetrinken ist leider hier wie überall unter den niederen Volksklassen allgemeine Sitte. Die Saterländer trinken ihn in großen Quantitäten, aber sehr schwach, denn er sieht aus wie gefärbtes Wasser. Man bedient sich zum Kaffeetrinken großer Kannen, die der Saterländer Dreipott nennt, die auf drei Füßen stehen und drei Hähne zum Abzapfen haben. Diese Kanne steht auf einem kleinen Kohlenbecken, um den Kaffee immer warm zu halten. Wer Lust hat zu trinken, schraubt einen Hahn auf und läßt sein Täßchen volllaufen. Oft laufen alle drei Hähne zugleich. Den Kandiszucker legt man in die Unterschale, nimmt ihn während des Trinkens in den Mund und läßt ihn hernach wieder in die Tasse fallen, damit er gelegentlich, auch wohl für Andere, noch brauchbar ist. Das Aufsetzen mehrerer Speisen zum Kaffee ist vorzüglich nur Sitte, wenn Gäste da sind.

Unter sich geben sie keine Kaffee-Visiten, die in der feinen Welt eine ergiebige Quelle der Medisance und des Müssiggangs Beschützer sind. Ohne Besuche können indeß die Frauenzimmer nicht leben, und man muß tolerant gegen sie sein, weil es nun einmal so ist und weil sie dem männlichen Geschlechte in anderer Hinsicht noch härtere und begründetere Vorwürfe machen können.

Die Saterländerinnen machen auch Visiten, aber diese sind etwas sonderbar; es sind Biervisiten. Alle Saterländer haben freie Brauereien, dazu sind eigene Häuser bestimmt, in welchen ein jeder nach einer gewissen Ordnung brauen kann. Wenn nun eine Hausfrau brauet und das Bier fertig ist, so kommen die Verwandtinnen, Freundinnen, Gevatterinnen und Nachbarinnen entweder nach dem Brauhause oder nach der Wohnung der Brauerin. Jede hat einen Löffel und einen Topf bei sich. Die Eigenthümerin des Biers

---



---

muß diese Töpfe anfüllen und Brot dazu geben. Die Gäste setzen sich alle vor die Thür, brocken das Brot in das Bier und leeren unter Lachen und Scherzen ihre Kalteschalentöpfe aus. Jede ist verbunden, den Schmauß wieder zu geben, wenn sie brauet, und so können sie in einer Woche mehrere Kalteschalen-Visiten machen.

Ihre Speisen sind nicht ausgesucht, sie genießen sie aber in großen Quantitäten. Ihr Klima und ihre Beschäftigung macht ihnen harte Speisen nothwendig. Schinken, geräuchertes Fleisch, Schwarzes Brot, Kartoffeln, mehrere Arten brauner Kohl, Butter und Käse sind die gewöhnlichen Nahrungsmittel. Eine Liebesspeise ist ein Pfannkuchen von Buchweizenmehl mit Speck, welcher bei Wäschen und Flachsfeften gegeben werden muß. Buchweizenmehl wird bei ihnen sehr viel gebraucht, und in dem moorigen Boden wächst diese Getreideart am besten. Reisbrei gehört unter die festlichen Speisen der ersten Art.

Ihr Brod ist so schwarz wie der Torf, den sie brennen. Sie bereiten es auf folgende Art: Das Getreide wird geschrotet oder eigentlich nur gequetscht, diese zerriebene Masse wird stark gesäuert und muß so 12 bis 16 Stunden stehen; dann wirken sie den Teig aus, zu 30 bis 40 und mehr Pfunden. In dem Ofen, der ganz aus Lehm gebauet ist, steht er wenigstens 24 Stunden. Die Oeffnung des Ofens wird mit einem Eisen zugedeckt und verschmiert, oder auch ganz zugemauert, bis das Brot gebacken ist. Dies ist der bekannte und sehr nahrhafte Bonpournickel oder westfälischer Pumpernickel. Als Delicatesse essen ihn die Saterländer, wie die andern Westfälinger, mit vieler Butter bestrichen und Zwiebäcke oder Scheiben von weißem Brot darauf gelegt. Diesem Brote schreibe ich es zu, daß die Menschen hier alle schöne Zähne haben.

Hunger und Kälte können sie viel ertragen, aber nicht Durst und Wärme. Bier und Branntwein darf nicht fehlen. Drei Tage und drei Nächte können sie in ihren Booten auf der Leda schwimmen, achten nicht des Schlafs, der Kälte und des Hungers, wenn nur ihr Branntweinsbuddel gefüllt ist. Aber eben so lange können sie auch unthätig im Hause liegen und essen und trinken. Sind sie dies überdrüssig und haben noch keine Fahrt zu machen, so gehen sie mit ihren schönen Windspielen auf die Jagd. Beinahe alle Männer kauen Taback, und so wie man von einem andern eine Prise Schnupftaback fordert, fordern sie ein Prümken, d. h. eine Portion, die sie mit drei Fingern zusammenfassen und in den Mund stecken.

---



---

Die Zeit berechnen sie nach Nächten und nicht nach Tagen, wie es der alten Deutschen Sitte war; aber die Tagesrechnung oder das Zeitmaß bestimmen sie nach der Essenszeit. Ein Itemal sind 24 Stunden. Fragt man: wie weit ist der Ort entfernt? so antworten sie: ein Viertel Itemal u. s. w.

Das weibliche Geschlecht ist bei den Saterländern noch nicht zu der Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft gekommen, wo es bei allen cultivirten Völkern steht. Die Saterländerinnen sind beinahe noch Slavinnen, wie uns Tacitus die Weiber der alten Deutschen schildert. Sie müssen pflügen, säen, ernten und den ganzen Ackerbau treiben, den Haushalt führen und für die Pflege und Bequemlichkeit des männlichen Geschlechts sorgen. Selten sieht man eine Mannsperson mit einem Wagen, und sieht man eine, so ist es ein Greis oder ein unbärtiger Jüngling.

Die Weiber der Saterländer verrichten alle ökonomischen Geschäfte, bauen ihren Flachs und verarbeiten ihn, bis die Männer die Kleidung daraus anziehen können. Außer den Geschäften des Ackerbaues und der Hauswirthschaft, müssen sie die Arbeit der Männer noch mit verrichten und die Boote bis nach Ellerbruch ziehen helfen. Ja ich habe Weiber gesehen, die eine Last allein dahin brachten und ihren Branntwein tranken, so gut als die Männer. Die Häuslichkeit des weiblichen Geschlechts ist die Quelle der Wohlhabenheit. Der Mann führt seine Motte, ein kleines Schiff mit einem Segel von Utende nach Leer und Emden, ja er wagt sich damit in die Nordsee und ladet darin beinahe eben so viel, als die Püntten, eine größere Art Schiffe, auf der Ems tragen, die von Pferden gezogen werden. Dies ist sein Gelderwerb, alles Uebrige beruhet auf dem Fleiß und der Ordnung der Frau.

Ich habe gesehen, daß Weiber die Lasten, welche die Männer auf Motten brachten, in ihre Boote ladeten und nach den Ellerbruch zogen, von da wieder eine Ladung zurückbrachten, die die Männer nach geschehener Ruhe umladen und nach den Hafen fahren. Nun besorgen die Weiber die Wirthschaft bis zur Heimkehr der Männer, wo sie denn aufs neue die Beweise ihrer Häuslichkeit und ihres Erwerbungstriebes ablegen. Sie wissen, daß sie nicht bloß zum Verzehren, sondern auch zum Erwerben da sind.

Solche, die man eigentlich Arme nennt, findet man nicht unter den Saterländern; für Hülfbedürftige, deren es nur wenige giebt, und die es durch das Alter sind, sorgen die Bürgermeister, sowie für diejenigen, die ein Unglück getroffen hat. Es herrscht hierin etwas von einer patriachalischen Verfassung, alle gehören gleichsam zu einer Familie. Wird Einer krank, so sorgen Andere für seine Geschäfte.

---

---

Die Saterländer erreichen ein hohes Alter. Sie werden selten krank, und sind sie es, so ist gewöhnlich die Natur der Arzt. Einige Hausmittel kennen und gebrauchen sie; übrigens glauben sie so wenig an die Arzeneien als an einen Arzt. Alte Weiber machen hier mit abergläubischen Kuren noch eher ihr Glück. Keine Seuche aus Venus-Tempeln schleicht unter ihnen umher, und die Galanterie hat ihr Gift hier noch nicht ausgegossen. Des Alters größte Beschwerde ist hier die Schwäche des Gesichts. Die Augen werden roth und thränen viel. Dies kömmt wahrscheinlich von dem vielen Branntwein und Torfrauch her, der alle Häuser durchziehet.

Ihre Kinderzucht geht dahin, durch Liebe zum Vaterlande und vaterländischen Sitten, alles was ihnen eigenthümlich ist zu erhalten. Kaum ist das Kind geboren, so wird es so behandelt, wie die Urmütter ihre Kinder behandelten. Es kriecht im Staube und Koth umher mit seinen Gespielen, Ferkeln und Hühnern, und ist in seiner Nacktheit dem Winde und dem Regen ausgesetzt. Es ißt früh sein schwarzes Brot und stillt den Durst an der Mutter Brust bis in das dritte und vierte Jahr, oder eigentlich bis ein neuer Ankömmling ihm diese Freude raubt. Dies hindert vielleicht die Vermehrung, befördert aber den schönen Auswuchs der Kinder. Das männliche Geschlecht ist groß. Die Augen sind fast bei allen blau und rollen etwas furchtbar in dem Kopfe, ihre Physiognomie ist jedoch angenehm und männlich, sie zieht an und erwirbt Vertrauen. Sie sind von starkem Gliederbau und sehr musculös, tragen alle rund geschnittenes Haar, das fast durchgehends blond ist und etwas ins bräunliche spielt. Ein Hut am gewöhnlichsten eine Mütze bedeckt das Haupt. Ein Hemd, ein Brusttuch, und darüber ein Kamisol mit Aermeln von gefärbtem Leinen- und Wollengarn bedecken den Leib. Wenn sie auf dem Wasser sich befinden, so tragen sie eine Art Schifferhosen, wollene Strümpfe und lederne Schuhe. Zu Hause tragen sie Holzschuhe, die sie Hosken nennen. Das weibliche Geschlecht ist durchgehends schön. Die Natur hat sie reichlich mit allen Reizen ausgestattet, die sie auf eine unschuldige und vorteilhafte Art zu verbergen wissen. Ihr Auge spricht Liebe und Sehnsucht.

Die Kleidung der Weiber ist im ganzen genommen ihrer Schönheit nicht vorteilhaft. Sie tragen Mützen, worüber ein Zeug liegt, welches sie Logett nennen. An der Mütze sitzt eine Stirnbinde, an deren Enden das Logett in den Schlägen fest genäht ist und wieder zurückgeschlagen wird. Auf dieser Mütze tragen sie einen großen Strohhut, in der Form eines halben Mondes, wovon die gerade Linie hinten, die Ründung vorn ist, die weit heraus stehet und zum

---



---

Schutze gegen Regen und Sonne dient. Der Kopf des Hutes ist flach, zwei Bänder binden ihn unter dem Kinne fest. Den Busen bedecken die Saterländerinnen bescheiden und kämpfen mit der Gewalt der Natur. Sie tragen ein Kamisol mit langen Schößen, diese bedecken einen großen Theil des Rockes, welcher mit der Schürze bis unter die Waden reicht.

Das Ohrisen macht auch noch einen Theil ihres Kopfschmuckes aus; dies ist aber selten von Eisen gemacht, sondern von Silber oder echtem Golde und hat die Form eines halben Ringes. Dieses Ohrisen legen die Mädchen über die Haare auf dem Hinterkopf so, daß die beiden Enden über den Ohren hervor bis an die Augenbrauen treten. Dann setzen sie die Mütze über die fliegenden Haare, die Schultern und Busen bedecken, ziehen die Zipfel über die Ohren herab und befestigen sie an dem Ohrisen.

Zu diesem Zwecke sind in dem Ohrisen vorn, wo es in der Schläfe liegt, zwei kleine Löcher von oben nach unten, dadurch stecken sie Nadeln, die die Mützen festhalten. Dies ist ein Hauptstück des Putzes junger Mädchen, und man muß gestehen, daß der Glanz des Goldes in der Schläfe, welcher durch die feinen weißen Kanfen des Logetts dringt, mit den blonden Augen viel Wirkung hat.

Die Keuschheit der Weiber soll, wie die Männer selbst versichern, musterhaft sein. Überdem fehlt ihnen der Reiz der Sinnlichkeit und die Qual der Langenweile, die der Einbildungskraft so gern gefällige Bilder hinstellt. Selten ist hier der Fall, daß ein Mädchen verführt wird, und ist es der Fall, so wird der Verführer gezwungen, das Mädchen zu heirathen.

Die Saterländer verheirathen sich sehr selten mit Auswärtigen. Bei ihren Hochzeiten findet man sonderbare Gebräuche, die, da ich selbst einer beigewohnt hatte, hier erzählen will. Wenn sich der junge Mann ein saterländisches Mädchen ausersehen hat, so sucht er die Genehmigung der Eltern. Hat er diese erhalten, so beschenkt er die Geliebte und empfängt das Gegengeschenk. Die Verlobung wird bekannt gemacht und das Aufgebot bestellt. Politische Hindernisse giebt es keine, da unter den Saterländern keine Ungleichheit der Stände ist und ebenfalls nur der Reichthum ein bequemerer Leben, aber keinen höhern Rang giebt als den, der mit dem Gelde selbst verbunden ist. Die moralischen Hindernisse sind diesem Völkchen gänzlich fremd.

Acht oder zehn Tage vor der Hochzeit gehen die Verlobten umher und bitten die Gäste, die kommen sollen. Des Brätigams Hut ist mit Bändern und Federn geziert, in der Hand trägt er einen hölzernen Stab, oben wie ein Spieß geformt und mit Eisen beschlagen,

---



---

Bänderschleifen umwinden ihn ganz. Kommen sie zu einem Gaste in das Haus, so sagt der Bräutigam seine Einladungsrede her, folgenden Inhalts: „Ich bitte euch, ihr wollet an meinem Ehrentage mir zusprechen und mit einem Glas Branntwein und einer Morgensuppe vorlieb nehmen und dann mit mir und meiner Braut in die Kirche gehen und zusehen helfen, daß ein Paar echte Leute zusammenkommen, und wenn die Trauung vorbei ist, mich nach Hause begleiten und vorlieb nehmen, was Küche und Keller vermag, ein Stück vom beschroten Rocken und ein Stück vom fetten Ochsen, eine Tonne Bier; Zeit, Licht und Feuer, Stühle und Bänke, Spiel und Musikanten sollen nicht geweigert werden. Das soll angehen Donnerstag bis Freitag Morgen, bis die Sonne über alle Berge scheint, vier und zwanzig Stunden rund. Diese Bitte will nicht gern von euch geweigert sein. Wenn heute oder morgen ihr oder eure Kinder es wieder von nöthen hättet, wollen wir mit schuldigem Dank uns wieder einstellen. Meine Bitte war klein und die Worte kurz; ihr mögt ein Bischen nachdenken, denn ihr wißt wohl, wie ich es gerne haben will.“ Am Hochzeitstage kommen die Gäste des Morgens um 10 Uhr in das Haus der Braut. Hier erhalten sie zuerst einen Sorop. Dies Essen besteht aus Weißbrot, das mit fetter Fleischbouillon getränkt und etwas gesalzen ist. Man ißt es mit Messer und Gabel. Dazu wird Branntwein getrunken, der überhaupt den ganzen Tag nicht fehlen darf. Um 12 Uhr geht der feierliche Zug in die Kirche. Voran gehen ein paar Spielleute, dann folgt die Braut zwischen zwei Brautmädchen und einem Brautleiter, und hinter diesen die eingeladenen Frauenzimmer. Nun gehen wieder ein paar Spielleute wie die ersten, mit Geigen oder Clarinetten, dann folgt der Bräutigam mit seinen beiden Führern und übrigen Mannspersonen. Die Braut und ihre Jungfern unterscheiden sich von den übrigen durch eine Krone von Flittergold auf ihrer Mütze. Der Brautleiter und die beiden Bräutigamsführer tragen Federn und Bändern auf den Hüten. So geht es unter beständiger Musik, laut jauchzend, mehrentheils springend oder tanzend bis vor die Kirche. Aus der Kirche begeben sie sich wieder in der vorigen Ordnung nach Hause. Der Tisch ist gedeckt; die Braut erhält den ersten Platz, der Bräutigam aber ziehet sein Hochzeitskleid aus und wartet den ganzen Tag in einer Jacke den Gästen auf. Die Gerichte sind alle bestimmt, die gegeben werden müssen; Rindfleisch mit Rosinen, Reisbrei und Zwetschen dürfen nie fehlen.

Nach Tische wird fleißig Genever getrunken, dies ist ihr bester Branntwein; dann tanzt die Braut zuerst mit ihrem Brautleiter

---



---

und Bräutigamsführern die Ehrentänze. Diese bestehen, so wie der ganze Ball, aus anständigen Menuets und einem darauf folgenden Dullen; dies ist ein Hopstanz mit lächerlichen und ermüdenden Sprüngen; Jauchzen und Schreierei ist der Ausdruck ihrer Freude.

Sind die Ehrentage vorbei, so gehen alle Gäste, einer nach dem andern in ein besonderes Zimmer des Hauses, worin sich der Bräutigam befindet und geben ihm Geschenke von 16 Guten Groschen bis 2 Thaler. Dies schreibt er sorgfältig auf, denn wenn einst einer von den Gästen heirathet und ihn einladet, so muß er ihm wenigstens so viel wieder geben, als er erhalten hat.

Um Mitternacht geht der Kronen- und Kränzeraub an, wo die verheiratheten Weiber mit den Mädchen einen lustigen Streit führen. Am Morgen gehen sie meistens alle berauscht aus einander.

Die Sprache der Saterländer ist der alte friesische Dialect, woraus auch wohl zu vermuthen ist, daß dieses Völkchen eine alte friesische Colonie ist. Seit mehreren Jahren haben die Saterländer aus der jetzigen friesischen und holländischen Sprache viel aufgenommen, besonders die Wörter, die neuere Bedürfnisse bezeichnen. Dies ist das Schicksal aller lebenden Sprachen, selbst die basische nicht ausgenommen, die alle Wörter der neuen Bedürfnisse aus der spanischen oder französischen Sprache aufgenommen hat, sie aber auch ebenfalls, so wie die Saterländer, nach der ihrigen geformt hat, daß sie von ihren Nachbarn nicht verstanden werden können.

---

Josef Möller

## St. Jakobus und die Kirche zu Ramsloh

### Das Patrozinium und die Beziehungen zu Friesland

Immer dann, wenn man die kirchengeschichtliche Entwicklung des Saterlandes darstellt, hebt man einige Besonderheiten hervor. Da ist zuerst das genossenschaftliche Eigenkirchenrecht, das im Saterland in allen drei Kirchspielen gegolten hat. Zwar gab es Eigenkirchen in ganz Deutschland und daher auch in unserem Raum an mehreren Orten, wo Einzelpersonen die Kirchen gestiftet haben und das Kirchenpatronat behielten. Das genossenschaftliche Eigenkirchenrecht hebt sich aber von dieser Form ab und bedeutet, daß nicht ein einzelner, sondern eine ganze Gemeinde als Stifter auftritt und auch die Kirche selbst verwaltet. Die Gemeinde besaß damit u.a. das Recht der freien Pfarrerrwahl, dessen rechtmäßige Praktizierung im Saterland bis nach der Reformationszeit immer unbestritten gewesen ist. Wie es genau gehandhabt wurde, kann man nicht sicher sagen. Anderenorts haben breite Schichten dieses Recht ausgeübt. Das ist vielleicht auch hier so gewesen. Es ist aber auch möglich, daß Personen, die ein besonderes Ansehen genossen, den größten Einfluß bei der Pfarrerrwahl und der Verwaltung der Kirchen gehabt haben<sup>1)</sup>.

Was in anderen Gegenden einem Adligen oder dem Bischof zustand, besaßen im Saterland die Gemeinden selbst. In Ramsloh, Scharrel und Utende-Strücklingen bestritt man seine kirchlichen Angelegenheiten selbstbewußt selber. Durch die Kirche und die selbstgeschaffene Ordnung (Unterhalt der Gebäude und des gesamten Kirchenwesens) wurden die Orte erst zu Gemeinden und gewannen so ihre (Teil)-Identität. An niemanden außerhalb des Saterlandes wurden die Kirchenzehnten abgeführt. Am Bischofsitz in Osnabrück interessierte man sich daher nur am Rande für sie, so daß wir die Gemeinden des Saterlandes (wie auch Barßel) gar nicht erst in einem Archidiakonatsverzeichnis finden. Für die

---

---

Versorgung der Osnabrücker Pröpste war dort nichts zu holen. Der Überschuß der Eigenkirche blieb auch hier beim Stifter, bei der Gemeinde.

Das genossenschaftliche Eigenkirchenrecht ist im friesischen Land sehr verbreitet gewesen. Es zeigt den Willen, daß man seine religiösen Belange selbst regeln will und ist Bestandteil der „friesischen Freiheit“. Es darf daraus allerdings nicht der Schluß gezogen werden, daß die Kultusgemeinschaft mit der Gesamtkirche und die Verbindung mit dem Bischof gestört waren oder daß die kirchliche Organisation an der Basis begonnen hätte.

Die Eigenkirchspiele haben nicht zuerst bestanden. Auch für das Saterland gab es eine (uns unbekannt) Gaukirche. Nur, nachdem die kirchliche Grundstruktur geschaffen war, haben die Saterländer bald die kirchliche Organisation mit dem genossenschaftlichen Prinzip, nämlich mit der Gemeinde, verknüpft. Genossenschaftliches Denken und Arbeiten war den Menschen in früheren Zeiten stärker als heute vertraut. So wurden die Esche gemeinsam bearbeitet und die weiten Markenflächen gemeinsam nach Absprache genutzt. Die damalige Wirtschaftsform band jeden eng an die Gemeinschaft. Die Bindung an eine bestimmte Gruppe bedeutet aber auch Abgrenzung von einer anderen, wie es die Markenstreitigkeiten zwischen den saterländischen Gemeinden zeigen.

Für das Gebiet gilt bald dasselbe wie für den ganzen ostfriesischen Raum, wo am Ende des 13. Jahrhunderts fast alle Dörfer auch Kirchen haben<sup>2)</sup>: Zu jedem selbständigen Dorf gehört die Kirche, wobei das Dorf weniger als politische Gemeinschaft, sondern als wirtschaftlich voneinander abhängige Menschenansiedlung zu verstehen ist. Dadurch nimmt die Zahl der Kirchen zu, und das ursprüngliche Großkirchspiel mit dem Sitz in Ramsloh löst sich bald auf. In dem relativ kleinen Gebiet gab es bereits im 14. Jahrhundert drei unabhängige Kirchen in Ramsloh, Scharrel und Utende-Strücklingen.

Weiter wird auf die Backsteinbauweise der Saterländer Kirchen hingewiesen, die wie das Eigenkirchenrecht die Verbindung zum friesischen Raum zeigt. Nachdem die Ostfriesen diese Technik für den dörflichen Kirchenbau von den Westfriesen, also den heutigen Niederländern, oder von den friesischen Zisterzienser- oder Prämonstratenserklöstern übernommen hatten<sup>3)</sup>, wurden auch in Ramsloh, Utende, Scharrel und Bokelesch die Kirchen als Backsteinbauten errichtet. Der Rohstoff war genügend vorhanden und daher vergleichsweise billig. Mit dieser Bauweise unterscheiden

---



*Alte Kirche in Ramsloh, abgebrochen im Sommer 1897.*

sich die Saterländer für jedermann sichtbar von den südlichen und östlichen Nachbargemeinden. In Altenoythe und in Barßel wurden in dieser Zeit nämlich Granitquaderkirchen gebaut. Beide Kirchengemeinden sind nicht mit der kirchlichen Entwicklung im Saterland verbunden. Auch neuere Darstellungen irren, wenn sie Altenoythe als Mutterkirche des Saterlandes angeben<sup>4)</sup>. Es gibt weder einen urkundlichen Hinweis noch irgendwelche Indizien, die kirchliche Beziehungen zwischen Altenoythe und dem Saterland oder Barßel erkennen lassen. Sello<sup>5)</sup> und Philippi haben daher bereits vor 90 Jahren vermutet, daß der Raum um Friesoythe nicht zum Lerigau gehört hat. „Es ist anzunehmen, daß sich östlich vom Emsgau, nördlich vom Hasegau, südlich vom Gau Ammern und westlich vielleicht vom Lerigau umschlossen ein Gau in der Umgebung von Friesoythe erstreckte, von welchem wir gar nichts, nicht einmal den Namen kennen<sup>6)</sup>“. Deutlich kann man bereits am Eigenkirchenrecht und seiner genossenschaftlichen Ausprägung wie auch an der Backsteinbauweise der Kirchen sehen, von woher das Saterland beeinflusst wurde: Vom Westen und vom Norden kamen die Faktoren, durch die das kirchliche Leben bestimmt wurde.



---

Von dort, vom Westen oder vom Norden, holte sich das Saterland auch den Kirchenpatron der ältesten Kirche, den heiligen Jakobus den Älteren. Das Patrozinium der Ramsloher Kirche läßt sich bereits zufriedenstellend durch die Beziehung dieser Gegend zum friesisch beeinflussten Hümmling erklären, wo um 1200 bei Sögel die Grafschaft Sygeltra existierte. Diese wurde zusammen mit dem Hof Altenoythe vom Grafen von Tecklenburg der Gräfin Jutta von Ravensberg als Heiratsgut übergeben. Sögels Kirche ist noch heute dem hl. Jakobus geweiht.

Wann das Patrozinium dieser um 800 gegründeten Kirche entstanden ist, weiß man nicht, da urkundlich nichts darüber bekannt ist. B. Köster<sup>7)</sup> vermutet, daß es bereits aus der Zeit der Karolinger stammt, in der in Deutschland die Jakobusverehrung beginnt. Er weiß aber auch von einer zweiten Verehrungswelle dieses Heiligen, die im 11. Jahrhundert anfängt. Ich nehme an, daß Sögeler und Saterländer Gemeinsamkeiten im 12. Jahrhundert zu beiden Jakobus-Patrozinien geführt haben.

Einen Zusammenhang zwischen Sögel, Sygeltra und dem „Sagelter Land“ bestreitet nur Abels<sup>8)</sup>, der aber ebensowenig wie diejenigen, die seine Version übernehmen, eine ausreichende Erklärung der sprachlichen Gemeinsamkeit geben kann. Weiterhin wird das gelten, was Sello bereits vor fast 90 Jahren feststellte: „Wir werden vielmehr annehmen, daß das heutige Saterland, wie es aus Hümmlingerde erwachsen, auch einstmal politisch ein Teil der Grafschaft Sögel (Sagelten) auf dem Hümmling gewesen und von dieser seinen Namen entlehnt habe<sup>9)</sup>“.

Ähnlich argumentiert schon 1812 der Strücklinger Pfarrer Franz Trenkamp, der für den Präfekten des (französischen) Departements Ober-Ems eine „Beschreibung und Geschichte des Saterlandes“ verfaßt. „Auf beikommenden Siegel-Abdruck wird dieses Land Zagelten genannt. Die Einwohner von Sägel oder Sögel so wie vom ganzen Hümlinge sind eine friesische Colonie, und von diesen können sich wieder einige nachher in diesem Lande angebaut haben, welche dann ihren alten Namen behalten hätten. In dieser Meinung werde ich noch dadurch bestärket, daß so wohl zu Sögel als zu Ramsloh der Apostel Jacobus Kirchenpatron ist<sup>10)</sup>“.

Man braucht dieser Meinung nicht zuzustimmen und kann einer friesischen Zuwanderung vom Norden her den Vorzug geben. Darum sollte man allerdings nicht die alte natürliche Verbindung zwischen dem Saterland und dem friesischen Hümmling übersehen. Man muß sich in einer Landschaft ohne Straßen die große Bedeutung der Flüsse und der größeren Bäche vorstellen. Die Ohe,

---

---

die bei Börger entspringt und bei Sedelsberg in die Sagter-Ems fließt, war ab Esterwegen mit kleinen Kähnen befahrbar und somit ein wichtiger, vielleicht der wichtigste Verbindungsweg zu den Siedlungen im Südwesten. Mit dem Handel und dem Verkehr kamen vielleicht kirchliche Kontakte, eventuell sogar der erste christliche Missionar. Eine direkte Missionsbeziehung zwischen dem Saterland und dem Hümmling bzw. dem Emsland ist darum auch in der bekannten Bokeloh-Überlieferung hergestellt worden<sup>11</sup>. Da Bokeloh bei Meppen, das angeblich eine „Satertür“ besaß, eine Missionsstation Liudgers war, hat man vermutet, daß das Saterland bereits in der Zeit der frühen gesamtfriesischen Missionierung christlich geworden sei. Um 800 lebten aber im Saterland und im Hümmling noch keine Friesen.

Wenn man wegen des Patroziniums eine Verbindung sucht, muß man mit einer späteren Zeit beginnen. Meine nachfolgende Argumentation soll zeigen: Die Gemeinsamkeiten im 12. Jahrhundert, als auf dem Hümmling und im Saterland Friesen siedelten, führen zur Jakobusverehrung. Sowohl die friesischen Sögeler wie auch die friesischen Saterländer hatten zu ihm besondere Beziehungen. Sie könnten ihren Ortsheiligen möglicherweise sogar aus einer gemeinsamen friesischen Heimat in ihre neuen Kirchspiele geholt haben. St. Jakobus ist nämlich ganz besonders mit einigen Teilen Frieslands verbunden.

St. Jakobus der Ältere, der Bruder des Apostels Johannes, erlitt als erster Apostel den Martyrertod. Obwohl die Apostelgeschichte (Apg 12,2) berichtet, daß Herodes Jakobus töten ließ, tauchte im 7. Jahrhundert die Legende auf, Jakobus habe in Spanien missioniert und sei dort gestorben. Eine andere Legende erzählt, daß die Gebeine des Heiligen zuerst zum späteren Katharinenkloster am Sinai gebracht und dann nach Spanien vor den Sarazenen gerettet worden seien, wo sie dann 816 in Santiago de Compostela im spanischen Galicien beigesetzt wurden.

Zwischen dem 10. und 15. Jahrhundert gab es zahlreiche organisierte Pilgerzüge aus ganz Europa nach Santiago (Sankt Jakob), wobei diese Fahrten besonders stark zunahmen, als das Heilige Land endgültig von den Kreuzrittern verlassen wurde und der Weg zu den heiligen Stätten in Palästina versperrt war. Dante nennt den Pilger nach Rom den „Romei“, während für ihn die „peregrini“, also die eigentlichen Pilger, Leute waren, die Sankt Jakobus am Cap Finisterre in Spanien besuchten<sup>12</sup>.

An der Pilgerstraße zum „Ende der Welt“ entstanden zahlreiche Klöster, wo die Pilger bleiben konnten. In einem tage später ein

---



*Jakobus in Ramsloh, ältere Figur (nach der Restaurierung)*



*Die jüngere Figur des hl. Jakobus. Auf der linken Schulter die Muschel.*

französischer republikanischer Club, der sich „Jakobinerclub“ nannte. Auch erhielten viele Kirchen (wahrscheinlich auch Lutten) ihr Jakobus-Patrozinium, weil sie an einer Pilgerstraße lagen. Andere Wallfahrtsorte verdanken den Santiagofahrern ihre Bedeutung. Aachen und Einsiedeln wurden zuerst als Sammelstationen bedeutend und erhielten erst später eigenes Gewicht durch eigene religiöse Angebote.

In der Ramsloher Kirche befindet sich eine Jakobusfigur aus dem Mittelalter von seltener Qualität. Jakobus ist als Pilger dargestellt. In den langen Rock und den Pilgermantel gehüllt, mit Pilgertasche, großem Stab und aufgekrempelten Pilgerhut mit Nackenschirm, so stand er schon in der alten Kirche, die noch weitere wertvolle Kunstschätze enthielt<sup>13)</sup>. Als man für die neue Kirche um 1900 einen neuen Altar benötigte, wurde ein zweiter Jakobus bestellt. So haben wir ihn heute gleich zweimal in der Kirche, und beide Male trägt er das Symbol der Santiago-Pilger, die große Muschel. Dieses sichtbare und vorweisbare Zeichen brachten Pilger aus Santiago de Compostela mit, wenn sie zum hl. Jakobus gepilgert waren.

*Pilgermuschel*  
aus  
*Santiago*  
(*Pecten*  
*maximus. L*)



Überall verkaufte man an den mittelalterlichen Wallfahrtsorten Pilgerzeichen, die man vorzeigen konnte, wenn man zurückgekehrt war, wenn man Sühne für die eigene Schuld getan oder ein Gelübde erfüllt hatte. Pilgerzeichen waren damals Massenartikel. Im September 1466 verkaufte man in 14 Tagen 130.000 Stück des Pilgerzeichens von Einsiedeln<sup>14)</sup>. Die Pilgermuschel aus Santiago übertraf aber alle anderen Zeichen. Als im 11. Jahrhundert der gewaltige Pilgerzustrom zu dem spanischen Apostelheiligtum einsetzte und das ganze Mittelalter hindurch anhielt, wurde die Muschel rasch zum generellen Pilgerattribut.

Friesen schätzten diesen Heiligen oder diesen Wallfahrtsort oder den Verdienst an den Fahrten mit dem Schiff nach Santiago ganz besonders. Es wird berichtet, daß bereits um 850 friesische Pilger nach Compostela gefahren sind. Die Fahrtroute war bekannt, erst recht als im 11. Jahrhundert friesische Seefahrer bereits Fahrten in den Vorderen Orient unternahmen, wobei sie natürlich unterwegs Station machten. Adam von Bremen (IV,1) gibt die Strecke und die Fahrtdauer der Koggen bis Akkon genau an und nennt auch Santiago de Compostela<sup>15)</sup> „... nach Cap St. Matthieu in der Bretagne 1 Tag. Von da bis nach Kap Váres bei Santiago 3 Tage und 3 Nächte. Von da nach Lissabon 2 Tage und 2 Nächte; die ganze Fahrt geht in vielen Windungen nach Südwest. “. Friesen sind während der Kreuzzüge „wegen ihrer Erfahrungen in der Seefahrt



---

umworben und geradezu unentbehrlich gewesen<sup>16)</sup>“. 1217 fuhren über 100 friesische Schiffe nach Palästina und Ägypten<sup>17)</sup>, und als die Kreuzzugsbegeisterung anderswo erlosch, beteiligten sich Friesen noch am 7. Kreuzzug<sup>18)</sup>. Außerdem kann man an große Taten erinnern, die Friesen auf der iberischen Halbinsel in der Zeit der Kreuzzüge vollbrachten. Friesen taten sich bei der Eroberung Lissabons hervor, das 1147 den Mauren abgerungen wurde<sup>19)</sup>. Sie haben vorher Santiago besucht, vom Jakobus Hilfe erbeten und ihn in der Schlacht angerufen.

Vom 12. Jahrhundert an segelten ständig friesische Schiffe nach Santiago. Sie beförderten Pilger aus der ganzen norddeutschen Küstenregion nach Spanien. Bremens Magistrat sandte jährlich einen Pilger, und die Seeleute an der Nord- und Ostsee verehrten den Patron der Pilger auch als ihren Schutzheiligen<sup>20)</sup>. Ein Pilger nach Santiago genoß überall ein Ansehen, das mit dem eines islamischen Pilgers nach Mekka verglichen werden kann. Darum wollte auch am Lebensabend der oldenburgische Graf Gerd, der in seiner Regierungszeit zahlreiche Kriege geführt und sich bis nach Norwegen hin als Seeräuber betätigt hatte, mit einer Pilgerfahrt sein Seelenheil (und seinen Ruf) retten. Er starb auf der Rückreise von Santiago in Südfrankreich.

Im 11. oder wahrscheinlicher im 12. Jahrhundert beginnt die Siedlungsstätigkeit von friesischen Menschen im Saterland. Friesen verlassen in dieser Zeit wegen der andauernden Sturmflutgefahr und wegen eines allgemeinen Bevölkerungsdruckes, der überall feststellbar ist, ihre angestammten Wohnplätze und ziehen in Gebiete, die vor allem sturmflutsicherer sind<sup>21)</sup>. Besonders die Julianenflut vom 17. 2. 1164 wirkte auf die ganze Küste verheerend. In dieser Zeit werden ebenfalls der Hümmling und das Brokmerland, das sumpfige Bruchland nördlich von Aurich von Friesen besiedelt. Auch der Barßeler Raum mag damals den friesischen Einfluß durch Siedler aus dem Emsgau erlebt haben, wie es u.a. das Vorhandensein der bekannten Junker-Griese-Sage vermuten läßt. Diese Sage kommt in abgewandelter Form auch in Backemoor und in Detern im Emsgau und an der Nordsee vor. Sie scheint gewandert zu sein und paßt gut zu der bekannten Abneigung der Friesen gegenüber Grafen und Junkern, die man nicht nur nicht liebte, sondern mit Vorliebe vertrieb oder erschlug (z.B. Billunger und Werler Grafen).

Das Saterland hat wie der Hümmling in dieser Zeit eine Zuwanderung entlang der Flüsse von Norden oder Nordwesten her und dann sinnvoller Weise aus der näheren Umgebung Ostfrieslands

---

---

und nicht aus Westfriesland erfahren<sup>22)</sup>. Friesen siedelten in einem dünnbesiedelten Raum und pflegten dort wie im Brokmerland ihre besonderen Beziehungen zum Jakobus. Dieser wurde nicht nur Kirchenpatron von Sögel, Ramsloh und Wiegboldsbur im Brokmerland, sondern ist als Patron der Hauptkirchen in diesen Gebieten auch mit dem Rechtswesen und der Verfassung verbunden.

Im Brokmerland ist im 13. Jahrhundert zwar Maria die Patronin von Marienhafte und sozusagen die Heilige, die als Landesheilige gilt. Den Eid aber legen die „Redjeven“ („Ratgeber“), jene gewählten und daher halb durch die friesische Gemeinschaft gebundenen, halb durch Besitz herausgehobenen „Richter“ auf den heiligen Jakobus ab, dem das ältere Zentrum des Brokmerlandes in Wiegboldsbur geweiht war. Die älteste Holzkirche wird dort bereits zu Beginn des 12. Jahrhunderts entstanden sein<sup>23)</sup>. Jakobus war vor Maria der Heilige des Brokmerlandes. Auch die „Talemänner“, die die Redjeven kontrollierten, schworen beim heiligen Jakobus<sup>24)</sup>.

Der § 2 der Brokmer Rechtshandschrift aus dem 13. Jahrhundert lautet: „Wenn die Redjeven erstmals (ihr Amt) antreten und zusammengekommen sind, so sollen sie alle untereinander am allgemeinen Versammlungsort auf den heiligen Jakob schwören, daß sie ohne (Annahme von) Geld und ohne (Rücksicht auf) Bitten dem Armen wie dem Reichen und dem Feinde wie dem Freunde helfen wollen“.

§ 9a: „Wenn die Talemänner (ihr Amt) antreten, sollen sie einen gestabten Eid auf den heiligen Jakob schwören, daß sie es (einen etwaigen Streitfall) ganz dem Rechte gemäß zwischen den Redjeven und dem Volksgenossen entscheiden wollen<sup>25)</sup>“.

So wie man überall durch das Schwören über Reliquien einem Eid noch mehr Gewicht gab, wurde Jakobus in dem damaligen Rechtsverständnis des Brokmerlandes ein Zeuge, der garantieren sollte, daß der Eid gehalten wurde. In Wiegboldsbur wurde lokales friesisches Recht mit diesem Heiligen verbunden. Wer auf Erden dieses beschworene Recht brach, mußte mit der ewigen Strafe rechnen. Für Wiegboldsbur wurde festgelegt, daß für die Rechtssprechung und Beratungen ein Freiraum geschaffen wurde, wo niemand unter Druck gesetzt werden durfte. „Die Brokmänner erheben dies zum Gesetz, daß kein gedungenes Gefolge innerhalb des Wiegboldsburer Kirchspiels sein darf bei (Strafe von) acht Mark und bei (Verlust des) Hauses<sup>26)</sup>“.

Auch die Saterländer haben ihr Recht mit Jakobus verbunden,

---

---

weil sie ihren Gerichtstag immer bei der Jakobuskirche abhielten und ähnliche Bestimmungen wie in Wiegboldsbur erlassen haben. Die uns erhaltene Landgerichtsordnung des Saterlandes zeigt es. So sollen die zwölf gewählten Volksvertreter, die „verordneten Männer“ oder die „Zwölfe“, die Streitfragen zwischen den Rechtsparteien nur in Ramsloh „uffm kirchhave“ regeln und dort auch alle anderen Angelegenheiten des Landrechts klären. Die Kläger und Beklagten, die sich ebenfalls bei der Kirche in Ramsloh einfinden müssen, werden wie in Wiegboldsbur ermahnt, ohne Gewalt und mit Besonnenheit vorzugehen.

„Item die Zwolfe alle sollen sich alle zeit, wan se partien sache rechthengig hebben oder an der landtsache zu thuen hebben, uff dem darzu bestemmeten dach zu Rameslohe uffm kirchhave zu zwol uren erschienen . . . . .“ (Artikel 8 der Saterländer Landgerichtsordnung).

„Item wan nun klegter und beklagter ire klage und antwort zu Rameslohe uffm kirkhave vorgeben, sollen se dasselb ohne jenichs puchent und ungestuemicheit vorgeben und der eine jegen den anderen sich mit worden oder der daet nicht vergreifen . . . .“ (Art. 5 der Landgerichtsordnung)<sup>27)</sup>.

Die Gerichtstage und die Eidesleistungen finden in Ramsloh statt, wo die Zeugen auch besonders gemahnt werden, keinen Meineid zu leisten. „Wenn jemand einen Meineid schwört oder ein falsches Zeugnis gibt, der lädt den Fluch auf sich, den Gott den Verfluchten auferlegt hat. Der wird niemals teilhaftig sein des Ortes, den Gott den Gebenedeiten zugesagt hat . . . .“<sup>27a)</sup>. Auch die für den Handel und die Wirtschaft wichtigen Maße und Gewichte, die sich übrigens nicht nach irgendeinem münsterschen Maß, sondern nach dem Fuß zu Leer richten, werden in der Kirche aufbewahrt. „Die Schüttemeisters sollen bei Strafe einer Tonne Biers die Landes Maaße und Gewichte nach ihrem Gebrauche gleich wieder in die Kirche zu Ramsloh bringen<sup>28)</sup>“.

Zur vorstehenden Darstellung gehört es abschließend, daß das Gericht in Sögel für die Freibauern des Hümmlings die Stätte war, wo die wichtigen Rechtsentscheidungen für den Hümmling fielen. Am 21. Januar 1394 erschienen vor dem Richter Abele van Sogelen die „gemeynen vryen uppen Hummeliynghen“. Sie leisteten einen Eid „over den hilligen“, sagten sich von Otto von Tecklenburg los und unterstellten sich dem Bischof von Münster so lange, wie dieser im Besitz der Cloppenburg war<sup>29)</sup>. Die Freibauern siegelten wie ein „Land“: „S. consulum Ter(re Humelin)ghe“ hieß die Umschrift des Siegels, die Selbstbewußtsein und auch genossen-

---

Das alte  
Siegel der  
Pfarrgemeinde  
Ramsloh.  
Die Umschrift  
lautet: S.  
PARROCHIA  
NORUM IN  
ZAGELTEN



schaftliches Denken ausdrückt und auf ähnlich verfaßte Verhältnisse wie im Saterland hinweist<sup>30)</sup>.

Man mag sich fragen, warum es gerade Jakobus war, der in Wiegboldsbur, in Sögel und in Ramsloh als Ortsheiliger erwählt wurde. Was sind die wichtigsten Gründe bei einer Patrozinienwahl? Ist es lediglich Zufall, wenn in Lohne die hl. Gertrud und in Damme St. Viktor verehrt werden? Daß St. Liudger im jetzigen oder im alten Bistum Münster zum Patron einer Kirche gewählt wurde, wird man leicht verstehen. Das gleiche Patrozinium finden wir aber auch in Taiwan und Brasilien<sup>31)</sup>, und man wird dort ganz andere Gründe finden.

Die friesische Form des genossenschaftlichen Eigenkirchenrechts hat zur Folge gehabt, daß nicht ein einzelner Stifter das Patrozinium festlegte und dann auch einen Heiligen wählte, den er persönlich besonders verehrte oder von dem er Reliquien besaß oder leicht bekommen konnte. Wenn eine Gemeinde Träger der Kirche war, wählte sie nach anderen Gesichtspunkten. St. Nikolaus war u.a. dort populär, wo viel Seefahrt betrieben wurde, St. Leonhard galt in Süddeutschland als Schutzheiliger in allen Bauernanliegen, bei St. Gereon kennt man eigentlich nur die Beziehungen zu Köln, was zur Folge hat, daß man nur ein einziges mittelalterliches Altarpatrozinium in ganz Niedersachsen findet. Für unseren Raum war er uninteressant.





*Karl's Schrein in Aachen. Der schlafende Karl erhält vom hl. Jakobus himmlische Befehle, gegen die Mauren zu kämpfen.*

Neben der allgemeinen Jakobusverehrung, die sich im jetzigen Niedersachsen in den fast 130 mittelalterlichen Jakobus-Patrozinien widerspiegelt, gibt es für Friesland noch einen zusätzlichen Aspekt. Zwar haben die Kreuzzüge und die Santiago-Fahrten zu der Jakobusdevotion in Friesland und im Saterland geführt, und es ist auch bekannt, daß Friesen in den Städten Spaniens große Beute gemacht und einen Teil der Schätze für den Bau von Kirchen verwendet haben<sup>32)</sup>. Ich meine, daß es noch einen zusätzlichen Grund gibt, der gleichbedeutend ist.

Das Saterland führt sein Recht und die friesische Freiheit wie Gesamtfriesland auf Karl den Großen zurück, dessen Bild im Wapen der Gemeinde und im alten Kirchensiegel erscheint. Ein Archivar des Grafen von Tecklenburg spricht sogar einmal von „Charles freije freesen im Saderlandt<sup>33)</sup>“.

Als man sich im 12. Jahrhundert, also in der Zeit der friesischen Besiedlung des Saterlandes, stark um die Heiligsprechung Karls des Großen bemühte, stellte man ihn als einen Mann heraus, der auch in seinen grausamen Kriegen im göttlichen Auftrag gehan-

---

delt hat. Im Karlsschrein in Aachen ist darum eine Szene dargestellt, in der dem schlafenden König die Befehle Gottes überbracht werden.

Karl soll 778 Pamplona in Spanien erobern. Für uns ist es bedeutsam, daß der Bote Gottes in der Gestalt des heiligen Jakobus erscheint.

Im „Pseudo-Turpin“, der „Historia Karoli Magni“ aus dem 12. Jahrhundert, einer verfälschenden Umdichtung des bekannten Rolandliedes, wird die Szene beschrieben und das Gebet Karls wiedergegeben, das er nach der Erscheinung spricht: „Herr Jesus Christus, im festen Glauben an Dich bin ich in dieser Stunde dabei, ein ungläubiges Volk zu besiegen. Überlaß mir diese Stadt zur Ehre Deines Namens. O heiliger Jakobus, wenn Du es warst, der mir erschienen ist, hilf mir, sie zu erobern<sup>34</sup>“. Gottes Anweisung und die Autorität des Apostels Jakobus rechtfertigen den Angriff auf die (allerdings bereits christliche) Stadt, die sich dem Ansturm des Frankenkönigs dann auch vergeblich widersetzt. („Tunc Deo donante et beato Iacobo orante muri confracti funditus ceciderunt“).

Karls Spanienfeldzug wird glorifiziert und zur Zeit Barbarossas fälschlich als Kampf gegen Heiden verherrlicht. Der Kreuzzugsgeanke wird vorweggenommen. Kreuzzüge in Spanien sind im 12. Jahrhundert Kämpfe gegen die islamischen Mauren. Sie finden mit friesischer Beteiligung statt und stehen unter dem besonderen Schutz des Jakobus von Compostela, der darum auch auf dem Karlsschrein in Aachen zu sehen ist. Weil die friesische Hilfe den Zeitgenossen nicht unbekannt war, erfindet der Verfasser des erwähnten „Pseudo-Turpin“ einen sagenhaften „Gandeboldus, rex Frisiae“, der mit 7.000 Kämpfern dem fränkischen Heer und seinem Helden Roland zu Hilfe eilt (Kap. IX). Die Erzählung von 1165, also wiederum zur Zeit der Besiedlung des Brokmer- und des Saterlandes, formt die Ereignisse von 778 so um, daß alle Kämpfe dank der Gnade und Hilfe Gottes und der Fürsprache des Jakobus siegreich beendet werden. Gandeboldus wird zwar bei den Kämpfen wie Ritter Roland getötet, die Orte, an denen die Helden begraben werden, können sich aber „glücklich schätzen, weil sie mit einem solchen Gast geschmückt werden“. (Kap. XXX) Jakobus gehört unbedingt zum Versuch Barbarossas, die Heiligsprechung Karls des Großen zu erreichen. Darum wirft Jakobus Steine von jeder Kirche, die Karl erbaut hat, in die Waagschale des himmlischen Gerichts, so daß die vielen guten Werke die bösen Taten aufwiegen. (Kap. XXXII-XXXIII)

Die Jakobuskirche in Ramsloh kann sich also mit Recht auf eine

---

---

mehrfache Tradition berufen: Der Ort Sögel und die Grafschaft Sygeltra gaben eventuell der Landschaft den Namen und teilen mit dem Saterland den Heiligen. Einwandernde Friesen aus dem Norden kannten ihn als den Heiligen, der in einem friesischen Teilgebiet als Rechtsstütze beim Schwören angerufen wurde. Beide Traditionen vereinigen sich im Ramsloher Jakobus. Wegen der Beziehungen zu Karl dem Großen ist es nur folgerichtig, wenn die Grundlagen der saterländischen Selbstverwaltung, die sich auf Karl den Großen beruft, in der alten Jakobuskirche aufbewahrt wurden. Hier war bis 1812 die Lade, in der die Landgerichtsordnung und die Schüttemeisterordnung lagen. Beide bildeten die wichtigsten Teile der Verfassung eines Landes, das sich seine „Zwölfe“, ähnlich wie die Brokmerleute ihre „Redjeven“ bei der Ramsloher Jakobuskirche wählte.

Das Patrozinium und das anfangs dargestellte genossenschaftliche Eigenkirchenrecht ergänzen sich gut. Niemand drängte den Leuten an der Sagter-Ems wie in Altenoythe einen Kirchenpatron auf, der Besitzrechte symbolisierte. St. Vitus zeigt dort die Abhängigkeit der Bauern von Corvey. Die Gemeinden im Saterland waren frei und konnten mit der Wahl ihres Patroziniums auch ihre Verbundenheit zu anderen friesischen „Ländern“ ausdrücken. Man wählte einen Heiligen nicht ohne Sinn aus. Nicht nur die Hoffnung auf Heil drückte sich in der Verehrung eines bestimmten Heiligen aus. Mit diesem verband man sich auch, um andere Probleme abzusichern. Jakobus war einer der wichtigsten Heiligen. Zu seiner Ruhestätte pilgerte ganz Westeuropa. Durch diesen Ortsheiligen hielt das kleine Gebiet zusammen, besonders, weil Recht und Verfassung mit ihm verknüpft waren. Er war geradezu ein „soziales Bedürfnis“ (Schmidt), ein Stück der Region, ein Teil der Identität. Mit ihm drückten die Saterländer ein Selbstverständnis aus, mit dem sie sich von den Menschen anderer Räume unterschieden. „Die Gemeinde hat ihre eigene Sakralität. Sie steht als existentielle Einheit vor Gott, und sie holt Gott und den Heiligen, auf dessen Hilfe sie jeweils am meisten setzt, in robuster Naivität und mit einem elementaren Ausschließlichkeitsdenken in ihre irdische Interessensphäre hinein“<sup>35)</sup>.

In friesischen Gebieten östlich der Ems sind uns heute nur die mittelalterlichen Jakobus-Patrozinien von Aurich-Oldendorf, das um 1500 auch zur Propstei des Brokmerlandes gehörte, von Wiegboldsbur, Langen (Emden), Neuende (Wilhelmshaven), Dykhausen bei Gödens, Minsen, Sandel, Sögel und Ramsloh bekannt<sup>36)</sup>. Alle Kirchen sind sehr alt. Kein norddeutsches Bistum hat die

---



---

Jakobus-Verehrung besonders gefördert oder gebremst. Vielleicht schätzte ihn Bremen, das eine Armreliquie von ihm besaß, ein wenig mehr. Viele Kirchen haben im 16. Jahrhundert ihre Patrone auf der vorreformatorischen Zeit vergessen. Sie sind ihnen heute unbekannt. Ich vermute, daß es noch mehr Jakobuskirchen in Friesland gegeben hat.

Auch die Verknüpfung mit dem Recht der Friesen im Brokmerland und im Saterland hat irgendwann aufgehört. Die Zeiten änderten sich, und das friesische Recht und die „friesische Freiheit“ bekamen ihren „absteigenden Ast“ (Aubin). Darum wird es vielen Gemeinden so ergangen sein wie dem Kirchspiel Ramsloh, wo 1651 der Pastor nicht einmal mehr den Ortsheiligen nennen konnte<sup>37)</sup>. Jakobus schützte im Saterland keine Freiheit mehr. Auch für diesen Raum gilt dasselbe wie für Gesamtfriesland: „Was man die Freiheit nannte, war verloren. Andere Kräfte haben sich überlegen erwiesen und durchgesetzt“<sup>38)</sup>.

Es gehört zum zeitgenössischen Umfeld, wenn abschließend das mittelalterliche Legendenbild St. Jakobs dargestellt wird, so wie es der Dominikanermönch Jacobus de Voragine im 13. Jahrhundert zusammengestellt hat. Es sind die Legenden, die im 11. und 12. Jahrhundert bekannt waren, und wie wir am Beispiel des Pseudo-Turpin gesehen haben, gingen an den Friesen die Zeitströmungen nicht vorbei. Man nahm einen größeren Anteil, als wir es uns gewöhnlich vorstellen. Aus dem Wissen der Zeit verband man Jakobus und Karl den Großen, und weil Friesen nicht nur Bauern, sondern auch als Händler auf den großen Märkten zu finden waren, und weil die Mönche aus den vielen Klöstern Ostfrieslands das Ihrige beim Weitererzählen der Legenden getan haben, haben man begründet vermuten, daß diese Geschichten in Friesland bekannt waren. Sie führen uns wahrhaft in den Geist des Mittelalters und zeigen uns ein Bild des hl. Jakobus, wie es die Menschen erlebt haben können, die ihn in Ramsloh, Sögel und Wiegboldsbur zum Patron ihrer Kirchen erwählten<sup>39)</sup>.

Nachdem das Leben und der Tod des Apostels beschrieben werden, erfahren wir die Legende, wie Jakobus nach Spanien gekommen ist. Dann folgen weitere kurze Erzählungen, die fast alle mit Recht, Justiz und Gerechtigkeit zutun haben:

Ein Mann lag in Modena gefesselt in einem Turm. Er betete ohne Unterlaß zu Jakobus. Die Ketten fielen ab, er konnte von dem „60 Ellen hohen Turm springen, ohne allen Schaden“.

29 von 30 Lothringer Santiago-Pilger schwören einander auf der Pilgerreise „Treue und Hilfe in allen Dingen“. Nur der, der nicht

---



---

geschworen hat, kümmert sich aber später um einen sterbenden Freund. Jakobus hilft ihm in besonderer Weise. „Seinen Gesellen solle er sagen, daß ihre Wallfahrt nichts gelte, weil sie ihr Gelübde hätten gebrochen“.

Ein unschuldig des Mordes Verdächtiger wird durch die Hilfe des Jakobus gerettet. Damit ein Pilger nicht des Mordes verdächtigt wird, greift Jakobus ein.

Ein Pilger wird unterwegs von einem Wirt betrogen. Jakobus hilft und tröstet den Bestohlenen: Du sollst „allbereits wissen, daß der böse Wirt von seinem Söller wird zu Tode fallen und dir soll alles wieder werden, das er dir hat genommen“.

Ein Kaufmann saß unschuldig im Gefängnis: „Und Sankt Jakob erschien ihm, ob die Wächter gleich wachten und führte ihn oben auf den Turm. Da neigte der Turm sich also, daß seine Spitze der Erde gleich ward, und der Kaufmann konnte ohne einen Sprung herabsteigen und ging frei von dannen. . .“

In den weiteren vier Legenden werden Pilger wegen ihrer guten Werke selig, unterwegs wunderbar gespeist, aus der Gefangenschaft der Sarazenen gerettet oder erfahren als reuige Sünder Erbarmen. Eine Legende soll ganz erzählt werden: „Calixtus der Papst erzählt, daß im Jahre 1020 ein Deutscher mit seinem Sohn zu Sanct Jacob wollte wallfahren. Als er in der Stadt Toulouse mußte Herberg nehmen, machte der Wirt ihn trunken und versteckte einen silbernen Becher in seinem Mantelsack. Da sie nun des Morgens fürbaß zogen, lief der Wirt ihnen nach und hielt sie wie Räuber fest, und schuldigte sie, daß sie seinen silbernen Becher hätten gestohlen. Sie sprachen, daß er sie möge zur Strafe ziehen, so der Becher sich bei ihnen fände. Und da man den Mantelsack auftat, fand sich der Becher, und sie wurden alsbald vor den Richter geschleppt, da ward das Urteil gegeben, daß alle ihre Habe dem Wirt verbliebe und einer von ihnen werde gehenkt. Der Vater wollte für den Sohn sterben, der Sohn für den Vater; zuletzt ward der Sohn gehenkt, und der Vater zog gen Sanct Jacob weiter mit großem Trauern. Über sechsunddreißig Tage so kam er wieder und verweilte bei dem Galgen, da noch der Leib seines Sohnes hing, und klagte über ihn ganz jämmerlich. Aber siehe, da hub der Sohn an zu sprechen und tröstete ihn 'Liebster Vater, weine nicht, denn mir ward nie so wohl: wisse, Sanct Jacob hat mich bis zu dieser Stunde gehalten und mich erquicket mit himmlischer Süßigkeit'. Als der Vater das hörte, lief er eilends in die Stadt; und das Volk kam mit ihm heraus, nahmen den Sohn vom Galgen, der war gar unversehrt, und henkten den Wirt an seine Statt.“

---

---

Jakobus gilt als der Patron der Pilger, Seefahrer, Apotheker, Arbeiter, Drogisten, Hutmacher, Kettenschmiede, Krieger, Lastträger, Ritter, Strumpfwirker und Wachszieher<sup>40)</sup>. Warum eigentlich nicht als Beschützer der (unschuldig) Verurteilten?

In drei mittelalterlichen friesischen Ländern, im Saterland, im Brokmerland und im Hümmling ist das Gerichtswesen wie in der Mehrzahl der genannten zeitgenössischen Legenden mit Jakobus verbunden. Bei der großen Verbreitung der „Legenda aurea“ werden Friesen die Tendenz der Legenden gekannt haben. Da Jakobus und Karl d. Große und Karl der Große und das friesische Recht und die friesische Freiheit zusammengehören, ist das Ramsloher Patrozinium ein großartiges Abbild des Selbstverständnisses des kleinen Landes inmitten der Moore, die für die Ideen und Gedanken der Zeit doch durchlässiger waren, als man gewöhnlich ahnt. Im hl. Jakobus objektiviert sich die Geistigkeit einer Zeit und die politische und rechtliche Eigenart einer kleinen Region.

- 1) Vgl. zum Eigenkirchenrecht:  
Smid, Menno, Ostfriesische Kirchengeschichte, Pewsum 1974 S. 50 und Kochs, Ernst, Mittelalterliche Kirchengeschichte Ostfrieslands, Aurich 1934, S. 34 ff. und Schmidt, Heinrich, Zur Geschichte der Stedinger, Bremisches Jahrbuch, Bd. 60/61, 1982/83, bes. S. 40, S. 42 und S. 70
- 2) Meinz, Manfred, Der mittelalterliche Sakralbau in Ostfriesland, Aurich 1966, S. 15
- 3) Vgl. dazu Meinz (wie Anm 2) S. 26/27 und S. 44
- 4) U. a. Müller, Günter, Die alten Kirchen und Glockentürme des Oldenburger Landes, Oldenburg, 1983, S. 122  
Auch die Karte in: Hanisch, Wilhelm, Süddoldenburg, Vechta 1962, gibt ohne Erklärung Altenoythe als Mutterkirche an. Ihm folgen andere, in dem sie die Karte übernehmen.
- 5) Sello, Georg, Die territoriale Entwickl. d. Herzogtums Oldenburg, Göttingen 1917, S. 81
- 6) Philippi, F., Osnabrücker Urkundenbuch, Bd. I., Osnabrück 1892, S. 365
- 7) Köster, B., in: Der Hümmling, herausgeg. v. Kath. Kreislehrerverein d. Kreises Hümmling, 1929, Neubruck Werlte 1979, S. 59
- 8) Abels, Hermann, Die Ortsnamen d. Emslandes, Paderborn 1927, S. 72/73
- 9) Sello, Georg, Saterlands ältere Geschichte und Verfassung, Oldenburg u. Leipzig 1896, S. 11
- 10) Nieders. Staatsarchiv Osnabrück Rep 240, Ober-Ems Depart. No. 34, Blatt 5
- 11) Willoh, Karl, Geschichte d. kath. Pfarreien im Herzogt. Oldenburg, Köln o.J. S. 403
- 12) Brückner, Wolfgang, Zu Heiligenkult und Wallfahrtswesen im 13. Jahrhundert, in: Sankt Elisabeth, Fürstin, Dienerin, Heilige, Sigmaringen, 1981, S. 119
- 13) Ottenjann, Helmut, Spätromanische Madonnen in Ramsloh u. Ondrup, in: Jahrb. f. d. Old. Münsterld, Vechta, 1969, S. 57 bis 74. Die Madonna stammt aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts
- 14) Köster, Pilgerzeichen und Pilgermuschel, in: St. Elisabeth (Anm. 12) S. 452 ff
- 15) Adam v. Bremen, Bischofsgeschichte d. Hamburger Kirche, in: Quellen d. 9. u. 11. Jahrht. z. Gesch. d. hamburgischen Kirche u. d. Reiches, Darmstadt 1978, S. 436/437 Zusatz 99
- 16) Smid (wie Anm. 1) S. 86
- 17) Woebken, Carl, Kurze Geschichte Ostfrieslands, Jever 1949 S. 49
- 18) Smid (wie Anm. 1) S. 87 und Woebken, Carl, Kirchengesch. d. Jeverlandes (Maschinendruck) S. 5

- 
- 19) Smid (wie Anm. 1) S. 86 („ausgesprochen fragwürdig“)
- 20) Hüffer, Hermann, J., Von Jakobuskult u. Pilgerfahrt im Abendland, in: Vera u. Hellmut Hell, Die große Wallfahrt d. Mittelalters, Tübingen 1964, S. 14, 18-22 und: Heyne, Bodo, von den Hansestädten nach Santiago: Die große Wallfahrt des Mittelalters, in: Bremisches Jahrbuch, Bd. 52, 1972, S. 65-84
- 21) Buma, Wybren Jan und Ebel, Wilhelm, Altfriesische Rechtsquellen, Bd. 2, Das Brokmer Recht, Göttingen, 1965, S. 8 und 12  
Einschränkend: „Doch läßt sich dergleichen nicht exakt belegen“: Schmidt, Heinrich, Politische Geschichte Ostfrieslands, Pewsum 1975, S. 34
- 22) Deeken, Walter, Stichwort „Saterland“, in: Oldenburg, ein heimatkundliches Nachschlagewerk, Vechta, 1965, S. 571 u. 572
- 23) Haiduck, Hermann, Archäologische Untersuchungen in d. Kirche v. Wiegboldsbur u. Timmel im Kreis Aurich, in: Jahrb. d. Ges. f. bild. Kunst und vaterl. Altertümer zu Emden (Emder Jahrbuch), Bd. 57 Aurich 1977, S. 36
- 24) Schmidt, Heinrich, Zum Aufstieg d. hochmittelalterlichen Landgemeinden im östl. Friesland, in: RES FRISICAE, Aurich-Leer 1978, S.23
- 25) Buma/Ebel (wie Anm. 21) S. 21 u. 25; gestabter Eid = feierlicher Eid; vgl. Stabreim
- 26) ebenda, S. 115 (andere Zählung § 213)
- 27) Oldenburgisches Urkundenbuch, herausgeg. v. Rühning, Gustav, Band 8. Oldenburg 1935, Nr. 411 a und in:
- 27a) Hettema, J. M. M. u. Posthumus, R. R. Onze Reis naar Sagelterland, Franeker, 1836, (Neudruck Leer 1974) S. 256, Warnung vor d. Meineid (Originaltext) S. 265
- 28) Nieders. Staatsarchiv Osnabrück (wie Anm. 10) Blatt 13
- 29) Oldenburgisches Urkundenbuch, herausgegeben von Rühning, Gustav, Band V. Oldenburg 1930, Nr. 527 a
- 30) Vgl. dazu Bockhorst, Wolfgang, Geschichte des Niederstifts Münster, Münster 1985, S. 95  
Zum Problem auch: Hanisch, Wilhelm, Friesische Freiheit, Sater Freiheit, Chodenfreiheit und künische Freiheit, in: Tijdschrift voor Rechtsgeschiedenis, Groningen- Bruxelles-La Haye, 33, 1965, S. 1 - 37
- 31) Senger, Basilius, Liudger ' Leben und Werk, Münster, 1984, S. 99
- 32) Mainz, (wie Anm. 2) S. 13
- 33) Hettema/Posthumus (wie Anm. 27a) S. 312
- 34) Rehnitz, Rudolf, Die Grandes Chronique de France und der Pseudoturpin, Würzburg-Aumühle 1940 S. 65  
Hier wird ein Pseudo-Turpin-Text von O abgedruckt.  
Zum Gesamtproblem: Buchner, M., Pseudo-Turpin, Reinald von Dassel und der Archipoet in ihren Beziehungen zur Kanonisation Karls, in: Zeitschrift f. frz. Sprache u. Lit. Band LI, Jena und Leibzig 1928 S. 1 - 72
- 35) Schmidt, Heinrich, (wie Anm. 24) S. 21
- 36) Hennecke, Edgar-Krumwiede, Hans-Walter, Die mittelalterl. Kirchen- u. Altarpatrizien Niedersachsens, Göttingen 1960
- 37) Willoh, Carl, (wie Anm. 11) S. 406
- 38) Aubin, Hermann, Das Schicksal d. schweizerischen u.d. fries. Freiheit, in Emden Jahrbuch (vgl. Anm 23), 1952, S. 22
- 39) Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine, hrsg. v. Rich. Benz, Darmstadt 1984 S. 487 - 497 und:  
Legenda aurea (mittelhochdeutsch), hrsg. v. Ulla Williams u. Werner Williams-Krapp, Bd. 1. Tübingen 1980, S. 445
- 40) Wimmer, Otto-Melzer, Hartmann, Lexikon der Namen und Heiligen, 4. Aufl., Innsbruck 1982, S. 408
-

---

Harald Schieckel

## Schicksale evangelischer Pfarrer des Oldenburger Münsterlandes im 16. und 17. Jahrhundert

Das Oldenburger Münsterland ist rund 70 Jahre lang bis zur Rekatholisierung 1613 mehr oder weniger intensiv von der Lehre Luthers geprägt worden<sup>1)</sup>. In dieser Zeit amtierten nach den Forschungen Willohs rund 100 Geistliche. Da er in seiner Geschichte der Pfarreien<sup>2)</sup> in der Regel der lutherischen Zeit einen eigenen Abschnitt gewidmet hat, sind ihre Namen dort leicht zu finden. Soweit er es feststellen konnte, hat Willoh auch vermerkt, wohin sich die Pfarrer nach 1613 oder nach dem kurzen schwedischen Zwischenspiel von 1633-1635 gewandt haben. Die Schicksale dieser Pfarrer sowie einiger früherer lutherischer Geistlicher sollen nach den Feststellungen Willohs und einiger neuerer Veröffentlichungen in dem folgenden Beitrag in alphabetischer Reihenfolge kurz vorgestellt werden. In einigen Fällen wird auch auf die Nachkommenschaft eingegangen werden.

Heinrich *Bothe* amtierte 1545 in Oythe, sein Sohn Wessel vielleicht schon 1557 und noch 1607 in Langförden<sup>3)</sup>. Sie sind die Stammväter der bekannten südoldenburgischen Juristenfamilie Bothe<sup>4)</sup>.

Heinrich *Brüning*, 1613 als Kaplan in Altenoythe bezeugt, ist vielleicht identisch mit einem gleichnamigen Pfarrer, der vor 1640 im ostfriesischen Wiesens anzutreffen ist<sup>5)</sup>.

Der während der schwedischen Herrschaft 1634 in Dinklage eingesetzte Pfarrer Franz *Docius* war 1607 in Timke (= Kirchtimke?) geboren. 1635 mußte er mit den Schweden abziehen und erhielt zwei Jahre später die Pfarre im jeveländischen Wiefels, wo er 1665 verstarb<sup>6)</sup>.

In Essen war 1574, möglicherweise schon ab 1569 oder 1572 Gerhard *Duirfeld* als Kaplan tätig, der ab 1593 als Pfarrer im ostfriesischen Engerhufe wirkte<sup>7)</sup>.

Der erste lutherische Pastor in Dinklage hieß Hermann *Dunker* und ist dort 1544 bezeugt. Es ist ungewiß, ob er identisch oder ver-

---



---

wandt ist mit einem zwischen 1533 und 1577 in Altenhuntrorf amtierenden gleichnamigen Pfarrer<sup>8)</sup>.

Gleichfalls unklar ist es, ob der Dinklager Pfarrer Hermann Dunker oder der Wildeshauser Pfarrer Hermann Stüve oder Stuve (1470-1561) identisch ist mit jenem lutherischen Kaplan *Hermann* von der Vechte, den der Osnabrücker Fürstbischof 1543 nach Herzebrock geschickt hatte<sup>9)</sup>.

1593 und 1603 wird in Löningen der Kaplan Hermann *Everinck* genannt. Möglicherweise ist der in Osnabrück geborene Hermann Evering, der 1616 in Rostock studierte und 1619-1624 als Hausgeistlicher in Haddenhausen bei Minden lebte, ein Verwandter von ihm gewesen<sup>10)</sup>.

In Lutten amtierte von 1588-1595 der Pastor Conrad *Grevenus*, der in Hildesheim geboren war. Er ging schon 1595 in das Jeverland, zunächst 1595 nach Wiarden, 1604 nach Sandel und 1617 nach Cleverns, wo er 1631 gestorben ist<sup>11)</sup>.

In Lutten und Goldenstedt soll angeblich 1628 ein Johann *Hardenberg* und 1637 ein Heinrich Hardenberg fungiert haben, von denen es ungewiß ist, ob sie identisch gewesen sind und ob sie dem lutherischen Bekenntnis angehört haben. Später soll einer von diesen in das Stift Bremen versetzt worden sein, ist aber dort nicht nachzuweisen<sup>12)</sup>.

Der in Osnabrück geborene Bernhard *Höcker* tritt um 1570 als Pastor in Dinklage auf und soll dann nach Osterkappeln gegangen sein. Dort wird er aber nicht als Pfarrer geführt, könnte aber mit dem gleichnamigen Pfarrer von 1579 im ostfriesischen Westerholt persongleich gewesen sein. 1586-1629 versah er dann das Pfarramt in Dunum (Ostfriesland)<sup>13)</sup>.

1598-1613 war Hermann zur *Horst* Pfarrer in Vestrup, danach mußte er wohl wegziehen<sup>14)</sup>.

Sein Sohn Bernhard zur *Horst* (1589-1658 oder 1659) hatte die Pfarre Lastrup bis 1613 inne und wandte sich dann in die Grafschaft Oldenburg, wo er 1620 als Adjunkt und ab 1625 als Pfarrer in Strückhausen tätig war<sup>15)</sup>.

Der lutherische Kanonikus Johann *Jütting* ist nach dem 1. 1. 1624 als Pastor in Strücklingen bezeugt<sup>16)</sup>. Vielleicht war er ein Verwandter des Pastors Gerhard Jütting in Badbergen, der dort von 1571-1621 nachweisbar ist, und von dessen Sohn und Nachfolger Theodor Jütting<sup>17)</sup>.

Der Essener Kaplan Wessel *Kannegeter* wanderte in die Niederlande aus, wo er noch 1631 als Prediger in Schweele (Drenthe) begegnet<sup>18)</sup>.

---

---

Bis mindestens zum Februar 1638 hat in Vechta als Geistlicher Simon von der *Lage* amtiert, den Willoh nicht nennt. Vielleicht war er auch nur in der Festung als Seelsorger tätig. Sein Wirken in Vechta wird nicht nur in den Angaben über seine früheren und späteren Pfarrstellen erwähnt, sondern geht auch aus dem Geburtsort seines Sohnes Matthäus und aus dessen Leichenpredigt hervor. Vorher hatte er Stellen in Ostfriesland gehabt, und zwar von 1627-1629 in Petkum und von 1629-1632 in Reepsholt, ab 1638, nach dem Abzug der Schweden, versah er bis zu seinem Tode 1642 die Pfarre Sillenstede im Jeverland. Seine Frau Clara Potinius war wohl die Tochter des aus einer Kölner Exulantenfamilie stammenden Pastors Conrad Potinius in Dornum und Wittmund<sup>18a)</sup>. Sein in Reepsholt 1630 oder 1631 geborener Sohn Conrad von der Lage hatte in Jever die Lateinschule besucht und erhielt dann Kirchenämter in Thüringen, erst in Lodersleben bei Querfurt, dann ab 1661 als Hofdiakonus und Prinzenerzieher in Weimar, später als Oberhofprediger und Generalsuperintendent bis zu seinem Tode 1694<sup>18b)</sup>. Sein Sohn Georg Wilhelm von der Lage († 1745) wurde Pfarrer in Weimar und Nemsdorf<sup>18c)</sup>. Der schon erwähnte Bruder Conrads, Matthäus von der Lage, war am 6. 2. 1638 in Vechta geboren. Seine Paten waren u. a. der schwedische Oberst von Steinacker, der Hauptmann Arnold von Elmenдорff auf Füchtel, der also damals offenbar noch evangelisch war, und Wolfgang von Dorgeloh auf Welp. Er besuchte zunächst die Schule in Jever, dann die Gymnasien in Gotha und Breslau, wurde Lizentiat der Rechte in Leipzig, Advokat in Merseburg, zuletzt Amtmann in Reinhardsbrunn, bis er 1668 verstarb<sup>18d)</sup>. Vielleicht gehört zu dieser Familie wegen des auf Oldenburg weisenden Vornamens und wegen der Beziehungen zu Merseburg auch Anton Günther von der Lage. Er war sachsen-merseburgischer Kammerprokurator und Oberschöppen- und Gerichtsschreiber in Leipzig, wo er 1662 heiratete<sup>18e)</sup>. Auch ein mansfeldischer Regierungsdirektor Ernst de Lage (oder von der Lage) in Eisleben könnte zu der Familie gerechnet werden<sup>18f)</sup>.

Der aus Hameln gebürtige Ludwig *Kiepe* (auch Kipp, Kipe, Kiefe, Kifen) war 1557/1558 Rektor in Bielefeld, dann Pastor in Crapendorf von 1569-1590. Seine Frau Hille Lichtenbeck, stammte aus Minden. Seine Tochter Adelheid heiratete den Pfarrer Wolter Molanus in Crapendorf, von dem noch die Rede sein wird<sup>19)</sup>. Der Vikar Bernhard *Krechting* begegnet von 1578-1585 in Steinfeld und fungierte danach vielleicht auch noch als Vicecuratus. Vermutlich ist er ein Verwandter des Pfarrers Bernhard *Krechting*, der bis

---

---

1533 in Gildehaus zunächst im lutherischen Sinne wirkte und dann nach Münster ging. Er wurde bald Zwinglianer und zuletzt Wiedertäufer und starb 1536 in Münster<sup>20)</sup>.

Der Pfarrer Ptolomäus *Langhorst*, der seit 1573 in Löningen bezeugt ist und dort möglicherweise schon vorher als Kaplan oder Vicecuratus tätig war, ist vermutlich verwandt mit einem ohne Vornamen genannten Pfarrer Langhorst im unfern gelegenen Menslage, der dort von 1558-1575 amtierte. Der Sohn des Ptolomäus, Gerlach, wurde Pastor in Oldenburg. Von ihm stammen weitere Pastoren ab<sup>21)</sup>.

Wessel *Martini* (vielleicht auch Langhendorff genannt) hat bis 1613 die Pfarre Oythe innegehabt, die er 1614 verlassen mußte. 1615 erhielt er die Pfarre Heiligenrode (Hoya), die er bis zu seinem Tode 1650 versah<sup>22)</sup>.

Heinrich *Mauwe*, Pastor in Goldenstedt im 17. Jahrhundert, wurde dann in das Lüneburgische versetzt, womit wohl das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg gemeint ist. Er ist aber unter diesem Namen im braunschweig-lüneburgischen Kirchendienst nicht nachzuweisen<sup>23)</sup>.

Den Flensburger Detlef *Meier* (1582-1653), zunächst Konrektor und Rektor in Hadersleben, dann Propst und Pastor in Itzehoe, setzten 1635 die Schweden als Pastor in Löningen ein. Er mußte den Ort bald verlassen, fand aber rasch Anstellung in Ostfriesland, 1636 in Ardorf, ab 1638 in Aurich<sup>24)</sup>.

Bernhard *Molanus* (auch thor Molen) aus Steinfeld hat in diesem Ort von 1586-1613 als Pfarrer gewirkt und zog 1616 nach Schale, wo er bis zu seinem Tode 1637 amtierte<sup>25)</sup>.

Johann *Molanus* wurde auch Schnelten genannt und stammte vermutlich aus diesem Ort. Im benachbarten Essen begegnet er 1613 als Pfarrer und fand dann von 1617 bis zu seinem Tode 1623 eine neue Stelle im ostfriesischen Osteel. Seine Frau Barbara Meyer war die Tochter des Dinklager Pfarrers Wilke Meyer, der ebenfalls 1613 abgesetzt wurde<sup>26)</sup>.

Wolter *Molanus* hat von 1598 bis zu seiner Absetzung am 2. 10. 1613 das Pfarramt Crapendorf versehen und fand dann im holländischen Borne (westlich Oldenzaal) ein neues Pfarramt. Sein Vater Meinhard (oder Menke) war Müller in Löningen gewesen. Wolter Molanus war mit Adelheid Kiepe vermählt, der Tochter des bereits genannten Pfarrers Ludwig Kiepe in Crapendorf<sup>27)</sup>. Ein Sohn, Wilke Ludwig Molanus (1595-1655), lebte als lic. jur. in Hameln<sup>28)</sup>. Er war der Vater des Gerhard Wolter Molanus (1633-1722), Professor in Rinteln, Konsistorialpräsident in Hannover und Abt von

---

---

Loccum. Dieser ist der berühmteste Nachkomme von Wolter Molanus und vor allem bekannt geworden durch seine neben Leibniz mit Spinola und Bossuet geführten Verhandlungen über eine Wiedervereinigung der getrennten Kirchen. Die Gespräche fanden teilweise in seiner Dienstwohnung in Hannover statt. Angesichts der Tatsache, daß er der Enkel eines durch die Gegenreformation verdrängten Pfarrers war, besitzen seine Bemühungen um die Einheit der Kirchen einen besonderen Akzent<sup>29)</sup>. Von ihm ist ein Stammbuchblatt im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg aus dem Jahre 1696 vorhanden, das er einem sächsischen Theologen auf dessen Bildungsreise in Hannover gegeben hat<sup>30)</sup>. Ein jüngerer Sohn Wolters war Meinhard Molanus (1618-1662), Dekan in Vörden, dann Pfarrer in Wildeshausen<sup>31)</sup>. Dessen Sohn Gustav Molanus (1650-1710) war zuletzt Generalsuperintendent in Harburg<sup>32)</sup>, ein anderer Sohn, Valentin Walter Molanus (1649-1693), Hof- und Konsistorialrat in Hannover<sup>33)</sup>.

Hermann *Monnick* ist vor 1566 als Pastor in Lastrup bezeugt und soll dann nach Wardenburg gegangen sein<sup>34)</sup>.

Auch von dem Pastor Albert *Muhle* heißt es, er sei nach Oldenburg oder ins Oldenburgische, also wohl in die Grafschaft Oldenburg, gegangen. Dort ist er aber nicht nachzuweisen<sup>35)</sup>. Hermann *Rantz* (auch *Ranthius*), Pastor in Vechta, starb als Greis in Osnabrück 1554. Von ihm ist ein 1521 verfaßtes Epigramm bekannt<sup>36)</sup>.

Von 1579-1619 lebte in Lohne der Kaplan Heinrich *Ringel*, dem befohlen wurde, katholisch zu werden oder wegzuziehen. Möglicherweise zog er dann nach Ostfriesland, wo von 1624-1631 in Veenhusen, von 1631-1636 in Mitling-Mark und von 1636-1642 in Kirchborgum ein gleichnamiger Pfarrer genannt ist. Vielleicht handelte es sich auch um einen Verwandten (einen Sohn?). Gleichzeitig begegnet nämlich bis 1646 im Münsterland ein Notar Heinrich Ringel, von dem nicht bekannt ist, ob er mit dem früheren Pfarrer in Lohne identisch war<sup>37)</sup>.

1613 amtierte in Friesoythe als Vicecuratus, 1617 auch unter der Bezeichnung Prädikant, Johannes *Ruwe* oder *Rüwe*. 1618 mußte er sein Amt abgeben, blieb aber als Lehrer wohnen. Vor dem 1. 11. 1626 ist er gestorben, da an diesem Tage sein gleichnamiger Sohn Forderungen des verstorbenen Vaters vorbrachte. Ob eine Verwandtschaft der beiden mit dem ostfriesischen Pfarrer Johannes *Ruvius* in Breinermoor (nach 1616-1634) und Weene (1625-1634) besteht, ist ungewiß<sup>38)</sup>.

Der aus Rhaude stammende Johann Theodoricus *Schloiffer* war Pastor in Strücklingen, wohl seit mindestens 1632, und mußte 1642

---



---

den Ort verlassen. In Holte im Osnabrücker Nordland fand er eine neue Stelle. Er wurde der Stammvater einer bekannten oldenburgischen Pfarrer- und Beamtenfamilie. Sein 1632 im Saterland geborener Sohn Hajo Theodorici Schloiffer wurde 1664 Pfarrer im ostfriesischen Holtland, sein Enkel Johann († 1725) Pastor in Strackholt, 1691 in Westerstede und 1707 in Oldenburg<sup>39)</sup>.

Der zwischen 1557 und 1563 bezeugte Pastor Heinrich *Scriba* (auch *Schribers* oder *Schreiber*) in Crapendorf stand in Beziehungen zu den Grafen von Waldeck. Er nahm 1561 als Vertrauensmann des Grafen Wolrad von Waldeck an der Synode in Sachsenhausen teil<sup>39a)</sup>. 1613 wurde Gerhard *Thöle* als Pastor in Vechta abgesetzt, wo er zunächst als Rektor, ab 1605 oder 1609 als Geistlicher bezeugt ist. Er predigte danach noch mehrfach in Bakum. 1614 fand er in Wiarden im Jeverland eine neue Anstellung und verstarb dort 1622 mit etwa 65 Jahren<sup>40)</sup>.

Während der Schwedenzeit wurde Balthasar von *Wida* als Pfarrer in Vechta eingesetzt von 1633-1635. Der Vater war Küster und Katechet in Neuenkirchen (Grafschaft Hoya), Großvater und Urgroßvater Pastoren in diesem Ort, ein Onkel, Theophil von Wida, Pastor in Sulingen<sup>41)</sup>. Nach dem Abzug der Schweden erhielt Balthasar von Wida die Pfarre in Dötlingen 1637, wo er 1685 verstarb. Kurze Zeit (1640-1641) amtierte er auch als Stiftsprediger in Bassum<sup>42)</sup>. Die Söhne wurden wiederum Pfarrer, Johann Friedrich in Minden und Dötlingen, Dietrich in Hatten und Oldenburg, Balthasar (nur einen Tag!) in Bockhorn<sup>43)</sup>. Ein Enkel, Balthasar von Wida, hatte nach dem Besuch der berühmten Fürstenschule in Schulpforte in Ostindien im Dienst der holländisch-ostindischen Kompanie gelebt und danach als Notar in Oldenburg. Er wurde durch Veröffentlichungen bekannt<sup>44)</sup>.

Der von 1597-1604 in Lutten amtierende, in Stroien (Grafschaft Hoya) um 1573 geborene Pastor Johannes *Windhorst* wurde 1604 Pastor in Wiarden (Jeverland), wo er 1637 gestorben ist<sup>45)</sup>.

#### Anmerkungen

- 1) Hierüber zuletzt Heinrich Hachmöller: Die Reformation im Oldenburger Münsterland (in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1985, S. 96 ff.); Alois Schröer, Die Reformation in Westfalen, Bd. I, Münster 1979, Bd. II, Münster 1983, insbesondere S. 152 ff.
- 2) K. Willloh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Köln (1898 ff.) Bd. I-V.
- 3) Willloh (wie Anm. 2), II 50 f., 319; Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 16, 1910, S. 129 ff.; Bernhard Riesebieter, Das Cloppenburg Juristengeschlecht Bothe (in: Volkstum und Landschaft 1939, S. 3).

- 4) H. Schieckel, Die landschaftliche und soziale Herkunft der höheren Beamten während der Regierungszeit des Herzogs Peter Friedrich Ludwig (in: Peter Friedrich Ludwig und das Herzogtum Oldenburg. Hrsg. v. Heinrich Schmidt, Oldenburg 1979, S. 171).
- 5) Willoh (wie Anm. 2), IV 25; Philipp Meyer, Die Pastoren der Landeskirchen Hannovers und Schaumburg-Lippes seit der Reformation, Bd. II, Göttingen 1942, 507.
- 6) Willoh (wie Anm. 2), I 222 f.; V 197; Johannes Ramsauer, Die Prediger des Herzogtums Oldenburg seit der Reformation, Oldenburg 1909, S. 257; Niedersächs. Staatsarchiv in Oldenburg (künftig abgekürzt St.A.O.), Best. 97 Nr. 372.
- 7) Willoh (wie Anm. 2), IV 434 f.; Meyer (wie Anm. 5), I 267 f. (hier wohl irrtümlich als früherer Dienstort Bad Essen, wo er aber nicht als Pfarrer aufgeführt wird).
- 8) Willoh (wie Anm. 2), I 203; Ramsauer (wie Anm. 6), S. 7. 1617-1632 amtierte auch ein aus Emden gebürtiger Pfarrer Hermann Dunker in Eilsum (Ostfriesland) (Meyer, wie Anm. 5, I, 1941, 232 f.). Ob eine Verwandtschaft mit dem Dinklager Pfarrer besteht, ist fraglich.
- 9) Franz Flaskamp, Die Reformationspfarre von Herzebrock (in: Jahrbuch des Ver. f. westfäl. Kirchengeschichte, Bd. 64, 1971, S. 42). Zu Stüve s. Willoh (wie Anm. 2), III 486; Findbuch zum Bestand Stadtarchiv Wildeshausen (Best. 262-9), Tl. 1: Urkunden, bearb. v. H. Schieckel (= Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg, H. 5), Göttingen 1979, S. 39 f.
- 10) Willoh (wie Anm. 2), V 218 f.; Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945, Bielefeld 1980, S. 124.
- 11) Willoh (wie Anm. 2), II 175; Ramsauer (wie Anm. 6), S. 44, 189, 255.
- 12) Willoh (wie Anm. 2), I 438; II 176 f. Meyer (wie Anm. 5) führt ihn nicht in seinem Personenregister auf.
- 13) Willoh (wie Anm. 2), I 203; Schröer (wie Anm. 1), II 504, 704, Meyer (wie Anm. 5), I 219; II 497. In Osterkappeln verzeichnet er ihn nicht, beginnt aber die Reihe der Pastoren erst 1633 (II 249).
- 14) Willoh (wie Anm. 2), II 392; Hachmöller (wie Anm. 1), S. 103.
- 15) Willoh (wie Anm. 2), V 43 f., 50; Ramsauer (wie Anm. 6), S. 220.
- 16) Willoh (wie Anm. 2), V 416.
- 17) Meyer (wie Anm. 5), I 45.
- 18) Willoh (wie Anm. 2), IV 381 ff.
- 18a) Meyer (wie Anm. 5), II 270, 293; Ramsauer (wie Anm. 6), S. 212; Die Leichenpredigten des Stadtarchivs Braunschweig, bearb. v. Gustav Früh, Hans Goedeke und Hans-Jürgen v. Wilckens, Bd. IV, Hannover 1979, Nr. 3555 (Leichenpredigt des Sohnes Matthäus).
- 18b) ADB 17, 521. Ein Stammbuchblatt von ihm aus dem Jahre 1675 befindet sich im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg, Findbuch zur Stammbuchsammlung 16.-18. Jahrhundert mit biographischen Nachweisen, bearb. v. H. Schieckel (= Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg, H. 28), Oldenburg 1986, S. 126.
- 18c) Ein Stammbuchblatt von ihm von 1702 s. Findbuch zur Stammbuchsammlung (wie Anm. 18b), S. 149.
- 18d) Früh (wie Anm. 18a).
- 18e) Früh (wie Anm. 18a), I, 1976, Nr. 133.
- 18f) ADB 42, 515.
- 19) Willoh (wie Anm. 2), IV 221 f.; Früh (wie Anm. 18a), V, 1981, Nr. 4280 (Leichenpredigt des Enkels Wilke Ludwig Molanus); Hermann Hamelmanns geschichtliche Werke, Bd. II, Hrsg. v. Klemens Löffler, Münster 1913, S. 290, 297.
- 20) Willoh (wie Anm. 2), II 363; Meyer (wie Anm. 5), I 316; Schröer (wie Anm. 1), I, 200, II 680.
- 21) Willoh (wie Anm. 2), V 175 ff.; Meyer (wie Anm. 5), II 141; Ramsauer (wie 6), S. 160.
- 22) Willoh (wie Anm. 2), II 319 f.; Meyer (wie Anm. 5), I, 481.
- 23) Willoh (wie Anm. 2), I 438.
- 24) Willoh (wie Anm. 2), V 197 f.; Meyer (wie Anm. 5), I 30, 39 f.
- 25) Willoh (wie Anm. 2), II 347 f.; Bauks (wie Anm. 10), S. 339.

- 
- 26) Willoh (wie Anm. 2), IV 381 f.; Meyer (wie Anm. 5), II 244; Fritz Roth, Restlose Auswertungen von Leichenpredigten . . . , Bd. III, Boppard 1962/1964, Nr. 2854 (Leichenpredigt einer Tochter).
  - 27) Willoh (wie Anm. 2), IV 222. Zur Familie s. C. Willoh, Die Löninger Wassermühle (in: Old. Jahrb. 7, 1898, S. 117-119); St.A.O. Az. 981/1445.
  - 28) Früh (wie Anm. 18a), V, Nr. 4280.
  - 29) ADB 22, 86 ff.; RGG<sup>3</sup>, IV 1087; LThK<sup>2</sup>, VII 524; Früh (wie Anm. 18a), V, Nr. 4278 (Leichenpredigt einer Schwester, Gemahlin des Geh. Kämmersekretärs Bernhard Böhmer).
  - 30) Findbuch zur Stammbuchsammlung (wie Anm. 18b), S. 146.
  - 31) Roth (wie Anm. 26), IX, 1976, Nr. 8145 (Leichenpredigt der Frau).
  - 32) Meyer (wie Anm. 5), I 150, 164, 392.
  - 33) Früh (wie Anm. 18a), V, Nr. 4279.
  - 34) Willoh (wie Anm. 2), V 42. Ramsauer (wie Anm. 6) verzeichnet ihn nicht unter den Wardenburger Pastoren, doch ist in seiner Aufstellung eine Lücke zwischen 1538 und 1578. in dieser Zeit könnte Monnick also in Wardenburg gewirkt haben.
  - 35) Willoh (wie Anm. 2), I 438. Bei Ramsauer wird er nicht genannt.
  - 36) Willoh (wie Anm. 2), III 69; Hermann Hamelmanns geschichtliche Werke, Bd. I, hrsg. v. Klemens Löffler, Münster 1908, S. 137 f.
  - 37) Willoh (wie Anm. 2), II 119, 136 f.; Meyer (wie Anm. 5), II 13, 145, 452.
  - 38) Willoh (wie Anm. 2), IV 471; (Anton Wreesmann), Friesoythe in vergangenen Zeiten (Sep. abdr. der Tageszeitung für den Friesoyther Amtsbezirk 1930), S. 32; 650 Jahre Stadt Friesoythe, Friesoythe 1958, S. 92, 109; Findbuch zum Bestand Stadtarchiv Friesoythe (Best. 262-13), bearb. v. H. Schieckel (= Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg, H. 10), Göttingen 1980, S. 14; Meyer (wie Anm. 5), I 122; II 483.
  - 39) Willoh (wie Anm. 2), V 411; Meyer (wie Anm. 5), I 534 (nur mit Vorname Johannes und ohne weitere Dienstzeit in Holte); 537 (Hajo Theodorici); II 417; III, 1953, 18 (Johann). Zur Familie s. H. Schieckel, Die landschaftliche . . . Herkunft (wie Anm. 4), S. 176.
  - 39a) Willoh (wie Anm. 2) IV 221; Schröer (wie Anm. 1), I 131.
  - 40) Willoh (wie Anm. 2), III 72 ff.; Hachmöller (wie Anm. 1), S. 107; Ramsauer (wie Anm. 6), S. 231, 254; St.A.O. Best. 97 Nr. 371.
  - 41) Meyer (wie Anm. 5), II 182, 426.
  - 42) Willoh (wie Anm. 2), III 105; Ramsauer (wie Anm. 6), S. 57; Meyer (wie Anm. 5), I 70.
  - 43) Ramsauer (wie Anm. 6), S. 38, 57 f. 91, 164; Bauks (wie Anm. 10), S. 555.
  - 44) Max Hoffmann, Pförtner Stammbuch, 1543-1893, Berlin 1893, S. 154; Strackerjan, Gelehrtenlexikon, S. 869 (Landesbibl. Oldenburg Ge IX A 574).
  - 45) Willoh (wie Anm. 2), II 175; Ramsauer (wie Anm. 6), S. 254 f.; St.A.O. Best. 97 Nr. 371.

---

*Franz-Josef Tegenkamp*

## Das Gut Bakum und seine Entstehung

Über die Gründung des Gutes Bakum ist wie bei den meisten adeligen Gütern im südlichen Oldenburg kaum etwas bekannt. In der Regel wird sie der Familie von Dinklage zugeschrieben, wobei als einziger Beweis eine Inschrift aus dem Jahre 1402 im Chorraum der alten Bakumer Kirche herangezogen wird, die Hugo de Dinklage als Kirchenrat erwähnt.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren alle Kirchspiele in vier sogenannte Quartiere eingeteilt, die jeweils eine oder mehrere Bauerschaften umfaßten; in Bakum waren dies: Westerbakum (einschließlich Bakum und Lohe), Büschel (einschließlich Harme), Schleddehausen (einschließlich Elmelage, Molkenstraße, Weihe, Südholz und Daren) und Carum (einschließlich Märschendorf). Jedem Quartier stand in der Regel ein auf Lebenszeit gewählter Kirchenrat vor, die gemeinsam das Kirchspiel vertraten.<sup>1)</sup>

Bakum stellte hier insoweit eine Ausnahme dar, als der Vorstand der Kirchenräte nach alter Sitte der älteste der im Kirchspiel ansässigen Adeligen war, dem jeweils zwei oder drei weitere Räte beigeordnet waren, in der Regel ortsansässige Bauern.<sup>2)</sup>

Im Jahre 1402 hießen die Bakumer Kirchenräte Hugo de Dinklage, Henricus Deberdinck und Gerardus Averbek, woraus geschlossen wird, daß die Familie von Dinklage bereits zu diesem Zeitpunkt in Bakum ansässig war und zwar auf dem Gut Bakum, da sich dieses auch im 15. Jahrhundert, als es erstmals urkundlich erwähnt wird, im Besitz derer von Dinklage befand. Die Möglichkeit, daß die Familie um 1400 einen anderen Wohnort in Bakum besessen haben könnte, wird kaum in Betracht gezogen.

Es gibt jedoch einige Quellen, die ein anderes Licht auf die Gründung des Gutes Bakum werfen und bislang unbeachtet blieben. Den Grundstock des Gutes bilden wahrscheinlich zwei Bauernstellen im Dorf Bakum, die sich als tecklenburgisches Leben im Besitz des Vechtaer Burgmannes Herbord von Spredowe befanden, — über einen der Höfe besaß er jedoch lediglich die Vogtei-rechte, ansonsten war der Hof freies Eigentum.<sup>3)</sup> 1269 verkaufte

---





Wappen des  
Herman de Cruder  
1448



Wappen des  
Wilhelm Klencke  
1447

Herbord von Spredowe einen der Höfe für 50 Mark an das Kloster in Bersenbrück,<sup>4)</sup> 1271 die Rechte an dem anderen für 18 Mark an das gleiche Kloster.<sup>5)</sup> Beide Höfe werden nach 1283 nicht mehr erwähnt.<sup>5a)</sup> Im frühen 16. Jahrhundert beschränkt sich der Besitz des 1231 gegründeten Zisterzienserinnenklosters in Bersenbrück, der in früheren Zeiten über viele Kirchspiele in weitem Umkreis verstreut war, auf die unmittelbare Umgebung des Klosters: auf die Kirchspiele Bersenbrück, Ankum, Alfhausen, Damme, Neuenkirchen, Üffeln und Merzen.<sup>6)</sup>

Weiter entfernt liegende Besitzungen wurden vermutlich auf dem Tauschwege gegen günstiger liegende Ländereien abgestoßen. So kamen wohl auch die Bakumer Höfe in die Hand eines neuen Besitzers.

Die Gründung des Gutes fällt demnach frühestens in die letzten Jahre des 13. Jahrhunderts. Für diese Zeit sind bis heute keinerlei Hinweise bekannt, daß die Familie von Dinklage bereits in der Gemeinde Bakum ansässig war. Es gibt jedoch eine Urkunde aus dem Jahre 1355, in der neben Oseke van Büschele, Henke van Sledesden und Gerard Meinerding „de olde Crudere“ (= der alte Cruder) als Kirchenrat erwähnt wird,<sup>7)</sup> wobei es sich augenscheinlich um ein Mitglied der in Vechta ansässigen Burgmannsfamilie Cru-



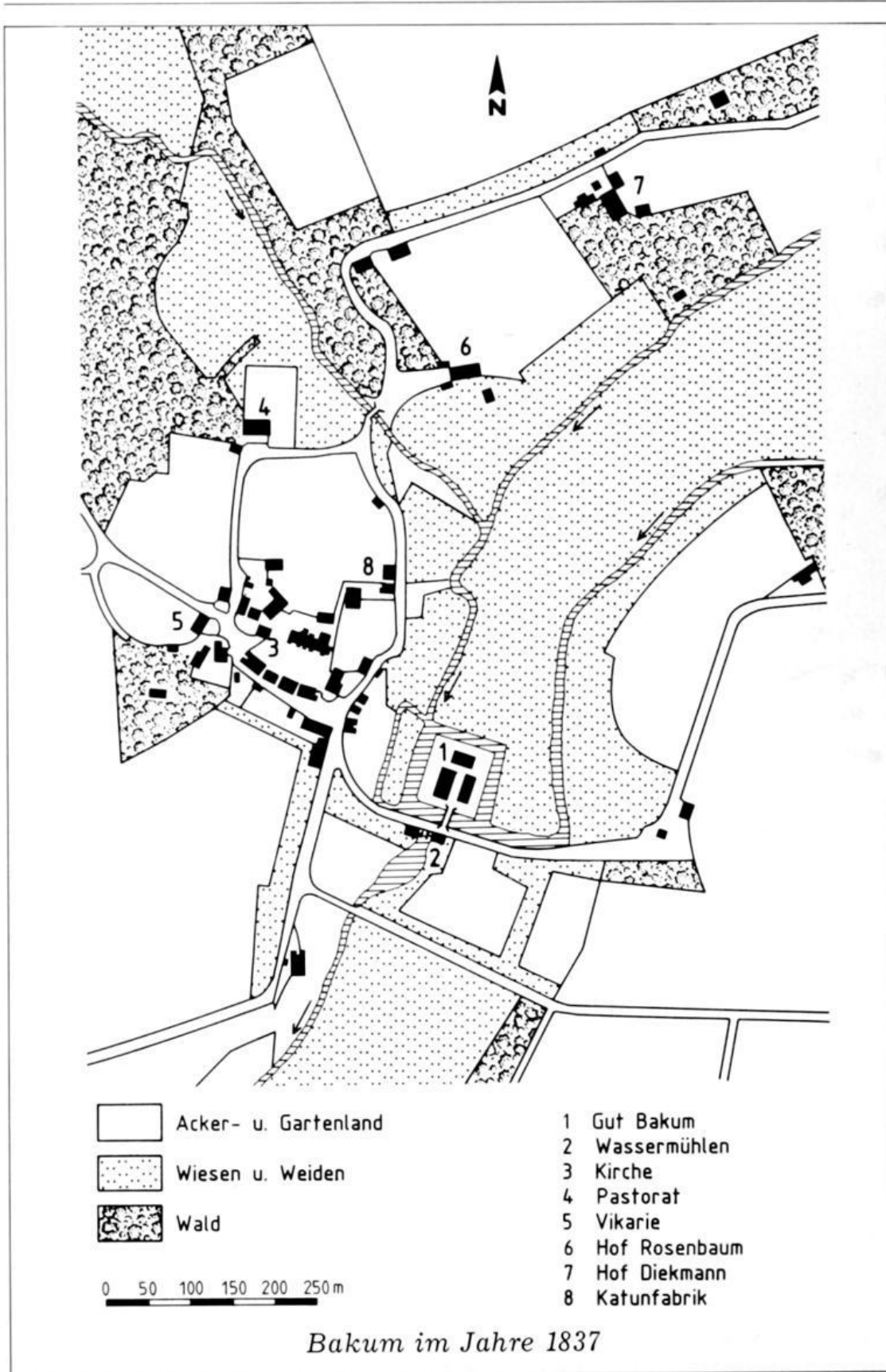
*Haus Bakum am Zusammenschluß von zwei Bächen.*

der handelt, der sich ständig oder wenigstens zeitweise in Bakum aufhielt.

Im gleichen Zeitraum wird in Vechta mehrfach Herman de junge Cruder als Burgmann erwähnt,<sup>8)</sup> so daß der Name des alten Cruder möglicherweise auch Hermann war und die Adjektive der alte / der junge lediglich dazu dienten, die beiden voneinander zu unterscheiden.

Über die Herkunft der Familie Cruder ist nichts bekannt, sie werden ausschließlich als Burgleute in Vechta erwähnt, letztmals im Jahre 1483. Der Ursprung der Familie ist also wahrscheinlich im Amt Vechta selbst zu suchen.

Die erwähnten Quellen zeigen zwar, daß die Familie Cruder im 14. Jahrhundert wahrscheinlich im Kirchspiel Bakum ansässig war; daß ihr Wohnsitz das Gut Bakum war, wird jedoch erst durch





*Haus Bakum um 1910.*

einige andere Urkunden nahegelegt. Am 9. 12. 1437 verkauften die Nachkommen des Herman de Cruder, „Herman und Hinrich gebroder de Cruder“ und deren Schwestern Rixa und Jutta ihr „vrie, egene, erfachtige gut, geheten d a t W e c h u s , mit alle des erves olden unde nien tobehoringen, so dat in holte, in felde, in water unde weide, an torve unde twige unde gensliken mit allerleie slachtenud belegen is in der herscop van der Vechta, sunderges in dem Kerspele to Backhem, dat dorslacht, vri egen gud is under Wesen sall . . . vor eine beschedelike unde genochlike summen geldes . . .“. Wie aus dieser Urkunde hervorgeht, handelt es sich bei dem Verkaufsobjekt um ein adeliges Gut, genannt Wechus in Bakum. Die Bezeichnung Wec- legt, übertragen als Wiek, die Existenz fester Gebäude oder die Nähe einer mehr oder weniger geschlossenen Siedlung nahe. Die Tatsache, daß das Gut kein Lehen, sondern Allodium, also freies Eigentum des Besitzers war, zeigt, daß es wahrscheinlich durch eine Familie des lokalen niederen Dienstadels begründet wurde.

Der Käufer des Gutes, Diderik Clencke, befand sich anscheinend nur kurz in dessen Besitz. Er scheint bereits wenige Jahre nach



---

dem Erwerb gestorben zu sein, denn schon 1450 verkaufen seine Frau Hille und deren Kinder Dyderk, Hinrik, Cord und Jutta ihr Haus zu Bachem, im Dorfe Bachem bei der Mühle belegen, an Frederike von Dincklage, des alten Hugens Sohn, und seine Frau Leneke.<sup>10)</sup> Diese Beschreibung des verkauften Gutes zeigt erstmals eindeutig, daß es sich dabei um das Gut Bakum handeln muß und dieses somit erst im Jahre 1450 in den Besitz eines Zweiges der Familie von Dinklage gelangte.

Etwa zur gleichen Zeit muß auch die beim Gut gelegene Wassermühle in den Besitz der Familie von Dinklage gelangt sein.<sup>11)</sup>

Vermutlich stand sie schon früh in enger Verbindung zum Gut Bakum, denn wie das Gut selbst in späterer Zeit, und wie die im 13. Jahrhundert erwähnten Bauernhöfe war auch die Mühle tecklenburgisches Lehen, bei ihrer ersten Erwähnung im Besitz der Familie Klencke.

Die Familie Cruder besaß anscheinend größeren Grundbesitz in Bakum, der nach und nach verkauft wurde. Bereits im Jahr 1427 hatten sie einen größeren Hof, den sog. Northoff in Bakum, an Hugens van Dinglaghe und dessen Frau Fredeke, die Eltern des Frederik von Dinklage, für 100 Rheinische Gulden verkauft.<sup>12)</sup>

Dieser Hof wird noch 1479 als im Besitz des Hugo von Dinklage auf Gut Bakum verzeichnet, später aber nicht mehr erwähnt. Ob es sich bei diesem Hof um einen der Höfe handelt, die zu Ende des 13. Jahrhunderts an das Kloster Bersenbrück verkauft wurden, läßt sich wohl nicht mehr feststellen. Möglichweise wurde das Gut Bakum zunächst nur auf einem dieser Höfe gegründet, während der andere, später Northoff oder Nortmeyers Erbe genannt, erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts mit dem Gut vereinigt wurde. In ähnlicher Weise wurde noch im 16. Jahrhundert der Hof Steengraven in Südlohne mit dem angrenzenden Gut Brettberg vereinigt.<sup>13)</sup>

Die Familie Clencke stammt ursprünglich aus der Grafschaft Hoya und war vor allem im Mindenschen und Hannoverschen begütert. Im Bereich des ehemals münsterischen Amtes Vechta taucht der Namen nur gelegentlich auf.

Die Familie scheint jedoch auch nach dem Verkauf des Gutes Bakum an die Familie von Dinklage in Bakum ansässig gewesen zu sein. Nach 1484 bewohnten sie ein Bauernerbe in Westerbakum.<sup>14)</sup>

Die neuen Besitzer des Gutes Bakum, Friedrich und Leneke von Dinklage, stammten vermutlich von der Burg Dinklage, über ihren Aufenthaltsort vor 1450 ist jedoch nichts genaues überlie-

---

## Gutsverkauf.

Der Herr Freiherr N. von Ascheberg will sein unmittelbar beim Kirchdorfe Bakum belegenes Gut Bakuum am

**Freitag den 28. Juni d. J.,**

Morgens 10 Uhr,

an Ort und Stelle in folgenden Wirthschafts-complexen und kleineren Abtheilungen öffentlich meistbietend, mit 6 1/2 monatlicher Zahlungsfrist, verkaufen lassen:

- |  |                 |
|--|-----------------|
| <p><b>I.</b> der s. g. Delgarten, zu 4 Hausplätzen passend,</p>  |                 |
| <p><b>II.</b> der Hof mit den darauf stehenden Wohn-, Nebengebäuden u. Obstgarten, Korn-, Wasser- und Delmühle, mit den Teichen und Gräften, ferner an Aecker, Gärten, Wiesen, Holz und Plaggenmatt zc. zusammen</p> | 553 C. S. 8 R.  |
| <p><b>III.</b> die Wohnung des Feuer-manns Jos. Grote nebst Gartenland, Ackerland im Beel 1/4 Kampgarten u. Diekwiese, zusammen</p>  | 64 C. S. 6 R.   |
| <p><b>IV.</b> die Wohnung des Feuer-manns Rösener nebst Gartenland, Ackerland im Beel 1/4 Kampgarten, Strengwiese, 1/2 des Installbusches, zusammen</p>  | 75 C. S. 14 R.  |
| <p><b>V.</b> die Wohnung des Feuer-manns Clem. Grote nebst Gartenland, Ackerland im Beel 1/4 Installgarten, 1/2 des Installbusches, Lehmkuhlenholz, Ottenwiese</p>   | 80 C. S. 11 R.  |
| <p><b>VI.</b> die Wohnung der Feuerleute Gier und Niemann, nebst Garten- und Ackerland im Install und 1/4 vom Beel, zusammen</p>   | 76 C. S. 13 R.  |
| <p><b>VII.</b> die Wohnung des Feuer-manns Kellermann nebst Garten u. Ackerland, groß</p>  | 11 C. S. 7 R.   |
| <p><b>VIII.</b> die Wohnung des Feuer-manns Siemer nebst Garten- und Ackerland, groß</p>   | 9 C. S. 3 R.    |
| <p><b>IX.</b> der Fuhrenkamp an Installs Heide, 30 Jahr alt, groß</p>  | 20 C. S. 13 R.  |
| <p><b>X.</b> der Fuhrenkamp daselbst</p>   | 5 C. S. —       |
| <p><b>XI.</b> die Wohnung des Feuer-manns Kalkhoff zu Lobe, nebst Garten- u. Ackerland, und Heide</p>  | 41 C. S. 9 R.   |
| <p><b>XII.</b> die Parzelle Mecklage, Heide und Weide, groß</p>  | 47 C. S. 4 R.   |
| <p><b>XIII.</b> die Gladderwiese an Mijschbroots Damm, groß</p>  | 12 C. S. 4 R.   |
| <p><b>XIV.</b> die Parzelle Harmerheide und Büschelermark, groß zusammen circ.</p>   | 48 C. S. 13 R.  |
| <p><b>XV.</b> das Fangland u. der Kirchesch, Ackerland, 80 Stücke, zusammen</p>  | 229 C. S. 11 R. |

Nr. I u. XV kommen event. auch mit Nr. II zum Aufzuge.

Kauflichhaber können die Verkaufsbedingungen bei dem Herrn Oberg.-Anwalt Berding II zu Vechta und Unterzeichneten auch schon vor dem Verkaufstermine einsehen und hat der Jäger Elberfeld Auftrag, die Belegenheit der verschiedenen Parzellen den Kauflustigen an Ort und Stelle zu zeigen. Der Herr Verkäufer ist nicht abgeneigt, einen Theil des Kaufpreises gegen erste Hypothek, 3 1/2 % Zinsen und einjährige Kündigungsfrist bei den resp. Käufern stehen zu lassen.

Ein zweiter Aufzug wird nicht beabsichtigt.  
In Auftrag  
Klövetorn

Inserat in „Neue Zeitung“ Vechta am 14. Juni 1867

fert. Nach ihrem Tode teilten die drei Söhne Hugo, Frederick und Herbord den Besitz der Eltern unter sich auf, worüber am 19. 11. 1479 eine Urkunde ausgestellt wurde. Der Sohn Hugo und dessen Frau Hille erhielten bei dieser Gelegenheit die Wohnung und die Mühle zu Bakum<sup>15)</sup> und ließen sich hier nieder.

Später wurde Herbord von Dinklage, vermutlich der Bruder des Hugo, mit dem Gut und der Mühle belehnt, obwohl offensichtlich nicht er, sondern eine von Hugos Töchtern im Besitz der Güter

---

blieb. Dabei wird erstmals auch das Gut als Lehen aufgeführt, obwohl es früher ausdrücklich als freies Eigentum bezeichnet wurde<sup>16)</sup>. Viele der später zum Gut gehörenden Bauernstellen und Ländereien gehörten ebenfalls wahrscheinlich nicht zur ursprünglichen Ausstattung des Gutes, sondern kamen wohl erst unter späteren Besitzern durch Erbschaft oder Kauf zum Gut Bakum. Über die weitere Geschichte des Gutes Bakum wurde bereits verschiedentlich berichtet<sup>17)</sup>, so daß darauf nur kurz eingegangen werden soll.

Im Jahre 1501 kam das Gut durch die Heirat der Erbtöchter Fredeke von Dinklage an Otto Schade, 1527 durch die Heirat von dessen Tochter Elske an den Quakenbrücker Burgmann Bernd Voss. In der Folge blieb das Gut im Besitz dieser Familie, bis Johann Friedrich Voss, Sohn des Bernd Gier Voss und der Gustanna von Dinklage, 1696 unverheiratet starb und nur eine uneheliche Tochter namens Gustanna hinterließ, deren Mutter Gertrud Hanekamp als Magd auf dem Gut gewesen war. Gustanna Voss war zwar von ihrem Vater legitimiert und damit erbberechtigt geworden, sie hatte jedoch mit ihrem Mann Bernd Arkenstette, der vermutlich vom gleichnamigen Hof in Elmelage stammte, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, um ihre Ansprüche durchzusetzen. Besonders der neue Besitzer der Dinklagerschen Güter, Franz Wilhelm von Galen, machte ihr das Leben schwer, um selbst in den Besitz des Gutes Bakum zu gelangen. Zunächst versuchte er im Guten, Gustanna Voss ihren Besitz abzukaufen, als ihm dies nicht gelang, benutzte er andere Mittel, um den seiner Meinung nach unmöglichen Zustand aufzuheben, daß eine uneheliche Bauerntochter ein landtagsfähiges adeliges Gut besaß. Er ließ im Frühjahr die gerade aufgegangene Saat umpflügen, Bäume fällen, Getreide und Heu entfernen, die Knechte des Gutes und schließlich sogar den Bernd Arkenstette verprügeln, aber trotz aller Widrigkeiten und Prozesse verteidigte Gustanna Voss ihren Besitz erfolgreich bis zu ihrem Tode<sup>18)</sup>. Erst ihre Kinder verkauften das Gut Bakum, aber auch jetzt hatten die von Galen wenig Erfolg, sie waren zwar die Hauptschuldner, erhielten jedoch lediglich einige hörige Bauernstellen zugesprochen, um ihre Ansprüche zu befriedigen; das Gut selbst und den zugehörigen Grundbesitz konnte Johann Matthias von Ascheberg auf Gut Ihorst im Jahre 1699 für 11.000 Reichstaler und die Überlassung einiger Parzellen in Bakum an die Erben der Gustanna Voss erwerben, da er als Verwandter und Erbe der Familie Schade als einziger Erbensprüche auf das Gut vorbringen konnte. Von 1731 an blieb das Gut für

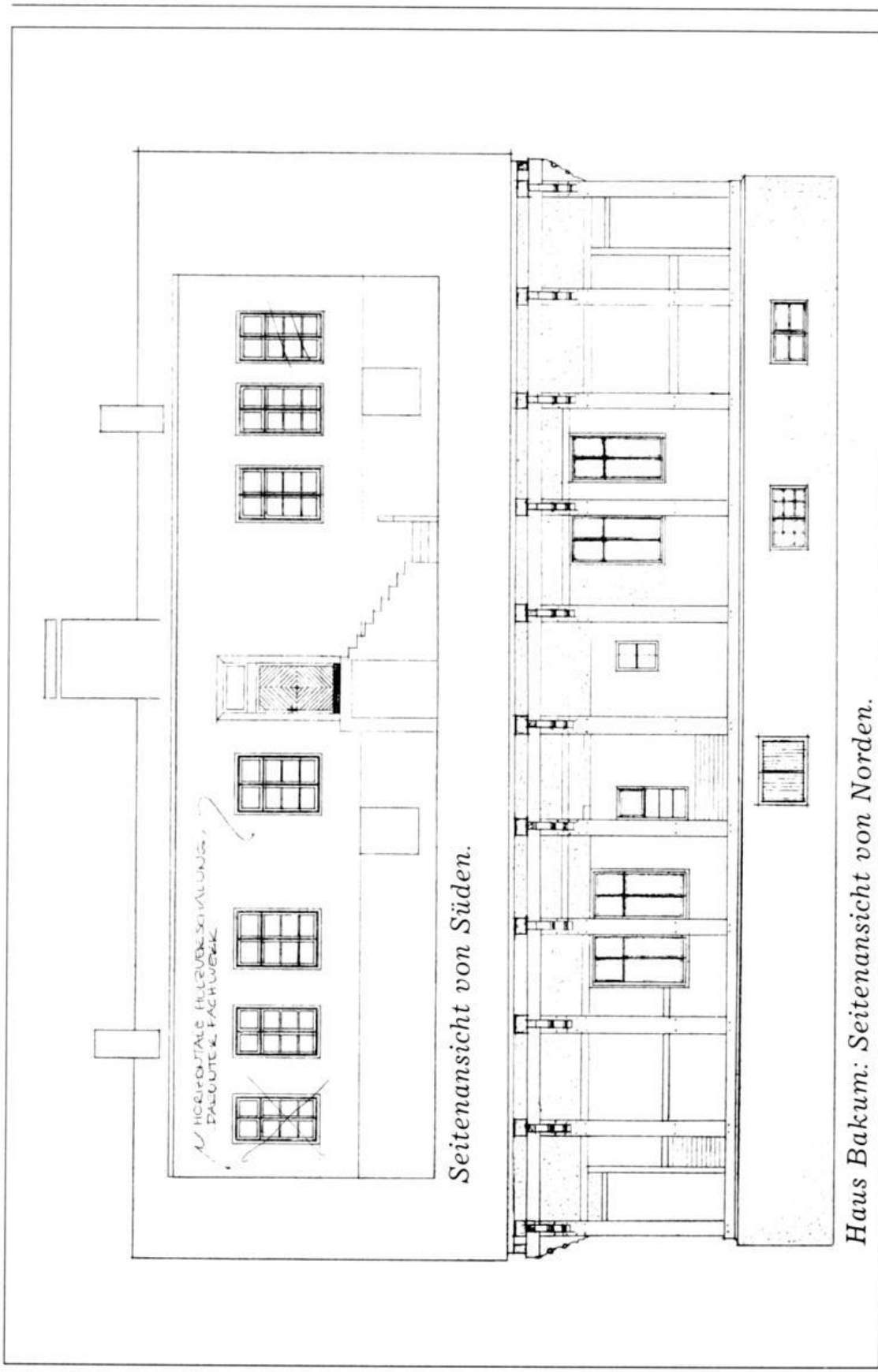
---

*Epitaph des  
Bernd Gier Voß  
und seiner  
Gemahlin  
Agnes Gele,  
gen. Schlon  
in der Kirche  
zu Bakum.*



einige Generationen im Besitz der Familie von Ascheberg auf Ihorst, bis es 1867 erneut verkauft wurde. Der neue Eigentümer, Rechtsanwalt Berding in Vechta, zerstückte das Gut bereits im folgenden Jahr (1868), so daß in der Folge auf dem Gelände des Gutes mehrere Köttereien und Eignerstellen entstehen konnten. Das Gutshaus und den Rumpf von etwa 23 ha Größe erwarb die Familie von Frydag auf Gut Daren. Das Gutshaus, nicht viel größer als ein gewöhnliches Bauernhaus und ohne jede architektonische Besonderheiten gegen Ende des 17. Jahrhunderts vom letzten Voss auf einer im Mühlenteil künstlich aufgeworfenen Insel errichtet,





Seitenansicht von Süden.

Haus Bakum: Seitenansicht von Norden.



---

wurde im Jahre 1931 von Clemens Quatmann erworben, nachdem die Besitzer vorher mehrfach kurzfristig gewechselt hatten. Nachdem es bereits mehrere Jahre leer gestanden und mehr und mehr verfallen war, wurde es im Jahre 1978 mit Genehmigung des Amtes für Denkmalpflege abgebrochen.

**Anmerkungen:**

- 1) C. H. Nieberding, Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster . . . .  
2. Auflage, Vechta 1967, Seite 556/557
- 2) Status Ecclesiae Backumensis 1669, Bistumsarchiv Münster, MS GV HS 148ff:  
Aedilium supremus antiquo more esse solet ex nobilius senior, reproducta religione catho-  
lica pavum cordi sumunt, pluribus a non residentibus pro nunc praenobilis Otto Casparus  
a Kohbrinck aedilitatem administrat cui duo aut tres adiuncti. Joan. Teenkamp, Henr.  
Kalckaven, Henr. Koninck, haec me scribente obiit.
- 3) E. Philippi / M. Bär, Osnabrücker Urkundenbuch, Bd. 3 Osnabrück 1899, Nr. 441 (21. 8.  
1271), Nr. 459 (4. 7. 1271)
- 4) S. o., Nr. 391 (1269) „domum Godescalci sitam in Bachem“
- 5) S. o., Nr. 426 (1271) „advocati domus Arnoldi in Bachem“
- 5a) Osnabrücker Urkundenbuch Bd. 4, Osnabrück 1902 Nr. 96/97 (10. 7. 1283): Die Brüder  
Kanne „Bernardus et Thetwardus milites et Hinricus famulus fratres dicti Kanne“ über-  
tragen Bischof Everhard von Münster vier Erben zu Lehen „quatuor domibus, quarum una  
sita est in Bachem, elia in Spredowe, tertia in Calvelage, quarta in Oyte“ als Ersatz für 2  
Erben und 2 Kotten in Sandbrink bei Bersenbrück, die sie dem Kloster Bersenbrück ver-  
kauft haben.  
Bernardus Kanne war ein Schwiegersohn des Herbord de Spredowe.
- 6) O. zu Hoene, Die Grundherrschaft des Klosters Bersenbrück 1516-1639, San Francisco 1968,  
S. 16 f.
- 7) G. Rühning, Oldenburgisches Urkundenbuch, Bd. 8, Oldenburg 1935, Nr. 47 (27. 5. 1355)
- 8) S. o., Nr. 50 (16. 7. 1359)
- 9) s. o., Nr. 142 (9. 12. 1437)
- 10) von Galen'sches Archiv Haus Assen, Urkunde Nr. 372 (1450) (Landschaftsverband  
Westfalen-Lippe, Landesamt für Archivpflege Warendorfer Str. 25, 4400 Münster)
- 11) Fürstliches Archiv Solms-Braunfels, A. 47. 15  
Tecklenburgisches Lehnsregister, S. 36: „Claes Klencke hevet verkoft Frederyke van  
Dincklage de mollen tho bakem dat der herscup leenguet waß., (ohne Datum)
- 12) von Galen'sches Archiv Haus Assen, Urkunden 239-242 (4. 7. 1427): „Floreke de Cruder  
knappe, vrou Grethe syn echte vrouwe, junfer Lyse unde Frederich ere kinder (und die Kin-  
der Herman und Rixe, die außer Landes sind, verkaufen) Hughen van Dinglaghe Frederi-  
kes sone Knappe, vrou Fredeken syn echte vrouwe den Northoff to Bachem hus unde erve  
myd allen rechte myd bewand myd invand myd holte myd torve myd twyge myd watere myd  
wysschen myd weyde myd ackere myd aller tobehorynge beseghet eyn stucke landes dat  
dar van verkofft ist up den Sutholter esseche belegen un genslike myd aller slachtenud .  
. . vor hundert güldene . . .“
- 13) Nieberding, S. 435: durch Johann von Dorgeloh 1531
- 14) von Galen'sches Archiv Haus Assen, Urkunde Nr. 571 (21. 7. 1484): Clawes Clenk, Frau  
Styne, Sohn Ortghys bekennen, daß die Brüder Hughe und Herbort van Dynccklage den  
Zehnten über ihr Erbe zu Westerbachem genannt Hoygerings Erbe, das sie selbst bewoh-  
nen, haben und ihnen, solange sie da wohnen, den Zehnt nachgelassen haben, der After-  
gedede jedoch pflichtig sei.
- 15) von Galen'sches Archiv Haus Assen, Urkunde Nr. 523 (19. 11. 1479)  
—„ . . . wonynghe un de mollen to bakem . . . van Dyderke  
Klencke un syne erue affkoffte . . .“
- 16) Tecklenburgisches Lehnsregister, S. 22:  
„Herbort van Dincklage de mollen unde wonynghe to Bacchem“ (ohne Datum; 1. Hälfte  
16. Jahrhundert (1513?))
- 17) Nieberding, S. 369/70
- 18) Vgl. Nieberding, Niemann, Reinke u. a. m.

## Beschwerden der Städte und Wiegbolde

in den Ämtern Cloppenburg und Vechta 1705

I

Im Protokoll der Sitzung des Landtags des Fürstbistums (Hochstifts) Münster vom 17. November 1704 findet sich folgende Eintragung:

„Endlich ließen S(eine) Hochf(ürst)l(ich)e G(na)den auß Fürst-Vatterlicher Gnädigster vorsorge in gnaden zu erkennen geben, wie daß Mannichlichen bekandt sein würde, daß durchgehendt die Stätte in abganh gerathen und solches unter anderen davon mit herrühren thete, daß aus solchen Stätten Viele Leuthe und Bürger weghgiengen und sich anderwärts setzen thedten, wodurch dan der Zahl geringer würde, das commercium cessirte, und dweniger nicht das quantum contributionis und andere Ufflagen einen wegh wie den anderen bleiben thedten, alßo daß Hochstg(eme)lte Ihro Hochf(ürst)liche Gnaden gnädigst endtschloßen weehren und sich gleichsamb gemüßiget befindeten, hirunter eine Special Commission zu ertheillen, umb alles gründtlich zu examiniren und zu untersuchen, durch was Mittel dißen Stätten entlich zu helfen und Ihre beschwerungen ahm besten zu remedijren sein mögten; darumb dan einem Hochw(ürdigen) Thumb Capitull so woll alß auch der Ritterschaft belieben mögte, hierzu aus ihren Mitteln mit zu deputiren; Statt und Stätte würden alßdan uti partes ihre meiste beschwer und wie sie vermeinen, daß Ihnen ahm besten geholffen werden kondte, bey- und vorzubringen haben.“<sup>(1)</sup>

Fürstbischof Friedrich Christian von Plettenberg (1688-1706) wollte etwas gegen die nach seinen Worten durchweg schlechte Lage, ja den Niedergang („abganh“) der Städte in seinem Hochstift tun. Als Indiz und zugleich einen Grund dafür nannte er Abwanderung aus den Städten, was eine Verringerung der Einwohnerzahl und einen Rückgang des Handels, damit verbunden aber auch eine Minderung der Steuerkraft der Städte zur Folge habe. Um die Lage der Städte gründlich zu erkunden und auch

---



---

Mittel und Maßnahmen zur Behebung von deren „beschwerden“ herauszufinden, wollte er eine spezielle Untersuchung („Special Commission“) anstellen lassen, an der auch die Landstände durch Deputierte des Domkapitels und der Ritterschaft beteiligt werden sollten. „Stadt und Städte“, d. h. Münster und die übrigen Städte, die den dritten Landstand des Hochstifts bildeten, aber faktisch in der Regel nur durch die Stadt Münster auf dem Landtag vertreten waren, sollten „ihre meiste beschwer“ vorbringen und die nach ihrer Meinung zur Abhilfe am besten geeigneten Mittel vorschlagen.

Das Domkapitel begrüßte das Vorhaben des Landesherrn grundsätzlich, wünschte aber, daß man zunächst wissen müsse worin „eigentlich solche gravamina bestehen thedten“, welches der „tenor commissionis“, also das Gegenstandsfeld und Ziel des Untersuchungsauftrags sein solle, ehe man eine Kommission einsetze und über die Beseitigung der Beschwerden der Städte berate und beschließe<sup>2)</sup>. Es müsse allerdings von vornherein gesichert sein, so ließen Domkapitel und Ritterschaft den Fürstbischof wissen, daß durch die Behebung städtischer Belastungen „einem tertio (d. h. einem Dritten) nicht ein mehreres aufgebürdet würde“. Unter dieser Bedingung stehe man für eine Beteiligung an der geplanten Kommission zur Verfügung<sup>3)</sup>.

Am Tage zuvor hatte der Fürstbischof dem Landtag mitteilen lassen, daß jede Stadt ihre Beschwerdepunkte und Abhilfeschläge um das Fest Mariae Lichtmeß, also den 2. Februar 1705, einreichen sollte<sup>4)</sup>. Der Befehl dazu erging am 13. Dezember 1704 an die Beamten der Ämter. Mit Schreiben vom 9. März 1705 ließ Friedrich Christian von Plettenberg die von den Städten und Wiegbolden eingereichten Aufstellungen der Gravamina und Verbesserungsvorschläge dem Domkapitel und der Ritterschaft zugehen. Deren Mitglieder sollten sich mit dem Inhalt der Eingaben vertraut machen und dem Landesherrn bis etwa acht Tage vor Beginn des nächsten Landtags „ein ohnvorgreiflich guthachten“ darüber einschicken. Die in Abschrift beigefügten Eingaben folgender Städte und Wiegbolde sind im Aktenbestand des münsterischen Domkapitels überliefert:

1. Münster, Beckum, Ahlen, Sendenhorst, Telgte, Wolbeck
  2. Vreden, Ahaus, Ramsdorf, Stadtlohn, Südlohn, Ottenstein
  3. Schöppingen, Billerbeck, Horstmar, Nienborg, Ochtrup, Metelen
  4. Cloppenburg und Krapendorf, Lönigen und Essen, Friesoythe, Haselünne, Meppen, Vechta
-

---

5. Oelde

6. Coesfeld, Bocholt und Borken, Olfen, Harsewinkel, Warendorf, Rheine und Bevergen.

7. Haltern, Dülmen<sup>5)</sup>

Ob die Landtagsmitglieder der beiden Vorderstände (Domkapitel und Ritterschaft) dem Fürstbischof das gewünschte Gutachten zu den Eingaben überreicht haben, ist nicht bekannt. Es scheint aber nicht so. Denn auf dem vom 21. April bis 3. Mai 1705 tagenden Landtag einigten sich Domkapitel, Ritterschaft und Fürstbischof darauf, „wegen deren Gravaminum von Stadt und Stätten, weylen selbige ohne Zweyfel sehr weitleufig sein dörften und also nicht woll in pleno vorgenommen werden kondten“, eine Kommission zu bestellen. In diese wurden vom Domkapitel entsandt der Domscholaster Ferdinand Benedikt von Galen (1665-1727), der dieses Amt seit 1703 bekleidete, und der Hofkammerpräsident Heidenreich Ludwig von Droste zu Vischering (gest. 1723), der seit 1690 dieses Amt innehatte<sup>6)</sup>. Die Ritterschaft deputierte „zur examination der Statten gravaminum“ den Hofmarschall Dietrich Burkhard von Merveldt (1652-1728), den Erbkämmerer Franz Wilhelm von Galen (1648-1716), der zugleich Droste des Amtes Vechta war, den Drosten des Amtes Rheine-Bevergern, Christoph Bernhard von Twickel (gest. 1719), und Johann Matthias von der Recke zu Steinfurt (1671-1739), Drosten des Amtes Werne. (Von diesen sollten allerdings nur jeweils zwei in der Kommission mitarbeiten)<sup>7)</sup>. Mit der Einverständniserklärung des Fürstbischofs, die Gravamina der Städte zunächst in der Kommission zu behandeln<sup>8)</sup>, verliert sich die Spur dieses Vorhabens in den Landtagsprotokollen. Auch für eine Behandlung der städtischen Beschwerden in der Kommission hat sich bisher kein Beleg gefunden. Es wäre also denkbar, daß die Kommission ihre Arbeit gar nicht aufgenommen hat oder die Angelegenheit einen „Ausschußtod“ erlitten hat<sup>9)</sup>.

## II

Auch wenn die Gravamina - Enquete von 1705 womöglich folgenlos geblieben ist, behält sie doch ihren Wert wegen ihrer Reichhaltigkeit an Aussagen über die Lage der Städte und Wiegbolde des Hochstifts Münster. Das gilt auch für die oben genannte vierte Gruppe der Orte in den niederstiftischen Ämtern Cloppenburg, Meppen und Vechta. Wie Cloppenburg, Krapendorf, Friesoythe, Lönigen und Essen, deren Gravamina - Verzeichnisse der Cloppenburger Amtsrentmeister Johann Hermann Molan dem Fürstbischof am 7. Februar 1705 zugeschickt hat, und Vechta, dessen

---

---

Aufstellung der dortige Rentmeister Johann Henrich Brandenburg am 1. Februar 1705 weitergegeben hat, in der Selbstdarstellung ihre Lage damals gesehen haben, sei im folgenden dargelegt.

### Cloppenburg

„Burge Meister und Rath auch sämptliche der Statt Cloppenburg eingeseßene“ hatten das „Verzeignuß Unßer Cloppenburger entworffenen onerum (d. h. Lasten) und beschwernuß“ in sechs Punkte gegliedert.

E r s t e n s wiesen sie darauf hin, daß die Stadt „innerhalb 60 Jahre viermahligen brandt außgestanden“ habe. Beim ersten Brand seien 61 Häuser, 1651 dann 32, 1660 24 und 1675 nochmals 11 Häuser vernichtet worden, wobei die Häuser einiger Bürger sogar zweimal eingeäschert worden seien. Auch das „gantze Rathauß und unßere Stats Capell cum omnibus ornamentibus“ (d.h. mit allen Verzierungen) seien „zerschmettert“ worden. Durch deren „reparation“ sei die Stadt „in tiefste schuldt gerahten“<sup>10)</sup>. Die „gemeine verbrandte burgere“ aber hätten ihr Land verkaufen müssen „umb erhaltung fach unt tagh“, d.h. um ihr Fachwerkhaus mit dem Dach darauf wieder aufzubauen. Den so entstandenen Schaden taxierten die Cloppenburger „liderlich“, d.h. ungefähr, an die 10.000 Reichstaler.

Z w e i t e n s habe Cloppenburg schwere Belastungen durch Kriegsereignisse in früheren Zeiten, aber „auch bey jetzigen unßeren ahndencken“ zu tragen gehabt. Genannt werden schwedische Erpressungen („extorsionen“) und Exekutionen<sup>11)</sup>, Durchmärsche, Verpflegung eines ganzen Regiments vier Wochen lang, Unterhaltung der 12 Mann starken Wache auf dem Amtshaus bereits im dritten Jahre<sup>12)</sup>, ferner der ganzen „ampts Lappups (?) Compagnie“, die Hergabe von Pferden für die Munitionswagen des Militärs. Auf fürstbischöflichen Befehl habe es 1695 (Kompanie des Obristleutnants Zimmer), 1696 (Kompanien der Obristleutnants Milcho und Trilitius) und 1703 (Obristwachtmeister Kirberin) Einquartierungen in der Stadt gegeben, außerdem unzählige Übernachtungen mit Verpflegung. Die Kosten dafür hätten „auß dem gantzen ampt ersetzt werden“ sollen, man habe „aber nicht den geringsten Heller“ bekommen, so daß der Schaden auf etwa 3.500 Reichstaler zu veranschlagen sei.

D r i t t e n s habe die Stadt 1665 elf und 1697 nochmal 19 „reuter (d.h. Reiter)pferde“ herbeischaffen und bezahlen müssen; außerdem seien während der Schwedenzeit einige Pferde und Kühe weggeholt worden, die die Stadt ohne Beteiligung des Amtes habe

---





---

Straßen dermaßen zertreiben“. Die teils vom Fürstbischof und seinen Beamten, teils von den Bürgermeistern befohlene alljährliche Reparatur und Unterhaltung der Wege könnten die Cloppenburger „auß unßeren eigenen Mittelen“ nicht länger bestreiten angesichts der Tatsache, daß „dießer Orth kentlich moratzig undt zumpffig ist“. Dies sei nur möglich, wenn der Landesherr „auß sonderlichen Clementz (= Milde) eine erkleckliche beystewr“, d.h. einen Zuschuß, aus dem ihm für die Benutzung der Straßen zufließenden Wegegeld gewähre, wie er das Meppen, Haselünne und anderen Städten zugestanden habe.

S e c h s t e n s sei es für die bedrängte Cloppenburger „gemeinheit“ (=Gemeinde) ein „einziger ruin“, daß das unmittelbar angrenzende Krapendorf 43 Malterfaat („molt sath“) Land<sup>13)</sup> über 60 Jahre „franco gebraucht“ habe, wodurch neben dem Nutzungsausfall für die Cloppenburger ein Ausfall an Steuern („Schatzung“) in Höhe von 4.750 Reichstalern eingetreten sei, wie in einer spezifizierten Rechnung zusammengestellt wird. Mit den Krapendorfer Besitzern („Detentoren“) führe man über deren Zahlungsverweigerung seit 16 Jahren vor dem Hofgericht zu Münster einen „kostbahren (=kostspieligen) process“. Und obwohl der Landesherr am 22. September 1694 befohlen habe, daß jeder zu Zahlungen angehalten werden dürfe, in welchem Rechtsstatus oder welcher Lage er auch sei („cujuscunque Status vel Conditionis“), müßten die Cloppenburger, weil der Prozeß noch unerledigt sei, trotzdem für die Krapendorfer Detentoren „den schatz bezahlen, die einquartierungh dhafür abtragen, woldurch leider wir zur gantzlichen ruin gerathen“.

Um diesen Mißstand zu beseitigen, könnten sie (die Cloppenburger) keinen besseren Vorschlag machen als den, daß die Krapendorfer Besitzer dieser Ländereien ihre rückständige, von den Cloppenburgern bezahlte Schatzung vom Tage des Kaufs ab an die Cloppenburger abzutragen angehalten würden. Zugleich sollten sie wie die anderen Bewohner des Kirchspiels, die Land nutzten, dafür wirklich bezahlen müssen. Denn die Cloppenburger könnten nicht „zugleich landt“, das sie den Krapendorfern offenbar infolge der Brandnot zwecks Erlangung von Hausbaumitteln verkauft hatten, „und schatzungen entbehren...“, „wan wir nicht gantz ruiniert werden dorffen“.

Neben einer Entscheidung zu ihren Gunsten im Streit um die Abgabepflicht der Krapendorfer für bestimmte Grundstücke erbaten sich die Cloppenburger einen Anteil am Wegegeld für die Erhaltung und Erneuerung der Straßen und Wege, die wegen der

---

---

morastigen und sumpfigen Bodenbeschaffenheit „durch dehnen großen frachtwagen dermaßen verdorben werden, daß sie alle jahr erneuert werden mußen“.

Rechnet man die in den Beschwerdepunkten bezifferten Schäden, Kosten und Schatzungsausfälle zusammen, so ergibt sich eine Summe von 18.850 Reichstalern. Davon etwas wieder hereinzuholen, sah man anscheinend nur in der Streitsache mit den Krapendorfern für aussichtsreich an, so daß sich darauf der eine der beiden Verbesserungsvorschläge richtete, während der andere eine Kostenentlastung bei der laufenden Instandhaltung der Straßen und Wege zum Ziel hatte.

### Krapendorf

Den Beschwerdekatalog dieses gleichsam wie ein Keil in das Cloppenburgers Gebiet hineinragenden Dorfes (siehe Abb.) hatten „nahmens deren samptlichen Crappendorffer Eingeseßenen M. Gerdt Simerß, Johan Daken“ unterschrieben<sup>14)</sup>.

Erstens wiesen sie darauf hin, „daß unßer Dorff Crappendorff der Wiegbolt Kloppenburg ahnhangig und wir ahn einer langs durchgehenden gaßen wohnhafft“. Infolgedessen müßten sie sich „allemaal“ mit einem Viertel an den militärischen Einquartierungskosten der Cloppenburgers beteiligen. Da aber vor einigen Jahren „etzliche der Cloppenburgers Häuser per malheur in die asche gerathen“, die allerdings inzwischen wieder aufgebaut und bewohnt seien, müßten sie jetzt ein Drittel dieser Kosten tragen. Zweitens beschwerten sie sich darüber, daß sie jedes Jahr gezwungen würden, „daß Eiß ahn der Vestung Vechta“ aufzubrechen, wozu eigentlich (und ausweislich eines Befehls vom 27. November 1682) nur die Bauern des Kirchspiels Krapendorf verpflichtet seien.

Drittens „mußen wir die lange Binnenstraßen, so taglich mit dehnen frachtwagen ruiniert werden“, instandhalten. Da die meisten Einwohner ihrer Gemeinde „kleine Hußelerß“ seien, die „kaum daß liebe Broth haben“, könnten sie künftig die schweren Reparaturkosten nicht mehr tragen.

Viertens beschwerten sich die Krapendorfer darüber, daß sie zwar die Lasten (Straßenbau, Einquartierung) mit den Cloppenburgers zu teilen hätten, nicht aber deren Vorteile genossen; denn sie müßten die Akzise (eine indirekte Steuer vor allem auf Bier und Branntwein) weiterhin zahlen, obwohl die Kloppenburgers, die sie früher ebenfalls hätten abführen müssen, jetzt davon befreit seien<sup>15)</sup>. Hinsichtlich der Lasten würden sie also einmal

---

---

wie die Bauern behandelt (Eisbrechen bei der Vechtaer Zitadelle), ein andermal wie die Cloppenburger, was gegen Recht und Billigkeit verstoße.

F ü n f t e n s wiesen sie darauf hin, daß ihre Wohnhäuser „meistentheiß von den gemeinen windsturm abgeweht und abgedeckt“ seien<sup>16)</sup>.

S e c h s t e n s erkannten sie ihre Verpflichtung an, als „Brieffräger die Herren Briefe“ (d.h. diejenigen des Landesherren) zu befördern, beschwerten sich aber darüber, daß sie seit geraumer Zeit von „hießigen bedienten“ gezwungen würden, auch deren Briefe nach deren Gefallen zu überbringen.

Für die Abstellung ihrer Beschwerden machten die Krapendorfer keine spezifischen Vorschläge, baten vielmehr allgemein um „moderation und befreiung“ bei den genannten Gravamina. Diese ergaben sich - wie bei Cloppenburg - zu einem erheblichen Teil aus der räumlichen Nachbarschaft zwischen Krapendorf und Cloppenburg, andererseits aber auch aus der - wie die Krapendorfer es sahen - Willkür der örtlichen Beamten (Eisbrechen, Briefetragen). Schließlich wurden auch hier (Sturm) wie in Cloppenburg (Brände) Schäden und Belastungen durch Naturkatastrophen angeführt.

## Friesoythe

Bürgermeister und Rat dieser Stadt brachten auf den Befehl hin, „unßere obliegende gravamina, mangel und beschwerde punctatim zu verzeichnen“ und Abhilfeschläge zu machen, folgendes vor:

E r s t e n s wiesen sie auf die Lage der Stadt „ahn einen sunffigen und morastigen Orth... mit unterschiedlichen waßerflüssen und bachen“ hin. Daher verursache die Erhaltung der Wege besonders „große Kosten, mühe und arbeit“, weil „dieselben mehrentheiß in aufgeworfenen Dammen bestehen und durch vorfallenden waßergüßen leichtlich ruiniert und unbrauchbar gemacht werden“. Ferner müsse man außer den „sechs gemeine auff gemeinen Helwegh liegende“ Brücken noch weitere wegen der zahlreichen Wasserläufe erforderlichen Brücken unterhalten. Das sei deshalb besonders kostspielig, „weilen dahir kein Holtz zu bekommen, sondern gegen einen hohen preis und mit großer mühe auß den ampt Vechta gesucht und geholet werden muß“. Da der Stadt keinerlei Wege- und Brückengeld zufließe, ihre Bewohner aber andererseits auf oldenburgischem Gebiet und speziell in der Stadt Oldenburg („altenburg“) Brücken- und Dammgeld entrichten

---

---

müßten, bäten sie darum, zur Unterhaltung der Brücken von den „altenburgischen und anderen ausländischen“ Passanten gleichfalls ein Brückengeld erheben zu dürfen. Auch „von dehnen hierdurch treibenden oxsen, pferden und schweinen, welche unßere wege sehr ruinieren“, möchten sie eine „geringe“ Wegegebühr erheben dürfen.

Z w e i t e n s sei es bekannt, „daß wir von einige jahren mit schwerer einquartierung ein Zeitlang beschweret gewesen“. Dabei habe die Stadt das Servis (Unterhalt der Offiziere) und die Bürgerschaft die Verpflegung der Mannschaften („gemeinen“) aufbringen müssen, wodurch sie „mercklich in nachtheil gerathen“ seien. Sie bäten daher, die Stadt künftig möglichst zu verschonen.

D r i t t e n s „seint wir mit schweren schulden beladen“.

V i e r t e n s schließlich wiesen die Friesoyther auf ihren „schlechten Bawacker“ hin, der wegen seiner Knappheit („wenigkeit“) zwar teuer sei, aber ein ums andere Jahr gedüngt werden müsse „und danoch selten güte fruchten traget“. Resigniert heißt es dazu: „diesen vorzukommen, siehet man keine Mittel noch Wege“.

Wie bei Cloppenburg und Krapendorf waren also auch für Friesoythe die Kosten für Einquartierung und Straßenbau, hier vermehrt um die Unterhaltung der zahlreichen Brücken, beschwerlich. Große allgemeine Verschuldung beklagten die Friesoyther wie die Cloppenburger; unter den Naturgegebenheiten des Geländes und der Bodenbeschaffenheit, insbesondere unter Beschränktheit und schlechter Qualität des Ackerbodens, litten sie anscheinend mehr als jene.

## Löningen

Für das Wiegbold („wiek“, „wick“) Löningen hatten „Burgemeistere und vorstehere nahmens der samptlichen gemeinde Herm Niemann - Wilm Robbenß“ die Gravamina zusammengestellt.

E r s t e n s benutze der Richter Nehem eine von der Wiek Löningen „angekauftte wohnunge“ (ein Haus), die vorher immer steuer- und abgabepflichtig („schatzbar“) gewesen sei. Der Inhaber habe auch zu den von Löningen aufzubringenden landesherrlichen Einkünften („Herren Intraden“) wie zu den Renten- und Kapitalschulden anteilig beitragen müssen („pro quota zu concurriren“). Das entgehe der Wiek jetzt<sup>17)</sup>.

Z w e i t e n s habe der Vogt Düvell drei verschiedene Wohnungen, die teils von ihm selbst, teils von seinen Heuerleuten bewohnt würden und zu denen auch noch angekaufte und geerbte „schatzbahren gründe und lenderey“ gehörten. Davon sei bisher nichts

---





---

an der Schatzung getrennt vom Kirchspiel durch ihre Vorsteher dem Oberrezeptor (Steuereinnnehmer) abgeliefert. Sie bäten darum, ihnen künftig wieder die Einlieferung ihrer Schatzung unmittelbar beim Oberrezeptor zu gestatten; und zwar deshalb, weil der Kirchspielsteuereinnnehmer sie zur Bezahlung einiger außerordentlicher Posten zwingt, die ihnen vom vorigen Rezeptor einmalig zugemutet worden sein. Es handele sich dabei speziell um den Steueranteil des „dienst volcks“ des Meiers Steltenpohl bei der letzten Personenschatzung in Höhe von 4 Reichstalern, der ihnen aufgebürdet worden sei. Der Oberrezeptor dagegen habe ihnen diese 4 Reichstaler von ihrer ordentlichen Schatzung abgezogen.

**F ü n f t e n s** anerkenne die Wiek ihre Pflicht, „Herren briefte biß ahn negst ahngelegenen Dorffer zu tragen“. Sie werde aber jetzt weit über ihre Pflicht hinaus von den Vögten mit Botendiensten belastet.

**S e c h s t e n s** beschwere der Vogt sie mit Spanndiensten unter dem Vorwand, „daß wir für gelt die paßirende Herren und Kaufleute fahren“, also auch durch ihn dazu verpflichtet werden könnten. Dazu seien sie aber wie die Cloppenburger („alß mit den Klop-penburschen in pari gradu [= auf gleicher Stufe] stehend“) keineswegs gehalten.

**S i e b t e n s** sei die Wiek in vielen Jahren mit zahlreichen militärischen Durchmärschen und Einquartierungen belastet worden, sei aber nie in den Genuß einer Ermäßigung („Moderation“) der Zahlungen gekommen. Diese sei vielmehr durch den Rezeptor immer nur auf die Bewohner des Kirchspiels und die Bauerschaften aufgeteilt worden.

**A c h t e n s** beschwerte die Wiek sich darüber, daß der Rezeptor Duvell sie zu den Kosten für die Unterhaltung der Wege herangezogen habe, indem er den Lönigern sowohl bei der Zahlung der ordentlichen Schatzung wie außerordentlicher Abgaben „einige gebühr“ auferlegt habe, was vordem niemals geschehen sei.

**N e u n t e n s** wiesen sie darauf hin, daß Cloppenburg und Haselünne von Akzisen befreit seien, und baten, ebenfalls davon befreit zu werden, weil die Wiek Lönigen mit diesen beiden Städten auf gleicher Stufe („im gleichen grad“) stehe.

Bei den Löniger Beschwerden fällt auf, daß diese sich mit Ausnahme der dritten (Zahlungsverweigerung des Meierhofs)<sup>20)</sup> und der letzten (Akzise) sämtlich auf Verhaltensweisen der örtlichen landesherrlichen Beamten (Richter, Vogt, Rezeptor) bezogen. Dabei wurde diesen entweder vorgeworfen, daß sie sich - in der

---

---

Sicht der Löninger bestehenden - Verpflichtungen zur Zahlung von Steuern und Abgaben entzogen und auf diese Weise die Allgemeinheit belasteten (Punkte 1, 2 und 3), oder daß sie willkürlich - nach Meinung der Löniger ungerechtfertigte - Abgaben und Dienste verlangten (Punkte 4 bis 8). An diesen Beschwerden wird der „Kleinkrieg“ zwischen Bevölkerung und unterer Beamtenschaft um Zahlungen und Leistungen deutlich sichtbar, der das „öffentliche Leben“, soweit man für die damaligen Zeiten und Verhältnisse von einem solchen reden kann, anscheinend weitgehend bestimmt hat.

## Essen

Die Gravamina-Liste des Wiegbolds Essen hatten Johan Hopman und Johan Henrich Koster als Vorsteher unterschrieben.

Erstens wurde darauf hingewiesen, „daß wir arme eingeseßene mit keinen eigenen landereien versehen“ seien, wovon „daß liebe brodt korn“ geerntet werden könnte. Infolgedessen müßten die Eingesessenen der Wiek vom Meierhof, auch Gerichtshof genannt, zu Essen und von anderen in der nächsten Umgebung liegenden Höfen Land für hohe Pacht erwerben („mit schwär Hewr abhewren“) und obendrein noch Handdienste dafür leisten. Außerdem seien sie gezwungen, vom Kloster Malgarten, vom Kapitel zu Quakenbrück<sup>21)</sup> und von der Essener Kirche Land zu pachten, „so bey uns belegen ist“. Folge dieser Verhältnisse sei, „daß wir ohnmöglich daß liebe truckene brodt können halten“.

Zweitens klagten die Essener: Obwohl durch ihre Wiek keine Durchfahrt („passagie“) wie durch andere Orte gehe, würden sie doch seit der Zeit des Richters Johann Hülßhorst<sup>22)</sup> mit „schwere amtposten“, d.h. bestimmten Geldsummen zugunsten des Amtes (Cloppenburg), belastet, was vorher niemals geschehen sei. Folglich sei es ihnen „schier ohnmöglich“, die ordentlichen Steuern („Schatzungen“) aufzubringen, geschweige denn daneben die außerordentlichen „oder so viele amtposten“.

Drittens sei von alten inzwischen verstorbenen Leuten oftmals erzählt worden, daß der Besitzer des Meier- oder Gerichtshofes, da dieser „auf schatzbaren gründen“ liege, früher gemäß der Veranschlagung eine monatliche Steuer davon habe zahlen müssen<sup>23)</sup>. Jetzt aber sei binnen weniger Jahre die Zahl der Heuerleute dieses Hofes stark vermehrt worden, die alle in die kleine Mark „miteindringen“. Weder von den Heuerleuten noch von dem Meierhof werde dabei etwas verbessert, vielmehr Schaden angerichtet. Bei dem Meierhof befinde sich ein Gehölz („einige Holtungh“), das

---



*Richtthof von Garrel in Essen.*

*Foto Deeken, Friesoythe*

früher „in fasten frechten“ (Zäunen)<sup>24)</sup> gewesen, wo jetzt aber nichts Derartiges sei. Wenn daher ein Schwein oder ein anderes Stück Vieh der Wiek-Eingesessenen in dem Holz angetroffen werde, müsse es gegen hohes Schüttgeld ausgelöst werden. Davor müsse man nun beständig Furcht haben, „welches bey unßeren vorelteren Zeiten ist nicht geschehen“.

V i e r t e n s seien die Essener in der Vergangenheit mehr als andere umliegende Dörfer mit vielen Durchzügen von Truppen von Meppen nach Vechta oder umgekehrt, „welche alle in unßeren geringen wiegbolt einquartiert wurden“, beschwert worden.

F ü n f t e n s müßten sie einen Frohnen (Verwaltungsdiener, Gerichtsboten), dessen Haus zur Schatzung veranschlagt sei, „frey halten“. Außerdem sollten sie nun noch einen weiteren Frohnen, der im (von der Wiek zu unterscheidenden) Kirchspiel Essen wohne und als Briefträger zwischen dem in der Wiek wohnenden Richter<sup>25)</sup> und den zum Kirchspiel gehörigen Bauerschaften tätig sein solle und der ebenfalls schatzungspflichtig sei, „frey halten“, während die früheren Frohnen „ihre schatzung monatlich contribuiren müßen und bezahlet“.

S e c h s t e n s müßten sie „hochst klagendt vorbringen“, daß ihre Nachbarn aus dem Hochstift Osnabrück ihnen auf verschiedene



---

Weise „schwere überlast“ zufügten. „Erstlich mit überstechung des waßers“, indem dieses auf das Essener Gebiet abgeleitet werde, so „daß wir nicht ein vieh zu unßeren geringen marcktweide können bringen“. Früher habe das (Hoch)Wasser andere Wege genommen. Zweitens kauften die Osnabrücker ihnen in den benachbarten Bauerndörfern das Holz für einen so teuren Preis weg, daß sie nicht dagegenbieten und das für die Instandhaltung der Brücken und Dämme erforderliche Holz bekommen könnten; denn sie hätten in ihrer Mark „nicht einen stock Holtzes zu hawen“ und seien daher auf Kauf angewiesen. Ebenso verhalte es sich mit den Erdfuhren („Erdführung“), welche sie früher in den benachbarten Marken gekauft, weil das, was sie in ihrer eigenen Mark hätten, ihnen die Bauern aus dem Stift Osnabrück wegkauften<sup>26)</sup>. Und diese kämen „mit großen beschlagenen wagen“ mit Aufsätzen, die schwerer seien „alß Heßenfracht“, so „daß auch unßere demme, wege und bruggen dadurch gahr zu nichte werden“, was auch für die Mark gelte.

S i e b t e n s seien die Akzisen viel höher als früher, so daß jeder Brauer - gemeint war also offenbar die Biersteuer - unmöglich so viel Geld zahlen könne, wie vorgesehen sei. Die „nahrung“, d.h. das Gewerbe, und das Brauen ließen deshalb nach; „der pfachter“ - gemeint sein dürfte der Akzisepächter - verarme ganz, weil die Leute wegen der „vilheith“ des Geldes<sup>27)</sup> weniger als früher oder auch gar nicht mehr brauen wollten oder könnten.

A c h t e n s müßten die Wiek-Eingesessenen im Dienste der Herren, womit der Richter und „noch ein oder andere Obrigkeit und sonsten auch“ gemeint waren, bis zu einer Meile (etwa 7,5 km) weite Wege machen, und zwar nicht allein um Briefe zu tragen, sondern auch in anderen Angelegenheiten („waß dha sonst vorelt“). Ihre „vorelteren“ dagegen hätten nur die Briefe des Landesherrn zu tragen brauchen.

Die Gravamina - Aufstellung des Wiegbolds Essen schließt mit der Aussage, daß man es nicht habe unterlassen können, dem gnädigsten Fürsten „unßere betrübte armuth zu offenbahren“. Diese Armut habe Generationen zuvor (bei „unßeren Elteren Zeiten“) ihren Anfang genommen, „da die Wiek Eßen ist zweymahl von feur ganz abgebrandt“<sup>27a)</sup>. Davon rührten „noch große schulden her“; daraus entstehe jetzt noch Armut, weil die Bewohner von ihren Gläubigen allenthalben Härte erführen mit gerichtlichen Kosten und Pfändung. Folglich sei es ihnen „ohnmuglich“, „die Herren schatzungen entgegen zu kommen und daß liebe trockene Brodt zu behalten“. In diesen Zwiespalt zwischen Steuerdruck

---

---

und Existenzhaltung erwarteten sie „trost“ von ihrem Landesherrn.

Bei den Gravamina des Wiegbolds Essen sticht eine starke Betonung der schlechten wirtschaftlichen Grundlagen hervor (Mangel an Eigentumsland und Holz, eingeschränkte Nutzung der Mark durch Überschwemmungen und wachsende Zahl der Heuerleute, Konkurrenz der Nachbarn aus dem Hochstift Osnabrück). Zunehmende Beanspruchung durch die Beamten (Briefeträger, „Amtposten“; deren Schatzungsverweigerung) wie Belastungen durch das Militär (Durchzüge, Einquartierungen) gehörten für Essen wie anderswo ebenso zu den „normalen“ Gravamina wie die Klage über die Akzisen und die Verschuldung infolge von Bränden.

### Vechta

„Burgermeister und Rath derer Statt Vechte“ brachten folgendes vor:

**E r s t e n s** seien „der Vechter Esch, Kämpffe und Lendereyn nach dem Vechtschen Brande mistlos geblieben“.

**Z w e i t e n s** hätten diese daher seitdem „niemahlen solche fruchten getragen wie vor dem brande“, weswegen die Bürger ihr Brotkorn anderwärts kaufen müßten.

**D r i t t e n s** hätten die Bürger „nach erlittener Feuersbrunst“ zur Erlangung der Erlaubnis („freiheit“), die Stadt am selben Ort wieder aufzubauen, an die 800 Reichstaler für Reise- und andere Kosten aufwenden müssen, die sie größtenteils neben anderen Kapitalien gegenwärtig noch verzinsen müßten<sup>28)</sup>.

**V i e r t e n s** hätten die Vechtaer „zu nothig obtagh (= Obdach) und new hauß baw“ Kapital aufnehmen müssen, das noch „biß hieher“ zu verzinsen sei.


**F ü n f t e n s** hätten sie „ihre bißhero annoch gehabte lenderey“ zur Befriedigung ihrer Gläubiger theils „zum hogsten beschwer und schaden verkauffen“ theils „zu dempfung ihrer schulden abtreten“ müssen.

**S e c h s t e n s** hätten „verschiedentlich viele burgere“, deren „lenderei“ für die Schuldentilgung nicht ausgereicht habe, „Hauß und Hof quitiren“ und dem Gläubiger überlassen müssen.

**S i e b t e n s** seien den Bürgern als Ersatz für „zur Vestung eingezogenen gründen“ der zum fürstlichen Vechtaer Amtshaus gehörige „großer und kretz Sumpf“ und „verschiedene garten“ von Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen (1650 - 1678) zugewiesen worden, die aber nun ohne Erstattung wieder eingezogen worden seien.

---

Ih(ro) Hochfurst gnaden zu Münster und Paderborn,  
 Unser g(nädi)gster Fürst und Herr haben auf hierin angeführte  
 Ursachen und auf abgestatteten bericht, dem Supplicanten in  
 gnaden verstattet, behuef verbeßer= undt unterhaltung der wege  
 und brücken von einem mit 10. 12. oder 14. pferden bespannten  
 frachtwagen jedes mahl drey grothe, von denen kleinern aber nach  
 advenant einen oder anderthalben grothen, jedoch ohne abgang  
 des Hochfürst(lichen) Zolls= und weggeldt, gleich wie zu Wildes-  
 haußen und Kloppenburg geschicht, biß zu anderweiter verord-  
 nung, bey zu fordern, und erheben zu laßen. Uhrkündt(lich) Hoch-  
 fürst(lichen) handtzeichens und Secrets Sig(els)  
 Münster d(en) 30. 9bris 1715.  
 Franz Arnolt



Ad Supp(licam) B(ür)g(ermei)ster und Raht d(er) Stat Vechte  
 (StA Oldenburg, Best. 262-11, Nr. 1112.)

„Ih(ro) Hochfurst(liche) gnaden zu Münster undt Paderborn p.  
 Unser g(nädi)gster Fürst und Herr haben auf hierin angeführte  
 Ursachen und auf abgestatteten bericht, dem Supplicanten in  
 gnaden verstattet, behuef verbeßer= undt unterhaltung der wege  
 und brücken von einem mit 10. 12. oder 14. pferden bespannten  
 frachtwagen jedes mahl drey grothe, von denen kleinern aber nach  
 advenant einen oder anderthalben grothen, jedoch ohne abgang  
 des Hochfürst(lichen) Zolls= und weggeldt, gleich wie zu Wildes-  
 haußen und Kloppenburg geschicht, biß zu anderweiter verord-  
 nung, bey zu fordern, und erheben zu laßen. Uhrkündt(lich) Hoch-  
 fürst(lichen) handtzeichens und Secrets Sig(els)

Münster d(en) 30. 9bris 1715.

Franz Arnolt

Ad Supp(licam) B(ür)g(ermei)ster und Raht d(er) Stat Vechte“  
 (StA Oldenburg, Best. 262-11, Nr. 1112.)

A c h t e n s müßten „die brandtbeschädigte eingeseßene der Statt  
 Vechte“ zusätzlich zur ordentlichen und außerordentlichen Schat-  
 zung zur Unterhaltung („servitijrung“) der vom Generalwacht-  
 meister von Elverfeldt hinterlassenen Hofhaltung, des Komman-

---

danten, des Ingenieurs und „anderer Stands persohnen“ monatlich 14 bis 15 Reichstaler „alleine“ zahlen.

N e u n t e n s müßten die Vechtaer jetzt „die verhöhete accis“ von jährlich 100 Reichstalern zahlen, während vorher „nuhr ein jehder Braver oder Zepfer“ (= Zapfer, Wirt) jährlich 9 Grote oder 3 Schilling bezahlt habe.

Z e h n t e n s sei das Wegegeld „eingezogen“, „der Statt Vechte aber die kostbarliche Conservation vieler wegen und stegen“, auch der Bachbrücken in Vechta, ohne Kostenersatz oder Zuschuß gelassen worden.

E l f t e n s seien sie zu alledem hinzu von dem Herrn von Valcke (auf Welp) mit vielen unnötigen und kostspieligen Prozessen „herumbgeführt“ worden und hätten dennoch „in gerechten Sachen nicht zu Endtschaft gelangen können“<sup>29</sup>.

Zur Behebung ihrer Gravamina haben die Vechtaer folgende Vorschläge gemacht:

E r s t e n s sei es notwendig, daß die Bürgerschaft („burgerey“) von den monatlichen Servitiengeldern (Punkt 8) für so viele Jahre, wie sie diese bisher allein aufgebracht habe, befreit werde und diese Gelder von den benachbarten, von Servitien unbelasteten Städten und Wiegbolden bezahlt würden.

Z w e i t e n s solle die Akzise (Punkt 9), wenn schon nicht ganz erlassen, dann zumindest erheblich ermäßigt werden.

D r i t t e n s solle den Vechtaern erlaubt werden, anstatt der zum Festungsbau „eingezogenen und vergrabenen gründe“ (Punkt 7) „einige Zuschläge auß gemeiner Heiden“, und wo es sonstwo ohne Schaden geschehen könne, einzuzäunen („zuzumachen“).

V i e r t e n s solle der Gemeinde („Communitet“) zur Unterhaltung der vielen Wege und Stege zugestanden werden, „von denen großen frachtwagen“ ein Wegegeld zu nehmen (Punkt 10).

F ü n f t e n s schließlich baten sie „wegen Valcke zu welp“ (Punkt 11) um gnädigste Abhilfe („remedijrung“).

Die meisten Vechtaer Gravamina (1 bis 6) bezogen sich auf die Folgen des großen Stadtbrandes vom 8. August 1684, der Verarmung durch Verschuldung, aber indirekt auch durch Minderung der landwirtschaftlichen Erträge nach sich gezogen hatte.

Andere hingen mit Vechtas Eigenschaft als Festungs- und Garnisonstadt zusammen (7 und 8). Während die Belastungen durch Akzise und Straßenunterhaltung (9 und 10) sich auch anderswo fanden, war mit den Streitigkeiten mit dem Eigentümer von Haus Welp ein ortseigentümlicher Punkt zur Sprache gebracht. Bei den Verbesserungsvorschlägen wurde der Bezug auf die Folgen

---





Vechta und Umgebung, Ausschnitt aus einer Karte um 1700 von Sanson, Niederstift Münster.

der Brandkatastrophe von 1684 ausgespart. Man konzentrierte sich vielmehr auf die Gegenstände, auf die der Landesherr aufgrund seiner Zuständigkeit und weil er sie zum Teil selbst verursacht hatte, unmittelbaren Einfluß nehmen konnte.

### III Überschaut man die Beschwerden der sechs Städte und Wieg-

---

bolde, so fällt zuerst die Vielfalt und der Mangel an Systematik auf. Letzterer erklärt sich daraus, daß den Städten mit der Aufforderung des Fürstbischofs, ihre Gravamina einzureichen, kein gegliederter Gegenstands- und Frageraster vorgegeben, sondern lediglich aufgetragen worden war, ihre „gravamina, mangel und beschwerde punctuatum zu verzeichnen“. Es sei daher hier der Versuch einer wenigstens groben synoptischen Ordnung der in den einzelnen Gravamina-Aufstellungen erwähnten Gegenstände unternommen.

Mehrere Orte sprachen die schwierigen naturräumlichen Gegebenheiten an (Morastigkeit: Cloppenburg Punkt 5; Friesoythe 1; Überschwemmungen: Essen 6; schlechte Bodenqualität: Friesoythe 4; Vechta 1,2)<sup>30)</sup>, die sowohl für die Instandhaltung der Straßen und Wege wie für die Selbstversorgung mit Brotgetreide besondere Belastungen bzw. Notlagen zur Folge hatten. Die Sicherung der Ernährung konnte aber auch durch Mangel an Landeigentum gefährdet sein. Dieser konnte auf der überkommenen Verteilung des Bodeneigentums beruhen (E 1), aber auch eine Folge von Notverkäufen oder Pfändungen nach Brandkatastrophen sein (C 1, 4, 6; V 5, 6).

Hohe Verschuldung zum Zwecke des Wiederaufbaus der Häuser war damals in der Regel unvermeidlich und somit „normal“, weil es noch keine Brandversicherung gab. Eine solche wurde im Fürstbistum Münster erst 1768 eingeführt<sup>31)</sup>. „Abgebrannt“ bedeutete im Volksmund nicht zufällig „arm“, da mit Brandkatastrophen eine Verarmung gewissermaßen notwendig verbunden war, worauf Cloppenburg, Essen und Vechta nachdrücklich hingewiesen haben. Konnte solche Verarmung auf Kapitalschulden beschränkt werden, so war sie prinzipiell zeitlich begrenzt und überwindbar. Ging allerdings der Haus- und Grundbesitz dabei verloren, so wurde Armut oft genug zum Dauerzustand, weil die wirtschaftliche Existenzgrundlage genommen war. Das traf dann nicht nur den einzelnen, sondern auch die Wirtschaftskraft der Stadt oder Wiek als ganzer, wie in den Gravamina öfters hervorgehoben ist. Einschränkung der Nutzung von Mark und Wald (E 3,6), außerdem Mangel an Bauholz (F 1, E 6) schmälerten die wirtschaftliche Existenzgrundlage ebenfalls.

Von den durch die gesellschaftlichen, politischen und rechtlichen Verhältnisse bedingten Verpflichtungen haben offenbar am stärksten die durch die Militär- und Kriegskosten einerseits (C 2, 3; K 1; F 2; L 7; E 4; V 7,8) und Straßenunterhaltung andererseits (C 5; K 3; F 1; E 6; V 10) entstehenden Lasten gedrückt. In beiden Berei-

---

---

chen wurden sowohl Geld- wie Naturalleistungen gefordert, die trotz der prinzipiellen Fixierung ihres Umfangs doch immer wieder zu zeit- und situationsbedingten „Sonderleistungen“ und damit außerordentlichen Belastungen ausarteten.

Waren diese innerhalb des gegebenen Systems durchweg, wenn auch nicht in jedem Falle, rechtmäßig, so mußten die eigenmächtigen und willkürlichen Ausweitungen der Leistungen und Dienste durch die örtlichen Beamten sich in der Sicht der Betroffenen als pure Mißbräuche darstellen (zusätzliche Spanndienste und andere Leistungen: L 6, E 8; Ausweitung des Briefträgerdienstes: K 6, L 5, E 8; zusätzliche Gebühren bei der Steuereinziehung: L 4, 8; E 2).

Vorteile verschafften manche Beamte sich auch dadurch, daß sie die Zahlung von Steuern und Abgaben für von ihnen käuflich erworbene Häuser und Grundstücke verweigerten, die „schatzbar“ waren (L 1, 2, 3; E 3, 5). Da die von den Städten und Wiegbolden aufzubringende ordentliche Schatzung ein Pauschalbetrag war, der auf die Bewohnerschaft umgelegt wurde, wirkten sich die durch steuerverweigernde Beamte entstehenden Ausfälle bei den übrigen Schatzungspflichtigen als steuererhöhend aus. Die gleiche Folge ergab sich in Cloppenburg, wo die Krapendorfer die Steuern, die an von ihnen erworbenen Grundstücken hingen, nicht zahlten (C 6).

Bezogen diese Beschwerden sich auf erhöhte steuerliche Belastung durch Schatzungsverweigerung bestimmter Personengruppen, so war die Klage über die Last der ordentlichen und außerordentlichen Steuern, die man nicht aufbringen könne, allgemein. Diese galt für die Städte und Wiegbolde ebenso wie für die ländlichen Kirchspiele. Speziell betroffen fühlten sich die Städte dagegen von der Akzise, einer Warensteuer, die vor allem auf Bier, Wein, Branntwein und Tabak erhoben wurde. Bei dieser Steuer wurde nicht nur ihre Erhöhung, sondern auch ihre Pauschalierung beklagt (K 4, L 9, E 7, V 9)<sup>32</sup>.

Für alle diese sehr verschiedenartigen Gravamina wünschten die Städte und Wiegbolde Berücksichtigung, Erleichterungen, Ermäßigungen, Abschaffungen, die sie in ihren Verbesserungsvorschlägen teils ganz allgemein, teils sehr präzise aussprachen.

Was ist aus den Gravamina und den Vorschlägen geworden?

Wie eingangs bereits erwähnt, ist es zu einer abschließenden Behandlung der Gravamina durch die Regierungsbehörden, den Landtag bzw. den von diesem dafür benannten Ausschuß und den Landesherrn allem Anschein nach nicht gekommen. Ein „Maß-

---

---

nahmenbündel“ zur Behebung der Beschwerden ist jedenfalls nicht zu erkennen. Da die in den Gravamina angesprochenen Probleme außerdem zu einem beträchtlichen Teil seit langem bekannte und auch wiederkehrende Sachverhalte waren, wird man zunächst nach Maßnahmen Ausschau halten müssen, die Landesherr und Landstände in der vorausliegenden Zeit zu deren Bewältigung ergriffen hatten.

Den Mißbrauch, daß Beamte ihr Privileg der persönlichen, d.h. für ihr Einkommen aus Gehalt und Vermögen geltenden Steuerfreiheit zum Nachteil der Gemeinden auszuweiten versuchten, indem sie von käuflich erworbenen schatzungspflichtigen Häusern und Grundstücken den Schatzungsanteil verweigerten, hatte Fürstbischof Friedrich Christian von Plettenberg durch eine Verordnung vom 13. Dezember 1696 abzustellen versucht<sup>33)</sup>. Darin schärfte er ein, daß Beamte von schatzbaren Häusern, Ländereien usw. Schatzung zu zahlen hätten; anscheinend ohne Erfolg, wie aus den Gravamina von 1705 hervorgeht.

Bei den vielfältigen sogenannten „Folgen“<sup>34)</sup>, d.h. der Verpflichtung der nicht privilegierten Untertanen zu Hand- und Spanndiensten, war die Landfolge, die dem Landesherrn aufgrund seiner Territorialhoheit geschuldet wurde, 1697 vom Fürstbischof einheitlich festgelegt worden<sup>35)</sup>. Diese Regelung wurde jedoch 1704 wieder aufgehoben, da der Bedarf an Landfolgen bei der festgelegten Beschränkung nicht gedeckt werden konnte. Zwar versprach der Landesherr bei der Aufhebung zugleich, bei der künftigen Beanspruchung der Untertanen durch Dienste „nirgends über das alte Herkommen hinausgehen zu wollen“<sup>36)</sup>. Doch daß bei dem anscheinend gewachsenen Bedarf an Leistungen vielfältiger Art die örtlichen Beamten sich nicht immer an diese landesherrliche Zusage gehalten haben, belegen die Gravamina.

Sucht man nach diesem - zugestandenermaßen begrenzten - Blick auf Maßnahmen vor 1705 nun andererseits nach diesem Datum Beschwerdepunkte zu ermitteln, auf die der Landesherr im Sinne der gemachten Vorschläge reagiert hat, so läßt sich die Belastung der Gemeinden durch die Unterhaltung der Straßen und das zu deren Minderung von Cloppenburg, Friesoythe und Vechta gewünschte Wegegeld nennen. Am 3. November 1715 gewährte Fürstbischof Franz Arnold von Wolff-Metternich (1706-1718) der Stadt Vechta auf deren „wiederhohlete unterthänigst-gehorsambste supplique“ (Bittschrift) hin die Erhebung eines Wegegeldes von Frachtwagen<sup>37)</sup>. Daß dieses „gleich wie zu Wildeshausen und Kloppenburg“ geschehen sollte, zeigt, daß der entsprechenden

---



---

Cloppenburger Bitte schon eher stattgegeben worden war, nämlich durch Reskript vom 9. Dezember 1712<sup>38)</sup>.

Zwischen der Gravamina-Aktion und diesen landesherrlichen Dekreten lagen sieben bzw. zehn Jahre. Sie waren nicht als Reaktion auf die Gravamina ergangen, sondern die Antwort auf wiederholte Bittgesuche. Wie bei der Genehmigung eines Wegegeldes dürfte es sich auch bei den übrigen Verbesserungsvorschlägen verhalten haben. Wenn ihnen schließlich irgendwann entsprochen wurde, dann nicht als Folge der - mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht einmal im Überprüfungsstadium abgeschlossenen - Gravamina-Enquete von 1705. Es war wohl eher die oft über Jahrzehnte sich erstreckende Unermüdlichkeit, mit der die Städte und Wiegbolde, aber auch die Kirchspiele, in Bittschriften auf Belastungen und Mißstände hinwiesen und auf deren Beseitigung drängten<sup>39)</sup>. Denn die Praxis des Regierens vollzog sich damals noch ganz überwiegend in der Behandlung und Lösung von Einzelproblemen und -fällen. Ein Zugriff systematischer Reform in bestimmten Bereichen (z. B. Justiz, Medizin, Wirtschaft, Bildung) wurde in wachsendem Maße Ausdruck politischen Handelns erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, im sog. aufgeklärten Absolutismus. Auch im Fürstbistum Münster<sup>40)</sup>.

#### Anmerkungen

- 1) Staatsarchiv Münster: Fürstentum Münster, Landtagsprotokolle Bd. 86 (1702 - 1705), Bl. 251v und 252r.
- 2) Landtagsprotokoll vom 28. November 1704, a.a.O., Bl. 253v.
- 3) Landtagsprotokoll vom 2. Dezember 1704, a.a.O., Bl. 262v.
- 4) Landtagsprotokoll vom 1. Dezember 1704, a.a.O., Bl. 260v.
- 5) Staatsarchiv Münster: Domkapitel Münster Akten IV A Nr. 9. Die Gruppierung der Orte folgt dem jüngeren Registraturvermerk, auf dem Friesoythe fehlt, das ich hinzugefügt habe. Das Aktenfaszikel ist nicht paginiert. - A. J. Völker, Die innere Politik des Fürstbischofs von Münster Friedrich Christian von Plettenberg. Hildesheim 1908, hat diese Quelle begrenzt ausgewertet und nur die Städte Beckum, Coesfeld, Münster, Rheine und Warendorf erwähnt (S. 119-121).
- 6) Landtagsprotokoll vom 29. April 1705, a.a.O., Bl. 305r.
- 7) Landtagsprotokoll vom 1. Mai 1705, a.a.O., Bl. 306.
- 8) Landtagsprotokoll vom 3. Mai 1705, a.a.O., Bl. 308.
- 9) Die bisher ermittelte jüngste Erwähnung findet sich im Bericht des Syndikus des Domkapitels über Landtagsangelegenheiten am 30. Juli 1705. Es hieß, daß die Geheimen Räte „in werk und würlklicher Arbeit begriffen sein“, um die Gravamina der Städte zu „examiniren“ und dem Fürstbischof darüber zu „referiren“, und daß „demnegst“ auch mit den Deputierten der Landstände darüber geredet werden solle, wie den Städten „etwah geholffen werden köndte“ (StA Münster: Domkapitel Münster, Protokolle Nr. 66, Bl. 103v.).
- 10) Rathaus und Stadtkapelle wurden 1667/68 neu errichtet und geweiht, 1892 abgebrochen (Niedersächsisches Städtebuch. Hrsg. von E. Keyser. Stuttgart 1952, S. 91). Zur Stadtkapelle: K. Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. Bd. 4. Köln 1898, S. 251-263. Zu der Frage, ob Cloppenburg Stadtrecht besaß oder nur ein Wiegbold war, neuerdings und wohl abschließend: A. Eckhardt, Vom Wiegbold zur Stadt. In: Beiträge zur

---

Geschichte der Stadt Cloppenburg. Hrsg. von der Stadt Cloppenburg. Band 1. Cloppenburg 1985, S. 42-64.

- 11) Vgl. dazu H. Bockhorst, Cloppenburg in Zeiten der Not. Die Schwedenzeit 1633 - 1650. In: Volkstum und Landschaft 1935, Nr. 5, S. 101 - 103. - Bockhorst teilt dort folgenden im Münsterland geläufig gewesenen Volksreim mit:  
„Bet't, Kinder, bet't,  
Morgen kommt der Schwed',  
Morgen kommt der Oxenstern,  
Wird die Kinder beten lehr'n.“  
Oxenstern: Axel Graf von Oxenstierna (1583 - 1654), Leiter der schwedischen Politik und Kriegführung in Deutschland nach dem Tode König Gustav Adolfs (1632); Johann Graf v. Oxenstierna (1611 - 1657), Sohn des vorigen, erster Gesandter Schwedens beim Friedenskongreß in Osnabrück.
- 12) Vgl. dazu B. Riesenbeck, Die Bewachung des alten Amtshauses Cloppenburg. In: Volkstum und Landschaft Jg. 13, 1953, Nr. 19, S. 11.
- 13) Der Maltersaat rechnete zu 12 Scheffelsaat, der Cloppenburger Scheffelsaat zu 9,10 a, der Maltersaat folglich zu 10.920 m<sup>2</sup>. Bei 43 Maltersaat handelte es sich also um eine Fläche von 46,96 ha. (Flächenmaße nach: Oldenburg. Ein heimatkundliches Nachschlagewerk. Hrsg. von F. Hellbernd und H. Möller. Vechta 1965, S. 390).
- 14) Das Dorf, später auch als Wiegbold und Flecken bezeichnet, ist zu unterscheiden vom Kirchspiel Krapendorf (Kirche St. Andreas), zu dem das Dorf, die Stadt Cloppenburg und eine ganze Reihe von Bauerschaften in der Umgebung gehörten (H. Hochgartz, Cloppenburg unter dem Rentmeister Heinrich Maximilian Mulert 1785-1808. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1982, S. 33-66; hier S. 35 f).
- 15) Nach F. Strahlmann, Als Krapendorf noch selbständig war. In: Volkstum und Landschaft 1935, Nr. 2, S. 38f., beanspruchten die Krapendorfer von 1652 bis 1710 wiederholt die Freiheit von Akzisen, von 1710 bis 1714 Befreiung von der Landfolge.
- 16) Gemeint sein dürfte hier die Sturmkatastrophe vom 8. Dezember 1703, die auch in Dinklage, Löningen und Quakenbrück großen Schaden angerichtet hatte (C. L. Niemann, Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwicklung. Band. II. Oldenburg - Leipzig 1891, S. 61).
- 17) Es handelt sich hier um den Gorichter Johann Eberhard Nehem (1673 - 1724), der dieses Amt seit 1695 innehatte. Löningen hatte zwei getrennte Gerichte: das Gogericht für die Bauerschaften des Kirchspiels und das Wiek- oder Burgericht für die Eingesessenen der Wiek. Wiekrichter war damals (der unten in Punkt 4 erwähnte) Heinrich Steltenpohl (1696 - 1713). Vgl. dazu B. Engelke, Alte Gerichte in dem alten Amte Cloppenburg. In: Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg 17, 1909, S. 177-297; hier S. 180, 222f. - A. Benken, Ehemalige Richter am Gericht in Löningen, Teil I. In: Volkstum und Landschaft, Jg. 42, 1980, Nr. 104, S. 2-13, hier S. 11.
- 18) Vgl. dazu Cl. Woltermann, Die Meierhöfe im Oldenburgischen Münsterlande. Vechta - Friesoythe 1978, S. 96-98. - Der Inhaber des Meierhofes war zugleich Löninger Wiekrichter.
- 19) Gemeint sein dürfte Franz Wilhelm Ernst Volbier, der von 1673 - 1692 Rentmeister des Amtes Cloppenburg war. Sein Nachfolger war Johann Hermann Molan (bis 1707).
- 20) Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Meier die Schatz- und Abgabenzahlung unter Berufung auf sein Wiekrichteramt verweigert hat.
- 21) Gemeint ist das dortige Kollegiatstift St. Sylvester. Daß das Kloster Malgarten in Essen Ländereien besaß, rührte daher, daß Malgarten die Nachfolge des 1194 durch Feuer zerstörten Nonnenklosters in Essen angetreten hatte. Vgl. dazu Th. Schuler, Zur Gründung der Klöster in Essen (Oldenburg) und in Malgarten. In: Osnabrücker Mitteilungen 89, 1983, S. 174-183.
- 22) Dieser war von 1652 bis 1690 Richter in Essen (Engelke, wie Anm. 17, S. 245).
- 23) Der Inhaber des Meierhofes war zugleich Richter in Essen (Cl. Pagenstert, Die ehemaligen Kammergüter in den Ämtern Cloppenburg und Friesoythe. Vechta 1912, S. 84).

- 
- 24) „frechten“ vermutlich wort- und bedeutungsverwandt mit „bevreden“ = einhegen und „vredinge“ = Einfriedigung mit Zäunen oder Hecken.
- 25) Der Meyer- und Richthof lag mitten im Ort.
- 26) Bei dieser „Erdführung“ aus der Mark dürfte es sich um gestochene Plaggen handeln, die zur Düngung benutzt wurden. Wegen des Hochwassers und der Wasserführung der Hase entstand in der Mitte des 18. Jhdts. ein „richtiger Wasserkrieg“ zwischen Quakenbrück und Essen, der erst 1781 durch einen zwischen den Hochstiften Osnabrück und Münster geschlossenen Vertrag beigelegt wurde. Vgl. dazu H. Rehme, Der Groß-Arkensteder Vertrag vom 31. August 1781. In: 968-1968. 1000 Jahre Gemeinde Essen (Oldenburg). Hrsg. von der Gemeinde Essen. Cloppenburg 1968, S. 73-75.
- 27) Mit der „vilheith“ dürfte die Höhe der Akzise gemeint sein.
- 27a) Der eine dieser Brände hatte den Ort samt Kirche am 14. Juli 1601 vollständig zerstört (Willoh, wie Anm. 10, S. 352, 360).
- 28) Vgl. dazu F. Hellbernd, Wiederaufbau der Stadt Vechta vor 300 Jahren. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1985, S. 39-54.
- 29) Herren auf Welpen waren Jobst von Valcke (1625 - 1701), brandenburgischer Landrat, Propst zu Minden und Droste zu Wildeshausen, der das Gut 1682 gekauft hatte, und sein Sohn Ludolf Johann, der 1708 unverheiratet starb. - Zu den Streitigkeiten und Prozessen der Valckes, die nicht nur die Stadt Vechta trafen, geben auch Auskunft Akten im StA Oldenburg, Best. 111-1, Nrn. 39 und 41.
- 30) Im weiteren werden folgende Abkürzungen verwendet: C = Cloppenburg, E = Essen, F = Friesoythe, K = Krapendorf, L = Lönningen, V = Vechta; die dem Buchstaben folgende Ziffer bezeichnet den Punkt in den jeweiligen Gravamina.
- 31) M. Siekmann, Die Brandversicherung im Hochstift Münster 1768 - 1805. Entstehung, Arbeitsweise, Quellen. In: Westfälische Forschungen 31, 1981, S. 154-168.
- 32) Cloppenburg, das die Akzisefrage in seinen Gravamina nicht erwähnt hatte, richtete an die Hofkammer zu Münster eine am 15. Sept. 1705 präsentierte „Remonstrations“ (= Gegenvorstellung). Darin hieß es, „daß Cloppenburg, solange selbige von Tecklenburg separirt und dießem Hochstift unijrt gewesen, keine accisen, wie sie auch Nahmen haben, weder von Bier, Wein, Brandtwein oder Tuback jemahlen, praestiert haben, und also in kendtlicher possession Imunitatis deren accisen bestehen“ (StA Oldenburg, Best. 110, Nr. 720).
- 33) StA Oldenburg, Best. 111 - 1, Nr. 29. Vgl. dazu Völker (wie Anm. 5), S. 22f.
- 34) Man unterschied die „Landfolge, Amts- und Burgfestfolge, Kriegsfolge, Festungsfolge, den Gaudienst und die Kirchspielsfolge“ (Völker, S. 117).
- 35) Für ein ganzes Erbe drei Tage, für ein halbes Erbe zwei Tage, für Kötter und Brinksitzer einen Tag Handdienste (Völker, ebda.).
- 36) Völker, S. 118.
- 37) StA Oldenburg, Best. 262 - 11, Nr. 1112. - Von einem mit 10, 12 oder 14 Pferden bespannten Frachtwagen durfte die Stadt 3 Grote, von den kleineren 1 oder 1 1/2 Grote Wegegeld erheben. Dabei durfte das landesherrliche Zoll- und Wegegeld nicht geschmälert werden. - Die Vechtaer hatten in ihrer Supplik darauf hingewiesen, daß sie die „durch die Stadt Vechte führende große mittelstraßen mit vielen und schweren Kösten von grundt auff wegnehmen undt von Newen bepflasteren, auch... eine Newe steinerne Brücken über die durch Vechte fließende Backe ahn stad der verfallenen höltzernen köstbahrlich außmawren undt verfertigen laßen“ hatten.
- 38) Die Cloppenburger durften „von einem beladenen Frachtwagen einen Stüber undt von einer Karre einen halbe Stüber, jedoch ohne Abgang undt Nachtheil des hochfürstlichen Ober- undt Unterzolls, zu anderweitiger Verordnung ahn Weggeld beyfördern und erheben“. Zitiert nach C. L. Niemann, Geschichte der alten Grafschaft und des nachherigen Münsterschen Amtes Kloppenburg. Cloppenburg-Münster 1873, S. 163.
- 39) So bat Krapendorf 1710 um Befreiung von der Tabaksakzise (StA Oldenburg, Best. 110, Nr. 721).
- 40) Vgl. dazu A. Hanschmidt, Das 18. Jahrhundert. In: Westfälische Geschichte. Hrsg. von W. Kohl. Band 1. Düsseldorf 1983, S. 605 - 685. - Ders., Franz von Fürstenberg als Staatsmann. Die Politik des münsterschen Ministers 1762 - 1780. Münster 1969.
-



---

*Franz Bölsker-Schlicht*

## Münsterländische Hollandgänger in englischer Kriegsgefangenschaft

Ein Beitrag zur Geschichte der maritimen  
Wanderarbeit im 18. Jahrhundert

Wie aus anderen Regionen Nordwestdeutschlands gingen aus dem Oldenburger Münsterland vom 17. bis zum 19. Jahrhundert alljährlich zahlreiche Saisonarbeiter nach Holland. In einer Hinsicht wies die Wanderarbeit aus unserer Heimat jedoch eine Besonderheit auf. Ein großer Teil der Hollandgänger aus dem Süden des Oldenburger Münsterlandes, namentlich aus den Kirchspielen Lohne, Steinfeld, Damme und Neuenkirchen, arbeitete auf niederländischen Schiffen<sup>1)</sup>. Zumeist heuerten sie auf Walfang- oder Heringsfangschiffen an. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von ihnen arbeitete auch auf niederländischen Handelsschiffen. Seltener kam es vor, daß sich Münsterländer auf Kriegsschiffen verdingten. Die Arbeiter auf den Fangschiffen - die Walfänger unter ihnen nannte man auch Grönlandfahrer - blieben im Durchschnitt etwas länger als ein halbes Jahr in Holland bzw. holländischen Diensten. Ähnlich verhielt es sich mit einem großen Teil derjenigen, die sich auf Handelsschiffen verdingten. Häufig machten sie während der Zeit vom Beginn des Monats Mai bis Weihnachten zwei sog. Petersburg-Fahrten von niederländischen Häfen in die Ostsee mit. Daneben gab es aber auch solche Seeleute, die an Fahrten nach Übersee teilnahmen. Diese sahen oft die Heimat mehrere Jahre lang überhaupt nicht.

Ihren Höhepunkt fand diese maritime Hollandgängerei im 18. Jahrhundert. Zwar zeigte die niederländische Wirtschaft in dieser Zeit schon erste Anzeichen des Niedergangs, und die Vorrangstellung Hollands im Seehandel wurde zunehmend von England bedroht, doch genossen die Niederlande seit dem Frieden von Utrecht im Jahre 1713 eine Friedenszeit von mehr als sechs Jahrzehnten, während der mehrere Generationen seefahrender Hollandgänger, von kriegerischen Einwirkungen kaum behelligt, alljährlich ihrem Erwerb nachgehen konnten. Der holländische

---





---

Verdienst war ihre Haupteinnahmequelle, und dessen Bedeutung für das Oldenburger Münsterland jener Zeit kann nicht hoch genug veranschlagt werden, zumal sich im Laufe der Zeit die anderen Bereiche der Wirtschaft weitgehend auf ihn eingespielt hatten.

Entsprechend schwer wogen die Folgen des Kriegsausbruchs zwischen England und den Niederlanden im Winter 1779/80. Der Krieg zwischen den beiden maritimen Mächten wurde zur See geführt und beeinträchtigte nicht nur in erheblichem Umfang die niederländische Schifffahrt und mit ihr die maritime Hollandgängererei, sondern gefährdete auch unmittelbar Freiheit und Leben der Hollandgänger. Denn die überlegene englische Flotte begnügte sich nicht damit, die gegnerische Marine außer Gefecht zu setzen, sondern kaperte auch zivile Schiffe unter niederländischer Flagge, wo immer sie ihrer habhaft werden konnte. Die Schiffsbesatzungen gingen in solchen Fällen in englische Gefangenschaft. Nicht wenige der Betroffenen waren Hollandgänger aus unserer Heimat. Nähere Auskunft darüber gibt eine Quelle aus dem Staatsarchiv Oldenburg, deren Inhalt im Folgenden vorgestellt wird.<sup>2)</sup>

Der Bischof von Münster als der Landesherr eines großen teils der auf niederländischen Schiffen arbeitenden Hollandgänger versuchte im Winter 1781/82, seine gefährdeten Landeskinder auf diskrete Weise - wohl um nicht von den Niederländern der Parteilichkeit bezichtigt werden zu können - davon abzuhalten, im folgenden Jahr wieder nach Holland zu gehen und dort wie gewohnt auf Schiffen anzuheuern, indem er seinen Beamten in Vechta folgende Anweisung gab:

*„Da aus dem Euch gnädigst anvertraueten Amt alljährlich viele junge Leute zum Wallfischfang gebrauchen lassen, und zu dem Ende (= zu dem Zweck, Anm. d. V.) im Anfang Februarii in fremde Länder sich zu begeben pflegen, indessen selbige bey gegenwärtigen Krieg zu Wasser sich vieler Gefahr, und Beschwerlichkeiten blos stellen, so habt Ihr durch die Vogte und Führer diejenigen so sich diesem Geschäft zu widmen pflegen, gegen diese Gefahr unter der Hand und mündlich, ohne Erwähnung dieser Unserer Anweisung, warnen zu lassen.“*

Diese Warnung mag viele Menschen davon abgehalten haben, die gewohnte Reise nach Holland anzutreten. Für jene zahlreichen Hollandgänger, die schon im Vorjahr in englische Gefangenschaft geraten waren, kam sie allerdings zu spät, ebenso für viele derjenigen Seeleute, die für mehr als ein Jahr ihre Heimat verlassen hat-

---

---

ten und im Winter 1780/81 gar nicht zu Hause waren. Jedenfalls erhielten die Beamten in Vechta im Herbst 1781 vom Bischof eine Gefangenenliste mit 45 Namen, die ihm über diplomatische Kanäle zugegangen war, mit folgendem Begleitschreiben zugeschickt:

*„... Da Uns die Nachricht zugegangen ist, daß die in anliegender Liste Verzeichneten hiesigen Unterthanen, welche mehrentheils aus dem Niederstifte sind, und bey den Ausbruch des Krieges zwischen Engelland, und Holland auf holländischen Schiffen gefangen genommen worden, der Kriegsgefangenschaft wieder entlassen sind; So ohnverhalten Wir Euch dieses zu dem Ende, um einstheils denjenigen, welche hierüber Nachfrage thun möchten, es bekannt zu machen, und anderntheils, um, fallß sich noch andere welche im gleichen Fall seyn möchten, bey Euch melden sollten, da rüber mit Anfügung der nötigen Beweisstücke an Uns unthgst. (unterthänigst, Anm. d. V.) zu berichten.*

*Münster d. 5 ten Novemb. 1781... .“*

In der Liste waren folgende Namen verzeichnet:

Tobias Jansen Eden	Henr. Helman
Joh. Hermes Dreyen	Berend Teppe
alias Terwieck	Bernd Tillman
Joh. Joseph Elfring	Ebert Bowinck
Hind. Berens Mammes	Her. Mencke
Adolf Müting	Frid Melle
Herman Hermes Theysen	Gert van de Becke
Eilert Jansen Mammes	Johan Hartings
Gerhard Ottemann	Joh. Berens Mammes alias Block
Franz Eiling	Bernd Eilermann
Bernard Langelen	Henr. Hörster
Jacobus Dieckman	Hermann Wincke
Joh. Henr. Bütgen	Joseph Kramer
Joh. Henr. Rosiner	Hend. Midel
Hern. Branthoff	Joh. Wilh. Maschel
Joh. Bernd Renso	Joh. Otto Risselman
Joh. Brincker	Henr. Kettmann
Bernd Adeling Huisen	Joh. Bussing
Jürgen Fennemann	Wilhelm Grote
Hern. Arend Heigman	Henr. Ronnebond
Henrich Wempe	Johan Heiland
Dirick Bosman	Joh. Gerhard Dücker
B...? Hitterding	Jan Britz

---

---

In den folgenden Jahren wagten trotz der offensichtlichen Gefahr wiederum etliche Münsterländer, auf holländischen Schiffen anzuheuern. Um sich darüber genaue Auskunft zu verschaffen, ließen sich die Beamten in Vechta im Dezember 1782 von den Vögten derjenigen in ihrem Amtsbezirk liegenden Kirchspiele, in denen viele seefahrende Hollandgänger beheimatet waren, nämlich Lohne und Steinfeld, Bericht erstatten<sup>3)</sup>.

In Lohne schien man die maritime Hollandgängerei vorübergehend ganz aufgegeben zu haben. Der dortige Vogt berichtete am 27.12.1782:

*„Aus diesem Kirchspiel dienen, so viel mit bewußt und auf geschenes Erkundigen habe erfahren können, keine auf fremden Schiffen als Matrosen... .“*

Anders war es im Kirchspiel Steinfeld. Dessen Vogt schrieb am selben Tag:

*„Nach vorgenommener Untersuchung habe befunden, daß annoch viele Burschen wie auch verheyratete Unterthanen aus hiesigen Kirspel in frembden Landeren sind, alle aber dhavon als Matrosen auf frembde Schiffe dienende zu designiren ist nicht möglich, dha es mit Sicherheit nicht zu erfahren. Doch ist mir als gewiß angegeben, daß*

*Temphuus 3 Sohne  
Stefen Haverkamp  
Steltenpohls Sohn  
Mencken Sohn der altister  
Henrich Arnd Kleine Stegeman  
Caspar Henrich Rösener  
Schweers Bruder Henrich und  
Z. Voegt Henrichs Bruder Herm Henrich*

} *alle aus Mühlen*

*mit noch vielen Heurleuthe Söhnen abwesend seyn, auch auf auswertzige Schiffe fahren sollen, Schweer soll als Soldat aufn Kriegsschiff dienen, Mencke von Marsellie vor Franckreich nach Ost-Indien und einige vor Matrosen, andere vor Köche, vor Zimmerleütthe und also fahren, welches wegen der Vielen Abanderungen nicht alles bekandt wird, noch werden kann; wie dan gesagt wird, daß Wilm Klosterman als ein vor Holland gefahrener Matrose in Engeland gefangen sitzen soll, welches doch nicht sicher zu wissen, und überhaupts dieserhalb kein zuverlässiger Bericht wegen*

---

---

*ermangelnder Nachricht von mich zu erstatten ist welches gehorsamst anzeigen muß mit aller Veneration beharrend*

*Steinfeld 27 Xber 1782*

*Ewr Wohlgebohren*

*gehorsambster Diener*

*EFA Steverding Vogt*

*P. S. Kurtzlich von Holland gekommene Leuthe haben mir auch gesagt, daß Bernd Meyers Sohn B. (= Bauerschaft, Anm.d.V.) Holt-hausen auf ein Holtzschiff sich in Amsterdam angagiert hette, nach Riga gefahren und nachhero zu Port au Port<sup>4)</sup> angekommen war wo sie jetzt im Haven lagen, auf selbigen Schiffe waren noch mehr aus hiesigen Kirspel in Specie Wilckings Heurman Joseph Seger“:*

Es erstaunt, daß der Steinfelder Vogt allgemein von ‚frembden Landeren‘ und ‚auswertzigen Schiffen‘ berichtete, doch kann kein Zweifel daran bestehen, daß es sich überwiegend um holländische Schiffe gehandelt hat; wahrscheinlich hat sich der Vogt - wie auch der Lohner Vogt - in seiner Wortwahl bewußt nach der Formulierung der von der Vechtaer Amtsbehörde an ihn gerichteten Anfrage gerichtet, die uns zwar nicht im Wortlaut vorliegt, in der aber wahrscheinlich ebenfalls allgemein von fremden Ländern bzw. Schiffen die Rede war.

Daß der Heuermann Mencke auf einem französischen Schiff diente, scheint mir eine Ausnahme gewesen zu sein. Möglicherweise ist er identisch mit dem Henr. Mencke aus der Liste von 1781, und falls dieses zutrifft, ist sein Dienst auf einem französischen Schiff vielleicht damit zu erklären, daß er sich nach den Erfahrungen in der englischen Gefangenschaft auf französischen Schiffen sicherer wähnte als auf niederländischen.

Der Krieg zwischen England und Holland endete zwar 1784. Gleichwohl erreichte die Maritime Hollandgängerei nicht wieder den früheren Umfang. Der Walfang ging in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts weitgehend in ostfriesische Hände über, wohin sich nun ein Teil der seefahrenden Hollandgänger wandte<sup>5)</sup>.

Schwerer wog aber die Tatsache, daß die Niederlande seit den 1790-Jahren zunächst im Schlepptau und dann als Teil Frankreichs bis 1813/14 wieder in kriegerische Auseinandersetzungen mit England verwickelt waren, so daß die Zahl der auf niederländischen Schiffen arbeitenden Saisonarbeiter erheblich abnahm.

Dieser Schrumpfungsprozeß wird durch einen Bericht von 1806 über das osnabrückische Amt Vörden verdeutlicht, dessen Territorium heute zu einem großen Teil zum Landkreis Vechta gehört<sup>6)</sup>. In jenen Jahr wurde die Zahl der Hollandgänger aus dem Amt

---



---

Vörden auf etwa 1080 geschätzt. Sie verteilten sich in folgender Weise auf die einzelnen Kirchspiele des Amtes:

Damme:	350-380
Neuenkirchen:	224-230
Gehrde:	196-200
Bramsche und Engter:	280-300

Über die Seefahrer unter den Hollandgängern ist in diesem Bericht zu erfahren: „Von obigen 1080 Menschen gehen vielleicht 100 bis 140 zu Schiffe und bringen solche in Regula 100 holl. Gülden mit, welches von 120 ein plus betrüge von 7200 holl. Gülden.

... Die Zahl der Seefahrenden aus hiesigem Amte mag vor den sich noch so nahe gefolgten Seekriegen wohl 4 bis 5 mal so groß gewesen seyn“.

Nach der Dekretierung der Kontinentalsperre durch Napoleon im Jahre 1806 dürfte die maritime Wanderarbeit vorübergehend ganz zum Erliegen gekommen sein. Denn einer überregionalen, im Jahre 1811 von der damals französischen Verwaltung durchgeführten Wanderarbeiter-Enquete zufolge gab es im Bereich des Oldenburger Münsterlandes in jenem Jahr unter insgesamt etwa 2.800 Wanderarbeitern keine Seefahrer mehr<sup>7)</sup>.

Nach den Befreiungskriegen erlebte die maritime Wanderarbeit einen Wiederaufschwung. Im Kreis Vechta zählte man 1835 fast 350 Männer, die auf Walfang-, Heringsfang- oder auch Handelsschiffen arbeiteten<sup>8)</sup>. Erst die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse ab Mitte des 19. Jahrhunderts infolge der hohen Auswanderung und der Fortschritte in der Landwirtschaft konnten das endgültige Verschwinden der maritimen Wanderarbeit wie auch anderen Zweige der Hollandgängerei bewirken.

#### Anmerkungen:

- 1) Vgl. Wilhelm Kleeberg: Hollandgänger und Heringsfänger, in: Neues Archiv für Landes- und Volkskunde von Niedersachsen. N.F. Band 2. Bremen 1948, S. 193 - 232; hier S. 208 und 210
- 2) Staatsarchiv Oldenburg Best. 111-1-330
- 3) Damme und Neuenkirchen gehörten damals noch zum Fürstbistum Osnabrück
- 4) Hafen in Neufundland
- 5) Vgl. Johannes Tack, Die Hollandgänger in Hannover und Oldenburg, Leipzig 1902, S. 96
- 6) Staatsarchiv Osnabrück Rep. 321 Nr. 533
- 7) Staatsarchiv Osnabrück Rep. 240 Nr. 751
- 8) Johannes Ostendorf, Der Kreis Vechta im 19. Jahrhundert, Vechta 1961, S. 41

## Als Hollandgänger verstorbene Münsterländer 1815 - 1870

Über die aus dem weiten Bereich zwischen Osnabrück und der Niederelbe stammenden Hollandgänger des 18. und 19. Jahrhunderts ist zwar gerade in den letzten Jahrzehnten viel geschrieben worden. Doch da sich dieses Forschungsthema aus sehr verschiedenen Blickwinkeln betrachten läßt, sind wichtige Fragen bis heute unbeantwortet geblieben, und nicht wenige von ihnen werden wohl immer unbeantwortet bleiben.

Johannes Ostendorf hat in seinem bis heute unersetzbaren Aufsatz „Zur Geschichte der Auswanderung aus dem alten Amt Damme ... 1830-1880“ anhand des jährlichen Erntekalenders die wichtigsten Ströme von Hollandgängern, die aus dem ehemaligen Niederstift Münster kamen, gegliedert. Folgende Schübe konnte er feststellen:

Febr./März: „Büßgänger“, d.h. Seeleute auf Fischkuttern („Büsen“), meistens Heringsfänger,

April/Mai: Torfstecher und „Polderlüe“ (zum Schlöten der Gräben und Kanäle), „Baggers“: Erdarbeiter zum Bau von Wegen und Wasserzügen, Umgraben von Gärten, dgl. der Felder von Blumenzüchtern und Gemüsebauern.

Zwischen der heimischen Heu- und Getreideernte (nach dem 24. Juni und vor dem 24. August): Grasmäher in der Heuernte.

Damit ist der vielfältige Komplex der Hollandgänger jedoch keineswegs vollständig erfaßt. Eine nicht kleine Gruppe von Nordwestdeutschen, nicht zuletzt aus dem ehemaligen Niederstift Münster, diente auf niederländischen Handels- und Kriegsschiffen. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Handelsflotten Oldenburgs und Hannovers, der nächsten Küstenanliegerstaaten, so unbedeutend, daß damals die Münsterländer die niederländische Flagge bevorzugten. Vor allem dürfte diese Feststellung für die Bewohner aus dem Bereich zwischen Dinklage, Lohne, Neuenkirchen und Damme gegolten haben. Viele dieser Seefahrer blieben dauernd in den Niederlanden bzw. in den Kolonien West- und Ostindiens (heute Indonesien). Besonders bei Aufenthalt in den für Mitteleuropäer ungesunden tropischen

---

---

Regionen waren sie schnell gefährlichen Krankheiten ausgeliefert, die nicht selten zu einem frühen Tode führten.

Schon die Fahrt über die großen Meere war im Zeitalter der Segelschifffahrt mit erheblichen Risiken verbunden. Aber auch die in den Niederlanden verbleibenden Münsterländer waren dort ungewöhnlichen physischen und psychischen Belastungen ausgesetzt. „Die harte Arbeit, die einseitige Ernährung, die ungenügende Ausspannung [und] die veränderten Witterungsverhältnisse verursachten nicht selten schwere Erschütterungen der Gesundheit, hatten manchmal auch den Tod zur Folge. Die heimatlichen Kirchenbücher berichten darüber“ (Ostendorf).

Außer den Kirchenbüchern, die in den katholischen Pfarreien des Offizialatsbezirks Vechta verwahrt werden, soll an dieser Stelle nun auf andere Quellen hingewiesen werden, die sich mit den in den Niederlanden und in Belgien - beide Staaten bildeten bis 1830 ein Königreich - im 19. Jahrhundert verstorbenen Münsterländern befassen. Trat ein solcher Todesfall ein, meldete dies der jeweilige oldenburgische Generalkonsul dem Oldenburgischen Kabinettsministerium unter Beifügung eines Totenscheins. Dieser wurde dann über verschiedene Instanzen an die Kirchengemeinde, welcher der Verstorbene vor seiner Ausreise in die Nachbarländer zuletzt angehört hatte, weitergeleitet.

Eine andere wichtige Ursache für die Bildung von Akten über Hollandgänger waren die Entschädigungsforderungen, welche niederländische Gemeinden für die Verpflegung und Betreuung von Deutschen, die in niederländischen Hospitälern aufgenommen worden waren, erhoben. Nach Beendigung des Krankenhausaufenthalts wurde der Gastarbeiter aus Deutschland von den Niederländern zur Kasse gebeten. War er dafür zu arm - was ziemlich oft vermerkt wurde -, wurden die einheimischen Verwandten durch das zuständige Herzoglich Oldenburgische Amt um Übernahme der Pflegekosten gebeten. Oft genug waren aber auch diese zahlungsunfähig, so daß dann der oldenburgische Staat in die Bresche springen mußte. Dieser zuletzt genannte Weg wurde vor allem dann beschritten, wenn der Hospitalaufenthalt mit dem Tode des eingelieferten Kranken endete. Für die ermittelnden Behörden ergaben sich besondere Schwierigkeiten, wenn die Identität des Verstorbenen oder aber die Angehörigen nicht festgestellt werden konnten. Nicht selten waren auch die Angehörigen zu Hause bereits verstorben; es gab noch die Möglichkeit, daß sie sich selbst in dieser Zeit in Holland aufhielten oder aber inzwischen nach Übersee, d.h. den Vereinigten Staaten, ausgewandert waren.

---

So mancher in der Fremde verstorbene „Süddoldenburger“ war bis zu seinem letzten Lebensstündchen recht arm geblieben, so daß die zurückgebliebene Habe kaum noch einen Transport in die Heimat rechtfertigte.

Neben den vielen trotz der gut bezahlten Gastarbeit arm gebliebenen Saisonarbeitern aus dem Gebiet um Friesoythe, Vechta und Cloppenburg gab es jene zahlenmäßig umfangreiche Gruppe von Münsterländern, welche ihren dauernden Lebensunterhalt im Nachbarland fanden und dort nicht selten holländische Frauen heirateten. Ihre wirtschaftliche Lage wird in der Regel besser gewesen sein. Daß diese Bevölkerungsgruppe gar nicht so unbedeutend gewesen ist, mag man allein schon an der großen Zahl von familienkundlichen Anfragen von niederländischen Nachkommer ehemaliger Hollandgänger in den Archiven Nordwestdeutschlands entnehmen.

In der nachfolgenden Liste wurde aus den im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg befindlichen Quellen - soweit sie verzeichnet sind - eine Übersicht über die in den Niederlanden sowie in Belgien zwischen 1815 und 1870 verstorbenen Münsterländer aus dem Herzogtum Oldenburg zusammengestellt.

Da auch die staatliche schriftliche Überlieferung keineswegs vollständig erhalten ist, muß mit einigen Lücken gerechnet werden. Die meisten Sterbeorte konnten identifiziert werden. Es fällt auf, wie viele Münsterländer als Seeleute auf einer Schiffsreise oder auch in den niederländischen Kolonien umgekommen sind. Vielleicht wird es später einmal möglich sein, diese Liste zu ergänzen.

Familienname	Vorname	Geburts- bzw. Heimatort	Beruf	Sterbejahr bzw. -ort *
1. Arling (Ahrling)	Jan	Damme (?)	ndl. Seefahrer	1860 (?) Soerabaya (1)
2. Alberdinck	Anton	Steinfeld	?	1843 Niederlande (4)
3. Bachuis (Backhaus)	Rolf	Schwichteler (Cappeln)	?	1819 Niederlande (4)
4. Baum	Peter Friedr. Ludwig	Lohne	?	1849 Amsterdam (5)
5. Beekmann	Carl	Steinfeld	ndl. Seemann	1852 Nordsee (4)
6. Behrens	Hermann	Barßel	belg. Matrose	1852 Rio de Janeiro (4)
7. Bemoor (?)	Johann Hinrich	Nellinghof (Neuenkirchen)	?	1841 Schellinkhout/NL (4) (3)

\*) Die Nummern in der letzten Spalte verweisen auf die Fundstellen, die im Quellenverzeichnis aufgeführt werden.



Familienname	Vorname	Geburts- bzw. Heimatort	Beruf	Sterbejahr bzw. -ort *
8. Bergmann	Joseph	Steinfeld	?	1848 Niederlande (4)
9. Blömer	Harm (?)	Amt Vechta	?	1854 Niederlande (5)
10. Blömer	Johann	Ramsloh	ndl. Seemann	1844 Fahrt nach Batavia (4) (7)
11. Böckmann	Bernard	Mühlen	ndl.	1867 Nordsee (1) (7)
(Beukmann)	Heinrich	(Steinfeld)	Seemann	
12. Bökelmann	Friedrich	Lohne	belg. See- mann (?)	1843 Prov. Zeeland (1)
13. Borgmann	Jan	Damme	?	1822 Niederlande (4)
14. Brinkhaus	Johann	Vechta	ndl. Seemann	1842 Toulon (2)
15. Brockhaus	H. F.	Brockdorf (Lohne)	?	1845 Weltevren- den/NL (4)
16. Bünger	Anton	Steinfeld	belg. Schiffszim- mermann	1861 Antwerpen (1) (7)
17. Bünger	Franz Heinr.	Schemde (Steinfeld)	?	1849 Niederlande (7)
18. Bunger	Ferdinand	Steinfeld	ndl. Matrose	1838 (?) Amsterdam (5)
19. Burchorst	D.	Lohne	belg. Seemann	1861 Afrika- Antwerpen (5a)
20. Busse	Friedrich	Lutten	ndl. Grasmäher	1852 Jorwerd/NL (4) (5)
(Böss)				
21. Cardinge	Carl Ludwig	Cloppenburg	?	1839 Niederlande (4)
22. Deters	Bernard Anton	Schellohne (Lohne)	Schiffs- junge	1830 Antwerpen (4)
23. Dethers	C. H.	Steinfeld	?	1840 Zaandam/NL (4)
24. Diekmann	Johann Herm.	Dinklage	?	1853 Rotterdam (4)
25. Dirks	Burchard	Barßel	?	1850 Antwerpen (4) (7)
26. Ebkes	Meindert	Barßel	?	1835 Winschoten/NL (5)
27. Edeler	Otto	Lohne	ndl. Pack- hausverw.	1829 Japan (1)
(Ideler)				
28. Ellmann	Johann Casper	Hausstette (Vestrup)	ndl. Matrose	1842 Ostindien (5a) (2)
29. Fangmann	Franz	Südoldenburg	?	1825 Niederlande (4)
(Venkmann)	Arnold			
30. Fiesoon (?)	Hermann	bei Clop- penburg	?	1847 Ults/NL (5)
31. Finder	J.	Damme (?)	ndl. Seemann	1843 Batavia (4)
32. Fröhle	Clemens	Brockdorf (Lohne)	ndl. Seemann	1859 Soerabaya (1)
33. Fröhle	Gerhard Hinr.	Carum (Bakum)?	?	1844 Amsterdam (2)
34. Fortmann	Johann Heinr.	Holthausen (Steinfeld ?)	?	1849 Vlaardin- gen/NL (7)
35. Gäking	Arend Heinr.	Harpendorf (Steinfeld)	ndl. Matrose	1849 Niederlande (4) (7)
36. Gebert	Franz	Damme	?	1843 Niederlande (4)
37. Gerving	Gerhard Heinr.	Märschendorf (Bakum)	?	1848 Niederlande (4)

Familienname	Vorname	Geburts- bzw. Heimatort	Beruf	Sterbejahr bzw. -ort *
38. Gerwing	Johann	Märschendorf (Bakum)	ndl. Gärtnergehilfe	1846 Amsterdam (2)
39. Gier	Arnd Heinr.	Harpendorf (Steinfeld)	ndl. Seemann	1844 bei Surinam (7)
40. Graave (?)	Bernard	bei Cloppenburg	?	1843 Niederlande (4)
41. van Grasen	Hermann Heinr.	Harpendorf (Steinfeld)	belg. Seemann	1843 Antwerpen (4)
42. Greve (Grefen)	J. Heinrich	Steinfeld	ndl. Segelmacher	1866 Samarang (5a)
43. Gudenkauf	Albert	Hagen (Vechta)	ndl. Seemann	1846 Panaroekan (4)
44. Hase	Johann Heinr.	Holte (Damme)	ndl. Arbeiter	1847 Ults/Haarlem (5)
45. Haverkamp	Hermann Anton	Mühlen (Steinfeld)	ndl. Seemann	1836 Fahrt nach Batavia (1)
46. Heidelmann	Bernard Hinr.	Damme	belg. Kapitän	1840 Antwerpen (4) (3)
47. Hersmann	Gerd Hinrich	Ihorst (Holdorf)	belg. Matrose	1826 (?) Antwerpen (1)
48. Hilbrand (Hildebrand ?)	Heinrich	Repke (Emstek)	?	1844 Niederlande (4)
49. Hohnhorst	Bernard Franz Anton	Löningen	?	1852 Niederlande (4)
50. Holthaus	J. H.	Lohne	?	1837 Niederlande (4)
51. Holtkamp	Hermann	Löningen	?	1842 Maarsseveen/NL (4)
52. Honkomp (Honkamp)	Herm. Hinr.	Mühlen	?	1842 Zype/NL (1) (7)
53. Hoping (Hoeping)	Franz Hinrich	Lohne	Arbeiter	1854 Vennip/NL (4)
54. Huiskamp	Hermann	Löningen	?	1849 Niederlande (4)
55. Huismann	Friedr. Ignatz Ant.	Damme	ndl. Soldat	1853 Tebing/Niederländischindien (4)
56. Hunemann (Hünemann?)	Wilhelm	Lastrup	?	1843 Niederlande (4)
57. In der Rieden	Joh. Friedr.	Damme	ndl. Schiffskoch	1842 Reise nach Batavia (5a) (6)
58. Kalflagen (Kalvelage?)	Johann Hinrich	Lohne	?	1862 (?) Niederlande (1)
59. Kenkel	Hermann	Dinklage	?	1857 Soerabaya (1)
60. Kessen (?)	Joh. Heinr.	Neuenkirchen	?	1847 Bierum/NL (4)
61. Kessen (Kessin)	Anton	Essen/Old.	ndl. Gemüsegärtner	1839 Niederlande (5)
62. Kessler	Heinrich	Steinfeld	?	1841 Zaandam/NL (4)
63. Kloostermann	Anna Maria	Löningen	?	1842 Niederlande (4)
64. Kloostermann	Joh. Leonard	Steinfeld	?	1834 bei Kattwijk/NL (4) (1)

Familienname	Vorname	Geburts- bzw. Heimatort	Beruf	Sterbejahr bzw. -ort *
65. Koopmann	Joh. Gerhard	Lindern	ndl. Tagelöhner	1842 Niederlande (5)
66. Kröger	Heinrich	Lohne	ndl. Seemann	1839 Amsterdam (1)
67. Kroogmann	Clemens	Krimpenfort (Lohne)	ndl. Seemann	1863 Reise nach Australien (1)
68. Krümpelbeck	Anton Heinrich	Mühlen (Steinfeld)	belg. Seemann	1842 auf See (1)
69. Krümpelbeck	G. H.	Oythe	ndl. Seemann	1843 Macassar (4)
70. Kustang	Franz Arnold	Amt Steinfeld	ndl. Seemann	1845 Reede von Batavia (1)
71. Lampe	Johann	Bünne (Dinklage)	?	1852 (?) Niederlande (1) (5a)
72. Landwehr	F. J.	Cloppenburg	?	1847 Amsterdam (4)
73. Lübben	Herm. Heinr.	Friesoythe	?	1850 Slagharen/NL (4)
74. Luers	F.J.	Holdorf	?	1835 Niederlande (4)
75. Luers (gen. Bruns)	Joh. Heinr.	Oythe	ndl. Matrose	1837 (?) Niederlande (2)
76. Macke	Johann Friedr.	Einen (Goldendstedt)	?	1847 Zwolle/NL (2)
77. Marischen	Joh. Joseph	Lohne	ndl. Matrose	1843 (?) Niederlande (5a) (1)
78. Meiners	Joh. Gottfried	Barßel	ndl. Matrose	1843 Reise nach Batavia (5a)
79. Meistermann	Joh. Behrend	Bakum	ndl. Feldarbeiter	1833 Ridderkerk/NL (4) (2)
80. Menke	Joh. Hinrich	Mühlen (Steinfeld)	ndl. Matrose	1866 auf See (1)
81. Meyer	Joh. Heinrich	Lohne	ndl. Seemann	1838 (?) auf See (1)
82. Meyer	Joseph	Mühlen (Steinfeld)	?	1849 Amsterdam (7)
83. Meyer	Karl Heinrich	Lohne	?	1852 Heenvliet/NL (5a) (1)
84. Meyer-Ratken	Hermann	Benstrup (Löningen)	ndl. Schneider	1844 Den Haag (4)
85. Midden-dorf	Heinrich	Langwege (Dinklage)	ndl. Seemann	1829 auf See (3)
86. Mönning	Joseph	Steinfeld bzw. Lohne	ndl. Seemann	1848 Helder/NL (4)
87. Mulder (Müller?)	Bernd	Steinfeld	?	1843 Niederlande (4)
88. Naggemann	Barthold Joseph	Sevelten (Cappeln)	?	1821 Niederlande (4)
89. Neuhaus (Niehuis)	Joh. Friedrich	Dinklage	?	1821 Nieuwe Tonge/NL (1)
90. Nieberding	?	Mühlen (Steinfeld)	?	1852 Niederlande (1)
91. Nieberding	Franz Heinrich	Steinfeld	?	1854 Antwerpen (4)
92. Niemann	Ludwig	Oythe	ndl. Seemann	1840 Nordsee (2)
93. Nordlohne	Anton	Lohne	ndl. Matrose	1849 Niederlande (4)

Familienname	Vorname	Geburts- bzw. Heimatort	Beruf	Sterbejahr bzw. -ort *
94. Olberding	Ferdinand	Steinfeld	ndl. Seemann	1867 St. Thomas (1)
95. Ollendiek	?	Steinfeld	belg. Steuermann	1854 Antwerpen (4) (7)
96. Ollendiek	Joseph	Mühlen (Steinfeld)	engl. Seemann	1864 Reise nach Ostindien (1)
97. Osterhus	Johann	Damme	?	1821 Koog an der Zaan/NL (4)
98. Otting	Heinrich	Osterfeine (Damme)	belg. Matrose	1841 Havanna (4) (3) (6)
99. Pornhorn	Werner	Lohne	ndl. Matrose	1821 Soetemonde/NL (4)
100. Pille	Hermann	Steinfeld	ndl. Matrose	1859 (?) Cuba (5a)
101. Prenger	Gerhard	Bahlen (Dinklage)	?	1848 Haarlem (5)
102. Pundsack	Maximil. Friedr.	Hagen (Vechta)	?	1824 Rotterdam (2)
103. Punt (Pund)	Johann	Lohne	ndl. Matrose	1828 auf See (Batavia-NL) (1)
104. Puttmann	Bernard	Lohne	ndl. Seemann	1830 Batavia (1)
105. Rabe	Heinr. Hermann	Steinfeld	ndl. 2. Steuermann	1845 Passaruang (Java) (1)
106. Rasche	Bernard	Amt Damme	ndl. Matrose	? Niederlande (6)
107. Rensching	G.H.	?	?	1827 Niederlande (4)
108. Rensen	Joh. Heinrich	Varbrügge (Lindern)	?	1842 Veendam/NL (4)
109. Renze	Clemens	Schledehausen (Bakum)	ndl. Matrose	1860 Niederlande (?) (5a)
110. Rieke	Bernard	Lohne	belg. Seekapitän	1847 Antwerpen (4)
111. Römer	Anton	Lohne	ndl. Segelmacher	1847 Batavia (4)
112. Rohe	Carl Anton	Lohne	ndl. Kriegsmatrose	1850 Nordsee (4) (1)
113. Sahlfeld	Johann	Ehrendorf (Lohne)	?	1857 Antwerpen (4)(7)
114. Sandvoss	Clemens	Steinfeld	?	1849 Niederlande (4)
115. Schäper (Schaiper)	Bernard	Nordlohne	ndl. Matrose	1843 Batavia (6)
116. Schäper	Franz	Osterdamme	ndl. Bootsmann	1849 Rotterdam (5)
117. Scheper	Caspar	Osterdamme	ndl. Matrose	1843 (?) Niederlande (5a) (1)
118. Schipho	Friedrich	Nordlohne	?	1825 Niederlande (4)
119. Schlärman (Schlörmann)	Bernd	Nordlohne	?	1866 Rotterdam (1)
120. Schlarman	Christian	Lohne	ndl. Seemann	1869 auf See (7)
121. Schröder	Heinr. Joseph	Mühlen (Steinfeld)	ndl. Seemann	1869 auf See (7)
122. Schuermann	Joseph	Borringhausen (Damme)	?	1833 Amsterdam (6)
123. Segen	Heinrich	Borringhausen (Damme)	belg. Matrose	1842 Antwerpen (4) (1) (7)
	Ferdinand	Harpendorf (Steinfeld)	ndl. Seemann	1837 Fahrt nach Batavia (1) (5a)



Familienname	Vorname	Geburts- bzw. Heimatort	Beruf	Sterbejahr bzw. -ort *
124. Siemers	Ahlert	Goldenstedt	?	1841 Niederlande (4)
125. Sieverding	Joseph	Lohne	belg. Schiffsjunge	1850 auf See (?) (5a)
126. Smidt	Johann	Lohne bzw. Gut	ndl.	um 1840 Ostindien (2)
	Hinr. Anton	Welp	Seemann	
127. Strüfing	Johann	Dinklage	ndl. Arbeiter	1847 Wormer/NL (4) (5)
128. kl. Stüve	Carl Joseph	Harpendorf (Steinfeld)	?	1862 Niederlande (1)
129. gr. Stüve	Johann	Harpendorf (Steinfeld)	ndl. 2. Steuerm.	1863 (?) Shanghai (5a)(1)
130. Telken	Heinr. Wilhelm	Barßel	ndl. Seemann	1851 bei Vlaardingen (7)
131. Theelker	Johann	Barßel	ndl. Matrose	1852 Niederlande (4)
132. Vaske	Jahann Hinrich	Bethen (Krapendorf)	ndl. Seemann	1850 Niederlande (4)
133. Vulhop	Bernd	Lohne	ndl. Matrose	1827 Niederlande (1)
134. Vogt-hinrich	Johann Hinrich	Steinfeld	belg. Matrose	1843 Batavia-Antwerpen (4) (1)
135. Wehbrink	Johann Bernhard	Dinklage	?	1851 Niederlande (4)
136. Wehming (Weminck)	Jacob	Damme	ndl. Tagelöhner	1828 Hasselt/NL (3)
137. Wilken	Gerriet	Löningen	?	1834 Wissekerke/NL (5)
138. Willenbring	Franz Arnold	Steinfeld	ndl. Soldat	1857 Zaandam/NL (4) (7)
139. Wienholtz	Hinrich J.	Harpendorf (Steinfeld)	ndl. Heizer	1859 Oporto/Portug. (5a) (1)
140. Witteriede	Bernd	Holdorf	?	1831 Rotterdam (4) (3) (6)
141. Wolfkuhle	Carl Ferdinand	Steinfeld	?	1840 (?) Niederlande (?) (4)
142. Wolking	Heinrich Joseph	Mühlen (Steinfeld)	ndl. Matrose	1869 Helder/NL (7)
143. Wübker	Johann Hinrich	Osterfeine	ndl. Matrose	1832 Rotterdam (3)
144. Zerhusen	Hermann Anton	Lohne	ndl. Matrose	1841 Niederlande (4) (1)
145. Zurhake	Heinrich Ferdinand	Emstek	?	1844 Amsterdam (4)

Quellen:

- 1) Nieders. Staatsarchiv in Oldenburg. Best. 76-23 (Amt Steinfeld) Nr. 121, 122 und 124.
- 2) Ebd. Best. 76-24 (Amt Vechta) Nr. 135.
- 3) Ebd. Best. 76-25 (Amt Damme) Nr. 137.
- 4) Ebd. Best. 31-13-83 Nr. 1 I und II.
- 5) Ebd. Best. 31-13-83 Nr. 1a I und II.
- 5a) Ebd. Best. 70 Nr. 7283.
- 6) Ostendorf, Johann: Zur Geschichte der Auswanderung aus dem alten Amt Damme (Oldenburg), insbesondere nach Nordamerika in den Jahren 1830-1880, in: Oldenburger Jahrbuch 46/47 (1942/42), S. 164 ff.
- 7) Pagenstert, Schifffahrtsoffer des Oldenburger Münsterlandes während des 19. Jahrhunderts, in: Heimatblätter. Zeitschrift des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland Nr. 9, 1931.

---

Norbert Bögershausen

## 75-jähriges Jubiläum von Ellerbrock

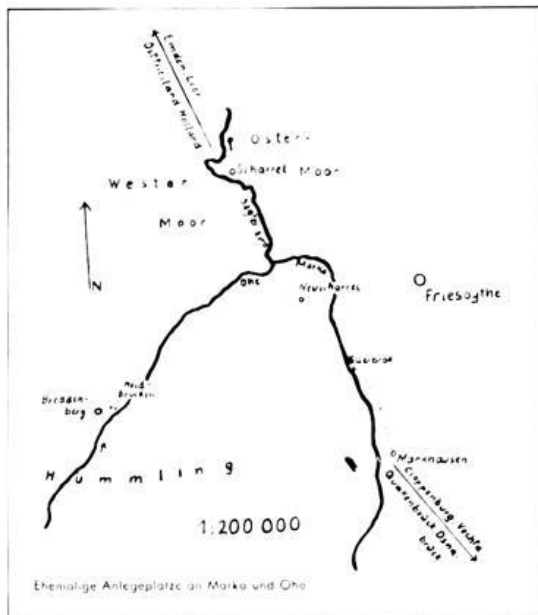
Im Jahr 1986 konnte der Ort Ellerbrock sein 75-jähriges Jubiläum feiern, eine Siedlung entlang der Straße Friesoythe-Markhausen-Lindern. Der Ursprung dieser Ortschaft ist aber älteren Datums und ist eng mit dem Gute Peters verknüpft. Aus Anlaß dieses Festtages wurde ein Dorfbuch erstellt, das alle wesentlichen geschichtlichen Fakten, die Kircheng Zugehörigkeit, die Entwicklung der Schule, Vereine und Verbände und die Familienentwicklung enthält.

Der Name Ellerbrock stammt von den beiden Begriffen Ellern (Erlen) und Brock von Bruch (sumpfiges, anmooriges Gelände). Ein Blick in die geographischen Gegebenheiten zeigt, daß der im Süden gelegene Geestrücken nach Norden hin abfällt. In den Niederungen bildeten sich im Laufe der Jahrtausende Moore und Sümpfe. Von Süden brachte die Marka das anfallende Wasser nach Norden, vereinigte sich mit der Ohe, und beide Flüsse bildeten zusammen die Sater-Ems. Bei diesen Gegebenheiten war eine Besiedlung nur spärlich, zumal die kargen Böden wenig abwarfen. Eine kontinuierliche Besiedlung wird wohl kaum vorhanden gewesen sein, Funde aus alten Zeiten sind bislang nicht vorzuweisen, vielleicht werden spätere Generationen mehr Glück haben. Im 13./14. Jh. erhielt der Raum Markhausen-Ellerbrock für den Handel eine gewisse Bedeutung. Auseinandersetzungen zwischen den Friesen und dem Fürstbischof von Münster ließen den Handel auf der Ems erlahmen. Die friesischen Kaufleute befuhren die kleineren Flüsse wie Leda, Sater-Ems, Soeste und Marka und trieben den sog. Schleichhandel. Wie mühsam dieser Handel gewesen sein mag, beschrieb Sello. Er berichtet, daß ein Großteil des Handelsverkehrs zwischen Ostfriesland und dem Raum Friesoythe über die Sater-Ems gegangen war.

Die Schiffe wurden auf der Marka getreidelt. Der Begriff stammt wahrscheinlich aus dem franz. Sprachbereich von *traille* (Fährseil) oder von *treiern* (-niederdt.) und heißt soviel wie 'ziehen'. Bei kleineren Schiffen, auch Mutten oder Poggen genannt, zogen die

---





„Wenn der zwei Meilen lange Weg über ein wildes Moor nicht passierbar war, und dieser Zustand hielt fast das ganze Jahr an, ausgenommen bei starkem Frostwetter, dann trat die mühselige Schifffahrt auf der vielgewundenen Sater-Ems und von dieser aus auf der Marka ein, die bis Ellerbrock hinaufging, von wo die Straße Friesoythe-Cloppenburg auf Sandwegen zu erreichen war. Eine direkte Fahrverbindung mit der Hansestadt Friesoythe, zu der sich das Saterland immer hinge-

zogen fühlte, gab es früher nicht. Der älteste Fahrweg durch das Saterland, der auf einer Karte von 1588 verzeichnet ist, hatte sehr moorigen Grund, wechselte oft seinen Lauf, so daß man nur mit kundigen Einwohnern das Gebiet passieren konnte. Darum kam der Schifffahrt auf der Sater-Ems und der Marka große Bedeutung zu.“ (Sello)

Menschen, die am Ufer liefen, mit Seilen die Kähne. Bei den Schiffen, die nach Ellerbrock kamen, wird es sich wahrscheinlich um sog. Spitzmotten gehandelt haben. Vor- und Achtersteven waren spitz, daher der Name; der Boden war abgeflacht, d. h. ohne Kiel, und so für die seichten Gewässer gut geeignet. Die Ladefähigkeit wird unterschiedlich angegeben, größtenteils mit einem Dagwerk Torf bei einer Länge von 5 bis 20 Metern. Bei den zahlreichen Windungen der Marka konnten in der Stunde etwa 3-5 Kilometer zurückgelegt werden.

Während des 30-jährigen Krieges erlahmte der Handel, weil die Truppen des Mansfelders die Gegend verwüsteten. Willoh sprach von einigen wüstgewordenen Stellen, darunter eine mit dem Namen Ruwelloh, etwa eine halbe Stunde von Markhausen entfernt nach Ellerbrock hin. Nach 1650 setzte der Handel nach und nach wieder ein, zumal der Fürstbischof von Münster diesen stark förderte, und die Anlegestation verdankt ihm die Blüte. Von diesem Wunsche wußte natürlich auch der münstersche Richter in Cloppenburg, Jodokus Langen. Er wandte sich 1660 an Münster mit der Bitte, an der Marka in Ellerbrock eine kleine Siedlung

anlegen zu dürfen. Das bedeutete einen Eingriff in die Mark. Nach Themann, der die Originalurkunden eingesehen hat, verhandelte Langen mit den Grundbesitzern. Vom Drost Othmar von Grodthausz aus Cloppenburg wurde darauf eine Fläche von 300 mal 186 Fuß abgetreten. Am 14. 11. 1668 wurde der Vertrag von allen Eingesessenen unterschrieben.

Jodokus Langen, der wohl große Hoffnungen in finanzieller Hinsicht auf den neuen Besitz gesetzt hatte, mußte das Anwesen bereits am 10. 5. 1675 an den Drost Grodthaus wegen Geldmangels verkaufen. Im folgenden Jahr gelang es diesem, den Besitz von aller Schatzung und Belastung zu befreien; es war nun abgabefrei und galt als adeliges Gut. Auch die Nachfolger behielten das Recht der Abgabefreiheit. Nur bis zum Jahre 1706 blieb das Gut im Besitze derer von Grodthaus. Die Witwe veräußerte den Flecken an ihren Vetter Heinrich von Lünig auf Landegge bei Haren (Ems). Im Jahre 1713 wohnten in Ellerbrock der Herr von Lünig mit seiner Haushälterin, einem Knecht und einer Magd, eine zweiköpfige Familie Albers und die Familie Dumstorf, bestehend aus den Eltern, 7 Kindern, 1 Knecht, 1 Magd und einem Arbeiter. Die letztgenannte Familie wohnte ein Stück Marka aufwärts. Heinrich Dumstorf errichtete 1737 einen eigenen Anlegeplatz und zog einen Teil des Handels mit den Saterländern an sich. Nach Willoh muß zu der Zeit der Güterverkehr sehr umfangreich gewesen sein, denn an manchen Tagen kamen 100 Wagen und mehr nach dort, um Kolonialwaren, Wein, Ziegelsteine,

Christoph Bernardt, von Gottes gnaden Bischoff zu Münster des Heyl. Röm. Reichs Fürst, Administrator zu Corway, Burggraf zum Stromberg und Herr zu Borkelohe.

Bestlieber getreuer, Es ist uns von unsern im abgelebten 1660. Jahr nach unserm Ambt Cloppenburg verordnet gewesen Commisarien underthenigst referiert worden, welcher gestalt unser Richter zur Cloppenburg Jodocus Langen Ihnen damals vortragen, dasz wan er etwan eine Stunde von Marckehausen auf dem Ellerbrock gegen die Saderlandische farth über einen Platz zu Aufsezung des Hauszes und abfertigung eines gartens angewiesen haben könte, und wir dahin gdst. bewilligen möchten, dasz alsdan daselbst ein Hausz aufsetzen, und einen garten abfertigen laszen wolte, weiln (?) nun unsz gedachte unsere Commissary dabei underthenigst berichtet, dasz sie damalen darüber den Augenschein genommen hatten, und wan wir darein bewilligen würden, solches niemandten schattlich sein, sondern mehrers auch hierdurch unser Saderlandische fährt und Zollen fortgesetzt und vermehret werden könten; alsz haben wir deszen unsers Richtern Langen bitte Platz gegeben und referiert, und befehlen Euch daher hiemit gnedigst, demselben emen gnugsamben Platz zum Hausz und garten auf besagtem Ellerbrock gegen die Saderlandische fährt über anzuweisen, und hast Du Rendtmeister, wan das Hausz im stant gebracht ist, daraus Jährlichs zwei Rauchhüner zu erheben und einzunehmen, und sollen ohne unsern gnedigsten vorwissen und Belieben wegen sotanigen Hauszes und Plazes keine andern auflagen abgefordert werden, und wir pleiben Euch mit gnaden wollgewogen. Gegeben auf unserm Ambthausz Saszenberg d. 8. July 1662.

Christoph Bernardt

Inscriptio

Herrn...? unseren Drostn und Rentmeistern zu Cloppenburg lieben gretreuen Carl Othmarn von Grodthausz und Gerhardt Arnolden Volbier sambt und anders.

Pro copia cum originale...

*Text der Genehmigungsurkunde von 1662.*





## Abschrift der Kaufurkunde

Anno 1790 den 16. July erschienen vor mir Notario und endsbenanten Gezeugen Sr. Hochwohlgeborenen Gnaden der Curtrierische Cammerherr Carl Stephan von Schilling, Herr zu Landegge an einen sodann der Wohlgeborener Herr Henrich Peters jetziger Heuerman auf dem gute Ellerbrock im amte Cloppenburg belegen de rato et Grato Sr. abwesenden Ehefrauen Reginen Herms cavierend, und haben nach langer reiferer Überlegung folgenden Kauf und Verkauf Contract Erb und ewiglich geschlossen:

1. Verkauft der Herr Cammerherr von Schilling dem Henrich Peters das in dem amte Cloppenburg belegenes von weiland des Herrn Verkäufers Gemahlinnen Sophien Octavien von Hane zu Leer auf ihm vererbtes Guth Ellerbrock mit allen dazu gehörigen gebäuden, ländereien und sonstigen pertinenzien auch recht und Gerechtigkeiten, wie soldie immer Namen haben möchten für den unter dem Verkäufer und Käufer vereinbarten Summe ad 8000 Rthlr. schreibe Achttausend Rthlr. Münstrisch Courant den Reichsthaler zu 28 Schilling den Schilling zu 12 Pfennige geredinet, welches Kaufpretium, gleichwolten dem Käufer in Hollandisch Gulden jeden Gulden zu 15 Schilling 2 Pf. Münstersch geredinet zu zahlen unbenommen bleiben soll.
2. Von diesen Kaufgeldern zahlet der Käufer an den Herrn Verkäufer in Zeit eines Monats à dato dieses angerechnet die Summe von 4000 schreibe viertausend Rthlr.
3. Die übrige Halbscheid verspricht der Käufer von dem verflossenen 1. May 1790 angeredinet jährlich und in termino 1. May mit  $2\frac{1}{2}$  vom Hundert also insgesamt mit Einhundert Reichsthaler bis zur Ablage zu verzinsen, auch das Capital selbst nach beiderseits reservierten halbjährigen Looskündigung in besagter

Muntz nebst alsdann rückständigen Zinsen dem Herrn Verkäufer oder dessen erben und anerben abzulegen, wogegen dann

4. der Käufer auch die vom verflossenen 1. May 1790 an geredinet von den Heuerleuten zu prostirende Heuergelder zu geniessen, der Herr Verkäufer aber die verschiedenen Heuergelder nicht weiter als bis soldiem dato einzunehmen hat.
5. Ist beiderseits vereinbart, dass Käufer die mit den Heuerleuten getroffenen Heuer Contracte halten, obsonsten sich mit den Heuerleuten desfalls auf seine Kosten vergleichen soll.
6. Dem Herrn Verkäufer sind keine absontigen Lasten bekannt, solten sich aber wider vermuten hervor thun, so soll von dem Ankäufer desfalls keine Entschädigung gefordert werden können.
7. Die Gefar des Gutes übergehet von Stunde an auf den Käufer, das dominium desselben aber bleibt dem Herrn Verkäufer bis zur völligen Abzalung des Kaufschillings mit Zinsen vorbehalten.
8. Leistet der Herr Verkäufer dem ankäufer alle schuldige eviction, und sollte es dem ankäufer belieben durch ein proclama . . . sich solchen zu versichern, so soll die edictal ladum . . . unter des Herrn Verkäufers Namen zwaren geschehen gleichwolten der Käufer die desfalls entstehenden Kosten ohne ausnahme selbst tragen.
9. Haben beiderseits Contrahenten diesen Contract in allen theilen unter Verband ihrer sämtlichen jetz und künftigen hab und güteren stets fest und unverbrüchlich mit Verzicht aller ordentlichen einreden in specie der überredung und Verletzung zu halten und zu erfüllen angelobet desuper ad manus mei notarii stipulando so geschehen aufm Hause bexford In anno et dato wie oben beiseins und in gegenwart H. doctoren Paul Ludolf Hüger und Henrich Rendman als erbetene glaubhaften gezeugen.

Georg Carl Braues (?) Notar.

Dachpfannen und andere Baumaterialien für die Ämter Cloppenburg und Vechta zu holen (siehe Kirchenjahrbücher Cloppenburg/Vechta). Da die Bauern der Umgebung sehr arm waren, verdienten sie sich durch das Transportieren dieser Lasten so manchen Pfennig. Zeitweilig war die Anlegestelle Dumstorf umfangreicher als die der späteren Stelle Peters.

Etwa um 1774 wurde Heinrich Jansen Peters aus Utenede Pächter des Gutes Ellerbrock. Dieser Mann muß wohl sehr viel Zuversicht und Hoffnung in das Gut gesetzt haben, daß er es am 16. 7. 1790 von dem Besitzer kaufte. Nach und nach gewann er die Oberhand über seinen Schwiegersohn Dumstorf und zog den größten Teil des Han-



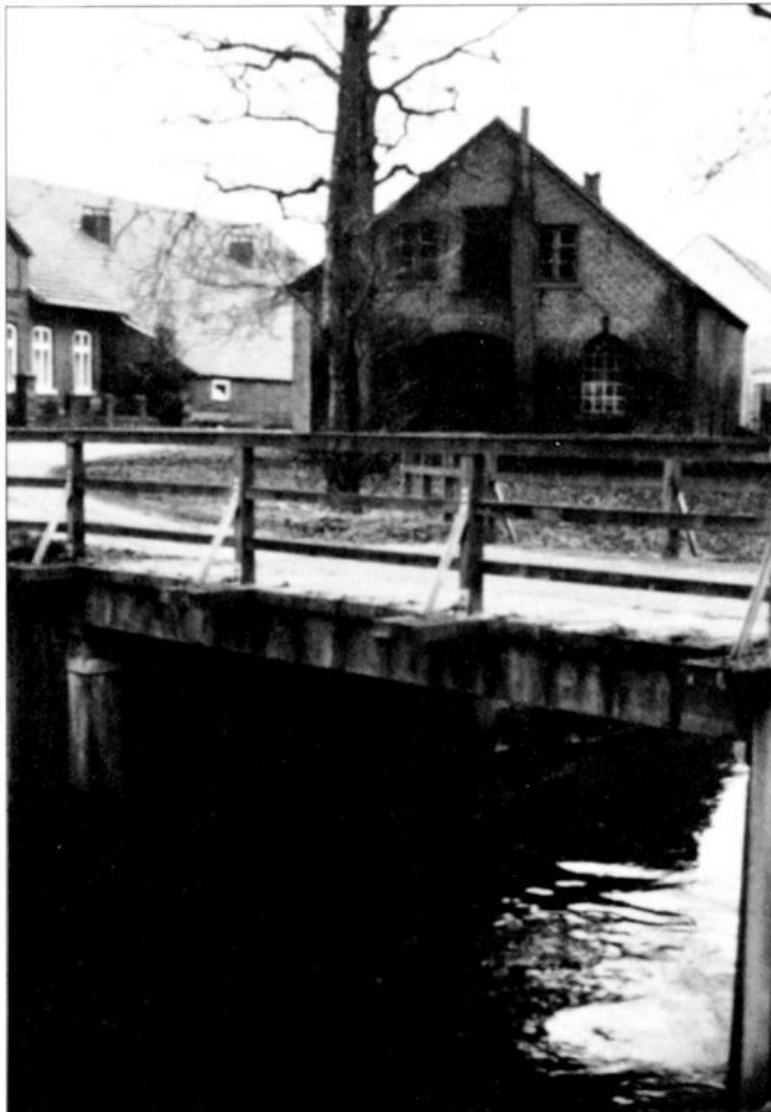
*Luftaufnahme des Gutes etwa aus den 50er Jahren. Das Gebäude an der linken Seite mit den beiden Giebelfenstern ist das Packhaus. In der Mitte oben ist der Drehkolk zu sehen, dort wurden die Schiffe gedreht.*

dels an sich, zumal das Gut mehr Anlegemöglichkeiten bot. Außerdem zerriß 1815 die Zollschranke zwischen dem Kgr. Hannover und dem Hzg. Oldenburg den Handel mit dem Hümmling (Wöhrmann).

Heinrich Schulte forschte in alten Akten und berichtete, daß um 1850 täglich bis zu 15 Fuhrwerke Ellerbrock verließen:

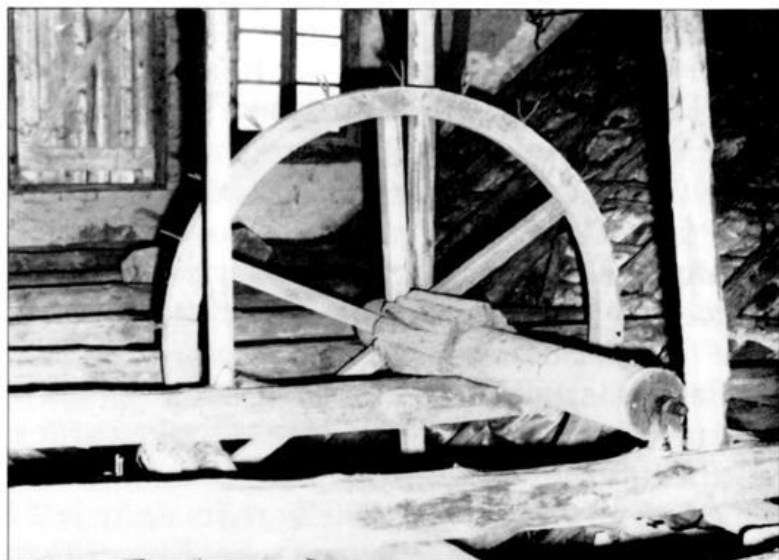
„1. 8 Monate im Jahr à 25 Werkstage täglich 15 Fuhrwerke, macht 3000 Wagenfrachten, davon 3 nötig für eine Bootsfracht mit 4500 Pfund Gewicht, somit 1000 Bootsfrachten und pro Tag 5. Vier Monate im Jahr werden Hölzer usw. herangebracht durch Fuhrwerke zur vorläufigen Lagerung. Zur Ausfuhr gelangen Fleisch, Schinken, Speck, Branntwein, Honig, Feldsteine, früher viele aus nächster Umgebung, Leinen aus Damme, Getreide aus Cloppenburg, Lönningen, Quakenbrück, Vechta, dem nahen Hümmling, Holz, . . .

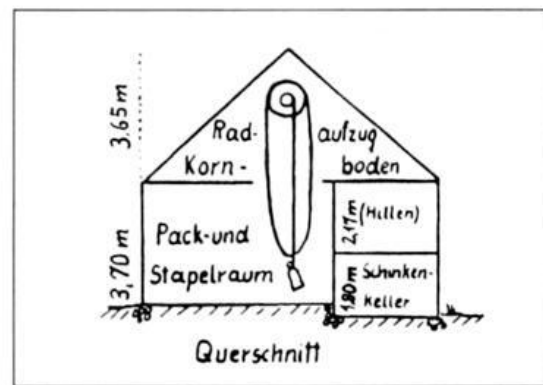
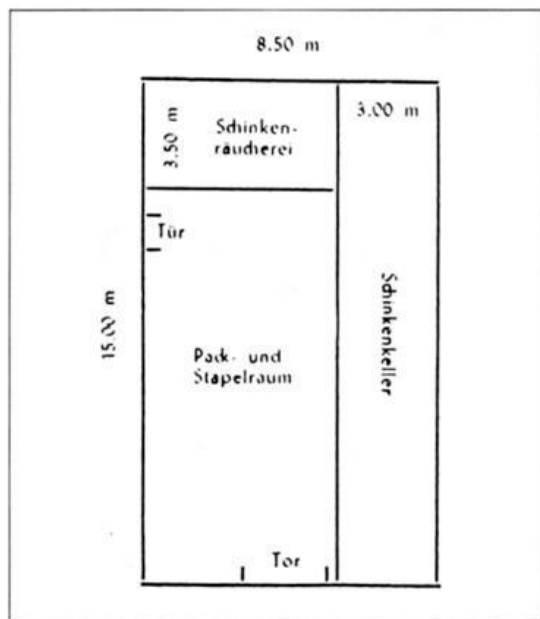
2. Die Einfuhr beträgt 200 Tage im Jahr je 1 Bootslast und dieses erfordert täglich 3 Fuhrwerke. Eingeführt werden Holz, Käse,



*Brücke über die  
Marka; links  
Wohnhaus der  
Familie Peters,  
rechts das Pack-  
haus an der  
Anlegestelle.*

*Das Innere des  
Packhauses. Der  
Radaufzug diente  
dazu, Lasten auf  
den Boden zu  
ziehen.*





Grundriß und Aufriß des Packhauses.

*Kolonialwaren, Malzgerste, Hafer, Steinkohlen, Kalk, Kreide, Wein, Bier, Hanf, Leinsamen usw. Die Bootsfahrt besorgen die Bootsleute des Saterlandes. Der Schifferlohn beträgt pro Last bis Leer, Emden etwa 5 fl. Holl. Der Verkehr ist gegen früher bedeutend zurückgegangen. Vor 30 Jahren war er viermal so groß.“*

Mitte des 19. Jh. ging der Warenumsatz nach und nach zurück. Der Schinkenverkauf (das heutige Packhaus) brachte zwar noch einmal eine Belebung und zusätzliche Einnahmen, aber der Ausbau der Straßen und der Eisenbahnlinien ließ die Kleinschiffahrt immer weniger werden. Themann setzt das Ende für den Markahandel um 1870 an.

Das sog. Peters Packhaus, das noch heute zu sehen ist, blieb als Relikt aus der damaligen Zeit erhalten. Das Entstehungsdatum wird mit 1858 angegeben, zu der Zeit, als der Schinkenhandel noch etwas einbrachte, und gerade dafür war es konzipiert. Um es vor dem Verfall zu bewahren, ist eine rasche Restaurierung erforderlich. Der Ortsverein Ellerbrock e. V., die Stadt Friesoythe und der Soziale Briefkasten (Beschäftigungsmaßnahme für arbeitslose Jugendliche) haben sich der Sache angenommen, um möglichst rasch eine Erhaltung des historischen Kleinodes zu sichern.

nach Friesland, um auf einem Fischerboot  
so nützlich Geld zu verdienen. Neben vier  
auf diesen Fahrten schon in jungen Jahren  
absolut im Winter erhalten. Der Bay





*Familie Peters etwa im Jahre 1910.*

75 Jahre Kolonie Ellerbrock 1911-1986, Geschichtlicher Rückblick, Dorfchronik und Familiengeschichte, Herausgegeben aus Anlaß des Jubiläums am Pfingstfest 1986. Redaktion: Josef Kleefeld, Benno Bögershausen, Norbert Bögershausen (heute noch erhältlich).

Weitere Aufsätze über Ellerbrock:

Vermögensbericht eines Gutes vom Jahre 1858. In: Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland, 1962

Aus dem Geschäftsleben des Hauses Gouderwys. In: Volkstum und Landschaft, Nr. 31/April 1955, von A. Wöhrmann

Schiffahrt im Oldenburger Münsterland. In: Volkstum und Landschaft, Nr. 39/Februar 1957, von Dr. P. Clemens — Beilage der MT

Das „freie Gut Ellerbrock“ ist seit 1791 . . . In: Bi us to Hus, 10. 9. 1977, Beilage zur MT von H. Strickmann

Packhaus von 1858 als letzter Zeuge . . . In: Bi us tu Hus, 17. 9. 1977 — a. a. O.

Ellerbrock als ehemalige Schiffsstadion . . . In: Volkstum und Landschaft, Nr.8/Dezember 1950 von Baumann O., Neumarkhausen, a. a. O.

Ellerbrock — einstmals ein Hafenplatz. In: Volkstum und Landschaft, Nr. 41/September 1957, a. a. O.

Alte Häfen an Ohe und Marka. In: Volkstum und Landschaft, Nr. 29/Dezember 1954, a. a. O., von A. Wöhrmann

Vor 400 Jahren verpfändeten . . . In: Bi us to Hus, 13. 4. 1985, a. a. O.

---

*Franz-Josef Tegenkamp*

## Teutopolis - dütske Stadt in Illinois, USA

Im Jahre 1982 feierte die Stadt Minster im amerikanischen Bundesstaat Ohio das Jubiläum ihres 150jährigen Bestehens. Sie war bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von deutschen Auswanderern gegründet worden, die vorwiegend aus dem südoldenburgischen Raum und Umgebung stammten.

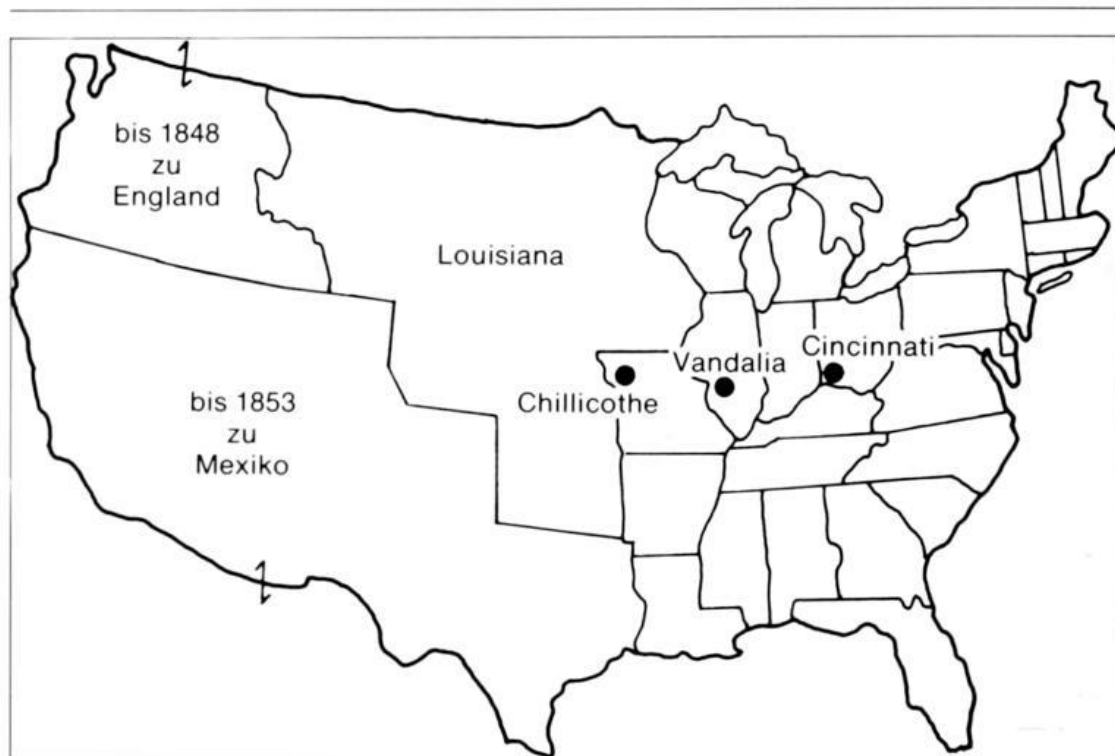
Durch verschiedene Artikel in den Heimatblättern und der OV wurde auch in der alten Heimat der Auswanderer relativ viel über die Stadt Minster, ihre Geschichte und ihre Bewohner bekannt. Die Stadt Minster stellt jedoch keineswegs das einzige Zentrum der Südoldenburger Auswanderer dar. Deshalb soll an dieser Stelle auf eine andere Stadt aufmerksam gemacht werden, die etwa zur selben Zeit gegründet und ebenfalls in erster Linie von Auswanderern aus dem Oldenburger Münsterland besiedelt wurde.

Es handelt sich um den kleinen Ort Teutopolis im amerikanischen Bundesstaat Illinois. Obwohl allein vom Namen her zunächst nichts auf den deutschen Ursprung hindeutet, wurde der Ort in früheren Zeiten nur „de dütske Stadt“ genannt, weil das Plattdeutsche die Umgangssprache der Bewohner darstellte. Im Folgenden soll ein kurzer Einblick in die Geschichte dieses Ortes, besonders der ersten Jahrzehnte, gegeben werden.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts lebte im Kirchspiel Lohne in der Bauerschaft Bokern eine recht durchschnittliche Heuerleutefamilie. Johann Heinrich Uptmoor (1771-1836) und seine Ehefrau Anna Margaretha Nordlohne (1774-1856) bewohnten damals mit ihren sieben Kindern ein Heuerhaus, das zum Hof des Bauern Bokern-Kersting gehörte.

Da sie allein vom Bewirtschaften ihrer Heuerstelle nicht leben konnten, ging der Vater wie viele andere auch in jedem Sommer nach Friesland, um auf einem Fischerboot Heringe zu fangen und so zusätzlich Geld zu verdienen. Seine vier Söhne begleiteten ihn auf diesen Fahrten schon in jungen Jahren, Schulunterricht wurde ohnehin nur im Winter gehalten. Der jüngste Sohn Joseph fiel auf

---



*Die Vereinigten Staaten um 1840*

einer dieser Fahrten über Bord und ertrank in der Nordsee in jugendlichem Alter.

Trotz des Nebenverdienstes, den man in jedem Herbst mit nach Hause brachte, schlug sich die Familie nur mehr schlecht als recht durchs Leben. Deshalb beschloß der Sohn Clemens Uptmoor (geb. 1806), nachdem er fünf Jahre Militärdienst in der Großherzoglich Oldenburgischen Infanterie abgeleistet hatte, im Jahre 1834 gemeinsam mit seinem Bruder Hermann Heinrich (geb. 1812) in die Neue Welt auszuwandern und sich dort eine neue Existenz aufzubauen. Hermann Heinrich sollte ebenfalls zur Infanterie eingezogen werden, und sah in seiner Auswanderung die einzige Möglichkeit, sich der Wehrpflicht zu entziehen. Die Brüder hatten 300 Taler gespart, die sie mitnehmen konnten, und so sagten sie noch im gleichen Sommer der Heimat Lebewohl und schifften sich in Bremerhaven nach Amerika ein. Im Jahre 1833 verließen allein im Kirchspiel Lohne bereits etwa 70 Personen ihre alte Heimat; insgesamt sollten ihnen in den nächsten 40 Jahren noch weit über 1000 Menschen folgen, die ihrer Heimatstadt Lohne ebenfalls den Rücken kehrten und nach Amerika gingen. Die Brüder Uptmoor schifften sich im August 1834 in Bremerhaven auf der Brigg Everhard ein, die nach einer mehrere Wochen dauernden Überfahrt am 16.9.1834 ihren Zielhafen Baltimore erreichte. Interessant ist dabei



*Clemens Uptmoor*  
\* Bokern 19. 1. 1806  
† Teutopolis 2. 8. 1893  
∞ Cincinnati 24. 9. 1839

*Maria Elisabeth Niehaus*  
\* Laer b. Osnabrück 23. 8. 1819  
† Teutopolis 10. 7. 1890



---

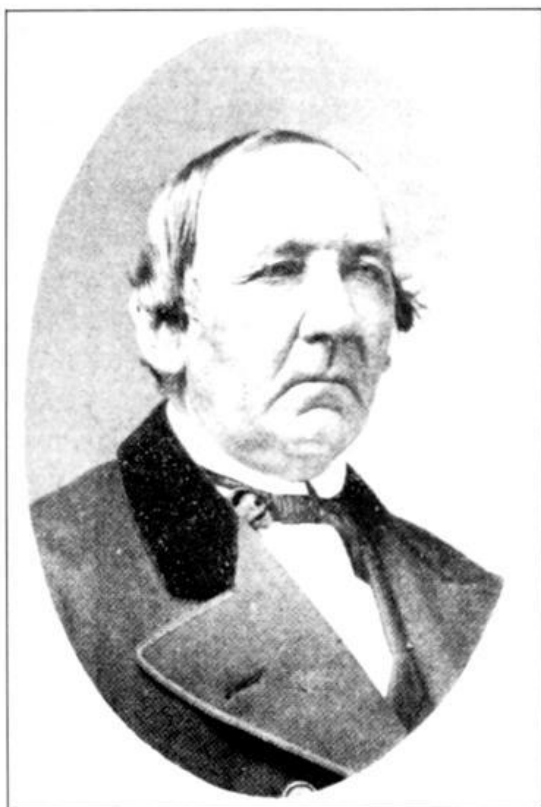
besonders, daß von den 149 Passagieren 117 aus dem Kreis Vechta und den angrenzenden Kirchspielen Emstek und Cappeln stammten, davon allein aus Lohne 35. Von diesen finden sich später viele unter den ersten Siedlern in Teutopolis wieder, unter anderem Anton Jansen und seine Familie aus Zerhusen bei Lohne. Er war vermutlich als Einziger, wenn auch unfreiwillig, bereits in Amerika gewesen und hatte möglicherweise als Erster den Plan zur Auswanderung gefaßt. Als Heuermann hatte auch er seinen Hauptverdienst als Schiffszimmermann auf holländischen Fischerbooten gesucht. Auf einer seiner Fahrten wurde das Schiff hoch im Norden vor der russischen Küste von einem unerwartet frühen Wintereinbruch überrascht und erlitt in Sturm und Treibeis Schiffbruch. Die Besatzung des sinkenden Schiffes wurde glücklicherweise von einem anderen Schiff gerettet; dieses war jedoch auf dem Weg nach Amerika und die Schiffbrüchigen mußten diese Fahrt wohl oder übel mitmachen. Während sie dort auf ein Schiff nach Deutschland warteten, hatten sie Gelegenheit, die Verhältnisse in Amerika kennenzulernen, und als sie schließlich nach mehr als einjähriger Abwesenheit zu ihren Familien zurückkehrten, die sie bereits tot geglaubt hatten, stand für Anton Jansen und seine späteren Schwiegersöhne Joseph Böckmann und Hermann Heinrich Wempe, beide aus Bokern, die ihn auf dieser Fahrt begleitet hatten, fest, daß sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, sobald sie genug Geld beisammen hätten, nach Amerika, dem Land der Freiheit, zurückkehren würden. Diesen Plan verwirklichten sie nun im Herbst des Jahres 1834.

Für die meisten Passagiere der Everhard war Cincinnati in Ohio das vorläufige Ziel ihrer Reise. Hier trafen sie bereits Ende September ein.

Zu dieser Zeit befanden sich in der Stadt bereits viele Auswanderer, auch aus dem Oldenburger Raum, die sich hier oder in der Umgebung einige Monate oder auch Jahre aufhielten, bis sie so viel Geld verdient hatten, daß sie 80 oder 100 Acres (= 30-40 ha) billigen Staatslandes kaufen und sich darauf dann eine neue Existenz aufbauen konnten. Pro Tag kamen bereits mehr als 200 deutsche Auswanderer in Cincinnati an, aber nur etwa 10% von diesen verließen täglich die Stadt, um nach Westen in die Staaten Indiana, Illinois, Missouri oder Wisconsin aufzubrechen.

Wie die meisten anderen beschlossen auch die Brüder Uptmoor, erst einmal hierzubleiben. Sie arbeiteten etwa zwei Jahre als Zimmerleute in Cincinnati. Als hier eine Epidemie ausbrach, gingen sie für ein halbes Jahr nach Vicksburg, Mississippi, anschließend

---



*Johann Ferdinand Waschefort*  
\* *Addrup 9. 1. 1811*  
† *Teutopolis 20. 1. 1879*  
∞ *in Cincinnati 1839*



*Maria Gertrud Drees*  
\* *Garrel 21. 12. 1819*  
† *Teutopolis 18. 1. 1873*

kehrten sie jedoch von dort wieder nach Cincinnati zurück. Auf dem Weg nach Vicksburg und zurück kamen sie zum ersten Mal durch die fruchtbaren, damals fast noch menschenleeren Gebiete im amerikanischen Mittelwesten, die nur auf ihre Besiedlung zu warten schienen. Sie verwundert es nicht, daß sie damals den Plan faßten, hier eine deutsche Kolonie zu gründen.

Bald nachdem sie wieder in Cincinnati eingetroffen waren, setzten sie ihre Idee in die Tat um. Hier lernten sie unter den vielen Auswanderern aus ihrer alten Heimat auch Johann Ferdinand Waschefort (geb. 9.1.1811 in Addrup bei Essen) kennen, der bereits 1832 mit seinen Eltern Caspar Hoppe gt. Waschefort und Adelheid Waschefort ausgewandert war und seit 1833 in Cincinnati wohnte. Er hatte das Seilerhandwerk gelernt und im Jahre 1835 mit zwei weiteren Teilhabern ein Geschäft gegründet. Da das Geschäft florierte, konnten sie bereits kurze Zeit später eine Filiale eröffnen.

---

Anfang des Jahres 1837 wurde in Cincinnati von den Brüdern Uptmoor und Johann Ferdinand Waschefort die „Deutsche Land-Compagnie oder Ansiedlungsgesellschaft“ gegründet. In kurzer Zeit stieg die Zahl der Mitglieder auf 141 an. Es war festgelegt worden, daß jedes Mitglied monatlich so lange 10 Dollar einzahlen mußte, bis 16.000 Dollar vorhanden waren. Dafür sollte jeder, der 50 Dollar beigetragen hatte, 40 Acre (= 16ha) Land erhalten. Außerdem mußte jeder 10 Dollar extra für die Unkosten entrichten; dafür sollte er vier Bauparzellen in der künftigen Stadt erhalten. Bereits im März 1837 wurde ein Ausschuß gewählt, der einen geeigneten Ort für die neue Kolonie ausfindig machen sollte; er bestand aus drei Personen: Clemens Uptmoor, Johann Ferdinand Waschefort und Gerhard Heinrich Bergfeld. Diese drei machten sich am 17.4.1837 auf den Weg und suchten mehrere Plätze in den Bundesstaaten Indiana und Illinois auf; sie kamen schließlich bis nach Chillicothe in Missouri, kehrten aber bald, abgeschreckt durch die in Missouri herrschende Sklaverei, wieder nach Illinois zurück. Hier begaben sie sich zur damaligen Hauptstadt Vandalia und inspizierten die Grundbücher, um geeignetes Land auszusuchen.

Nachdem sie die Bücher sorgfältig geprüft hatten, entschieden sie sich schließlich für ein Stück Land, das noch zum größten Teil Staatseigentum und dicht bewaldet war. Sie hätten wohl fruchtbareres Land in der Prärie erhalten können, aber zum einen wollten sie eine möglichst große Fläche kaufen, zum zweiten sollte es möglichst bewaldet sein, weil sie Prärieland für unfruchtbares Heide-land, wie sie es aus der Heimat kannten, und somit ungeeignet für den Ackerbau hielten. Diesen Irrtum sahen sie erst später ein. Ein weiterer Grund, die neue Kolonie hier aufzubauen, lag in der großen Ähnlichkeit mit ihrer alten Heimat.

Von Vandalia aus kehrten die Männer nach Cincinnati zurück und erstatteten Bericht; die ganze Reise hatte 15 Wochen gedauert. Auf Anraten von Clemens Uptmoor wurde die Lage des Landes zunächst geheimgehalten, damit ihnen nicht irgendein Landhai zuvorkäme und das Land vor der Nase wegkaufte, um es ihnen später wieder mit Gewinn zu verkaufen. Auch schlug man vor, eine andere Kommission zu wählen und zu dem ausgewählten Land zu führen, um es zu begutachten. Diese Kommission bestand aus zwei Männern, Gerhard Meyer und Heinrich Ronnebaum. Falls das Land in Ordnung wäre, sollten sie auch gleich den Kauf tätigen.

Johann Heinrich Ronnebaum hatte bereits einige Erfahrung als

---

---

Siedler und Pionier. Gebürtig aus Damme, war er Anfang der dreißiger Jahre ausgewandert und hatte zunächst in Cincinnati eine Brennerei betrieben. Gemeinsam mit Johann Heinrich Plasspohl aus Sevelten hatte er 1837 den Ort Oldenburg im Südosten des Staates Indiana gegründet. Beide hatten großflächig Land aufgekauft und parzellenweise zu günstigen Preisen an siedlungswillige Einwanderer weiterverkauft. Da der Gewinn bei diesem Unternehmen nicht unerheblich war, beteiligten sich beide später auch an dem Projekt Teutopolis. Der Ort Oldenburg wurde später zu einem weiteren Siedlungszentrum für norddeutsche Auswanderer; auch hier ließen sich etliche Südoldenburger als Farmer nieder.

Die beiden anderen Vorstandsmitglieder der Ansiedlungsgesellschaft stammten ebenfalls aus dem Oldenburger Münsterland: Gerhard Meyer kam aus Goldenstedt und Gerhard Heinrich Bergfeld war mit seiner Familie aus Hamstrup bei Lastrup ausgewandert.

Da es zu der Zeit noch keine Eisenbahn gab, machte sich die Kommission zusammen mit dem ersten Ausschuß zu Fuß auf den Weg von Cincinnati zu dem neuen Land. Sie nahmen nur ein Pferd mit, das die 16.000 Dollar in Silbergeld trug, die in Beuteln verpackt an beiden Seiten herabhingen. Zwei Männer gingen, jeder mit einer Pistole bewaffnet, auf beiden Seiten des Pferdes, um auf jeden Angriff gefaßt zu sein. Abwechselnd ritten sie auf dem Pferd, meistens aber Johann Ferdinand Waschefort, weil er das Reiten am besten aushalten konnte; die anderen wurden zu steif vom Reiten und zogen Schusters Rappen vor.

Brach der Abend herein und wollte man irgendwo einkehren, erkundigte man sich zuerst bei den Nachbarn nach der Ehrlichkeit des Betreffenden und wurde dabei stets gut beraten.

Sie erreichten das ausgesuchte Land ohne Zwischenfälle Ende Juni 1838. Da es allen Vorstellungen entsprach, zog man bald weiter nach Vandalia und kaufte dort am 5./6. Juli etwa 10.000 Acre (= 4000 ha) Land für 1,25 Dollar pro Acre, zusätzlich etwa 80 Acre, für die 5 Dollar pro Acre bezahlt werden mußten, weil das Land an Kriegsveteranen versprochen war. Johann F. Waschefort kaufte wie ausgemacht das ganze Land in seinem Namen; die Verteilung an alle Mitglieder sollte später erfolgen. Anschließend kehrten die fünf umgehend nach Cincinnati zurück. Hier wurde zunächst eine Karte des gesamten Gebietes angefertigt. Im Herbst des Jahres 1838 versammelten sich alle Mitglieder der Gesellschaft im alten Spritzenhaus in Cincinnati, wo die Grundstücke

---





*Illinois, USA um 1840*

---

verteilt werden sollten. Dazu wurden die Nummern aller Grundstücke und Bauparzellen in der Stadt auf Papierstreifen geschrieben, diese in einen Hut getan und durch Los verteilt. Daraufhin wurde jedem Mitglied die erforderliche Besitzurkunde gerichtlich ausgestellt und erst anschließend die Lage des Landes bekanntgegeben.

Die folgende Liste enthält die Namen der Gesellschaftsmitglieder, die an der Verteilung der Grundstücke teilnahmen:

Arnzen, Bernhard	Hille, Bernhard Heinrich;
Art, Heinrich;	Hille, Johann Heinrich
Beerns, Josef	Hille, Anna Maria;
Berns, Johann	Hohnhorst, Dietrich;
Bergfeld, Johann Hermann	Hohnhorst, Gerhard Heinrich;
Bergfeld, Gerhard Heinrich;	Holtvogt, Hermann Anton;
Bergmann, Franz;	Hülle, Konrad;
Bietenhorn, Franz;	Hümmler, Johann Heinrich;
Böckmann, Joseph;	Hussmann, Anton;
Boving, Johann Friedrich;	Hussmann, Heinrich;
Boving, Johann Hermann;	Janning, Bernard;
Brinkmann, Franz;	Imbusch, Johann Heinrich;
Brockamp, Joseph;	Inkrat (Unkraut?), Bernard;
Brockmann, Bernhard	Imwalde, Heinrich;
Heinrich;	Kabbes, Johann Heinrich;
Brockmann, Joseph;	Kamppe, Joseph;
Brümmer, Johann Heinrich;	Kark, Johann Jakob;
Buddeke, Johann Heinrich;	Kempker, Heinrich;
Busmann, Joseph;	Kenter, Hermann;
Derken, Hermann Heinrich;	Keyser, Joseph;
Determann, Heinrich;	Kleine, Joseph;
Determann, Heinrich;	Kläne, Heinrich;
Deters, Gerhard Heinrich;	Korfhagen, Johann Gerhard;
Dreyer, Bernhard Heinrich;	Kramer, Franz;
Feldhake, Joseph;	Kreke, Arnold;
Frey, Joseph;	Krieg, Bernard;
Frilling, Johann;	Krieg, Joseph;
Frommeyer, Friedrich;	Künne, Albert;
Grobmeyer, Heinrich;	Lange, Gerhard;
Grobmeyer, Rudolph;	Losekamp, Heinrich;
Goos, Johan Matthias;	Lügers, Heinrich;
Grünkemeyer, Johann Heinrich;	Macke, Friedrich
Hackmann, Heinrich;	Mesch, Joseph;
Hardmann, Hermann Heinrich;	Mette Joseph;

---

---

Meyer, Clemens;	Schwegmann, Joseph;
Meyer, Franz;	Springmeier, David;
Meyer Gerhard;	Stolteben, Heinrich;
Meyer, Heinrich Joseph;	Stukenborg, Joseph;
Mindrup, Johann Heinrich;	Südbeck, Anton;
Moritz, Christopher;	Tangemann, Bernhard;
Moritz, Joseph;	Thies, Theodor;
Niehaus, Johann Heinrich;	Thobe, Johann Wessel;
Nurre, Bernard;	Thöle, Anton;
Ostendorf, Joseph;	Thöle, Dietrich;
Hochwürden Wilhelm Pisbach;	Thöle, Peter;
Pudhoff, Franz Heinrich;	Thölking, Albert;
Plaspohl, Johann Heinrich;	Uthell, Wilhelm
Rabe, Clemens;	Uptmoor, Clemens;
Rabe, Johann Heinrich Joseph;	Uptmoor, Hermann Heinrich;
Rabe, Johann Heinrich;	Uptmoor Johann Heinrich;
Rehkamp, Hermann Heinrich;	Uptmoor, Maria Anna,
Renschen, Johann Heinrich;	Vennemann Anton I;
Rickelmann, Herm. Heinrich;	Vennemann, Anton II;
Riesenbeck, Bernard;	Vennemann, Anton III;
Röcken, Gerhard;	Vennemann, Gerhard;
Rolfes Wilhelm;	Vennemann, Joseph;
Ronnebaum, Johann Heinrich;	Vennemann, Theodor;
Rückener, Christian;	Verwick, Bernard Anton;
Rückener, Wilhelm;	Vorke, Otto;
Rümping, Franz;	Vormor, Johann Heinrich;
Sander, Caspar Georg;	Waschefort, Caspar;
Schmidt, Heinrich;	Waschefort, Johann Ferdinand;
Schönhöft, Christian;	Welage, Joseph;
Schovendiek, Caspar;	Wempe, Hermann Heinrich;
Schilmöller, Johann Gerhard;	Wernsing, Heinrich;
Schleper, Clemens Franz;	Westendorf, Joseph;
Schrifer, Franz;	Windhaus, Gerhard;
Schürbrock, Hermann	Zerhusen, Bernard Heinrich;
Heinrich;	Zerhusen, Hermann Heinrich;
Schulte, Gerhard;	Zumbrink, Anton;
Schulte, Rudolph;	

Nachdem das Land verteilt worden war, kam die Frage nach einem Namen für die Siedlung auf. Unter anderem wurden Neu-Cincinnati, Münster, Hannover, Germantown und St. Peter (Patron der künftigen Kirche) vorgeschlagen, aber wie sich spä-

---

*Heinrich Vormo(o)r*

\* 28. 10. 1809

*Vechta*

† 22. 12. 1887

*Teutopolis*

∞ *in Cincinnati*

*Agnes Lot*

\* 20. 10. 1814

*Damme*

† 18. 4. 1898

*Teutopolis*



ter herausstellte, gab es alle diese Namen bereits im Staat Illinois, so daß sie von den Behörden nicht zugelassen wurden.

In dieser Situation wurde vom Bischof von Cincinnati John B. Purcell, der Name „Teutopolis“ vorgeschlagen. Die Mitglieder der Gesellschaft zögerten zunächst, diesen seltsamen Namen zu wählen, aber als ihnen erklärt wurde, daß er „Stadt der Teutonen bzw. Deutschen“ bedeute, und da der Vorschlag schließlich vom Bischof kam, waren sie zufrieden und gaben ihrer Siedlung diesen Namen. Im Frühjahr 1839 machten sich die ersten Siedler auf den Weg zu ihrem neuen Besitz. Einige fuhren dabei mit dem Schiff den Ohio hinab, dann den Mississippi bis St. Louis hinauf und von dort nach Osten der Nationalstraße 1 folgend, bis sie die neue Kolonie erreichten; die meisten aber folgten von Cincinnati direkt der Nationalstraße nach Westen, bis sie ihr Land erreichten. Das



---

Gebiet lag direkt an dieser Nationalstraße im Nordosten des Effingham County (County = Landkreis).

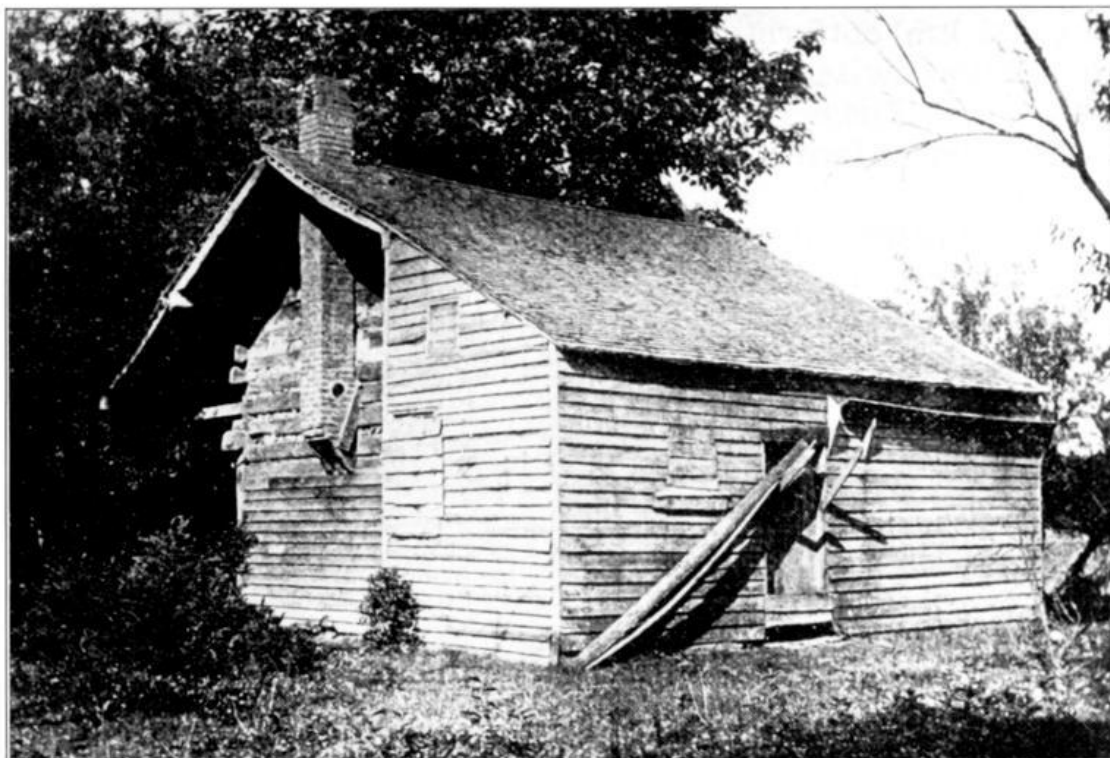
Die ersten Ansiedler erreichten im April das Gebiet der künftigen Stadt; es waren insgesamt acht Familien, die sich gemeinsam auf den Weg gemacht hatten (J. H. Bergfeld, Jos. Böckmann, J. H. Brümmer, G. H. Niemann, Jos. Ostendorf, J. B. Tebbe, J. H. Uptmor, H. Vormoor). Nur einer von ihnen, Heinrich Vormor, besaß Pferd und Wagen, alle anderen kamen zu Fuß. Heinrich Vormor wanderte zu Anfang der 30er Jahre mit seinen Eltern Joseph Vormor und Angela, geb. Busse von Welpen nach Amerika aus. Zu den ersten Siedlern gehörte auch Johann Heinrich Uptmor, der 1837 mit seiner Familie, seiner Mutter und seiner Schwester Maria Anna seinen Brüdern nach Amerika gefolgt war. Er war der erste Hausbesitzer im heutigen Teutopolis.

Clemens Uptmor und Johann F. Waschefort, die beiden eigentlichen Gründer der Stadt, heirateten beide noch im Herbst 1839 in Cincinnati, bevor sie nach Teutopolis aufbrachen.

Clemens Uptmor reiste noch im Winter 1839 mit seiner Frau, seinen Brüdern Hermann Heinrich und Clemens Vahling sowie deren Familien zu ihrer neuen Heimat. Sie erreichten ihr Ziel kurz vor Weihnachten, am 21. Dezember 1839. Da schon viel Schnee gefallen war und sich kein anderer Unterschlupf fand, trieben sie die Schafe aus einem Stall, auf den sie zufällig stießen, und wohnten hier für die ersten Tage. Am Tag nach der Ankunft begannen sie dann mit dem Bau eines Blockhauses für Clemens Vahling in dem die drei Familien dann gemeinsam wohnten, bis jede ein eigenes Heim besaß.

Zu Anfang bestanden die Häuser gewöhnlich aus einem einzigen Raum, Türen und Fenster mußten nachts zum Schutz vor wilden Tieren fest verriegelt werden. Überhaupt mußten die ersten Ansiedler große Strapazen ausstehen und außerordentliche Entbehrungen durchmachen. Im Wald mußten mühsam Bäume gefällt und der Boden urbar gemacht werden. In die Blockhütten, die man bewohnte, drangen Regen, Wind und Kälte ein, da sich am ganzen Bau kein Nagel befand. Sie wurden mit Brettern bedeckt, auf die man schwere Stücke Holz legte, die Öffnungen zwischen den Baumstämmen wurden mit Erde ausgefüllt. Schon vornehmer war es, das Blockhaus außen mit Brettern zu beschlagen, aber diese Bretter mußten erst von Hand geschnitten werden. Glasfenster waren ein unbekannter Luxus, manche Hütten besaßen nicht einmal Fensterlöcher, Lampen kannte man kaum, sie wurden von offenem Feuer oder brennenden Spänen ersetzt. Später

---



*Blockhütte von Clemens Vahling. Errichtet im Dez. 1839, um 1900.*

gebrauchte man Schweinefett mit einem Docht, doch diese Lampen wurden tagsüber oft von Katzen gefressen; es kam sogar vor, daß eine Katze mit der brennenden Lampe davonrannte. Die wenigen Straßen waren unwegsam, die Gegend teilweise sumpfig; nachts hörte man die Wölfe um das Haus herumheulen, und die Prärie wimmelte von Klapperschlangen.

Pferde und Wagen waren schwer zu erlangen, daher sägte man Scheiben von großen Baumstämmen ab, bohrte ein Loch hinein, befestigte diese Räder an primitiven Achsen und hatte bald einen Wagen fertig. Das Quietschen dieser Wagen konnte man allerdings schon von weitem hören, denn man hatte nicht einmal Wagenschmiere. Anfangs wurden Wagen und Pflug meist von Ochsen gezogen, später auch von einem Pferd und einem Ochsen zusammen.

Die Nahrung war ebenfalls höchst einfach. Geld war rar, und selbst für Geld konnte man kaum das Nötigste kaufen. Nur an Fleisch fehlte es nicht, man brauchte nicht weit gehen, um ein Stück Wild zu schießen. Oft sah man Rudel von 20 bis 40 Stück Rehwild nahe bei den Häusern. Mehl war anfangs gar nicht zu haben; eine Zeitlang war die nächste Mühle 23 Meilen

---

(= ca. 37 km) entfernt, so daß man das Korn auf einer gewöhnlichen Reibe, zwischen zwei Steinen oder mit einem Hammer zerrieb. Kaffee, Zucker, Gewürze usw. mußte man von St. Louis holen (104 Meilen entfernt), dort war auch der nächste Markt für eigene Produkte.

Kleider und Schuhe waren ebenso schwer zu erhalten, die gewöhnliche Fußbekleidung waren Holzschuhe.

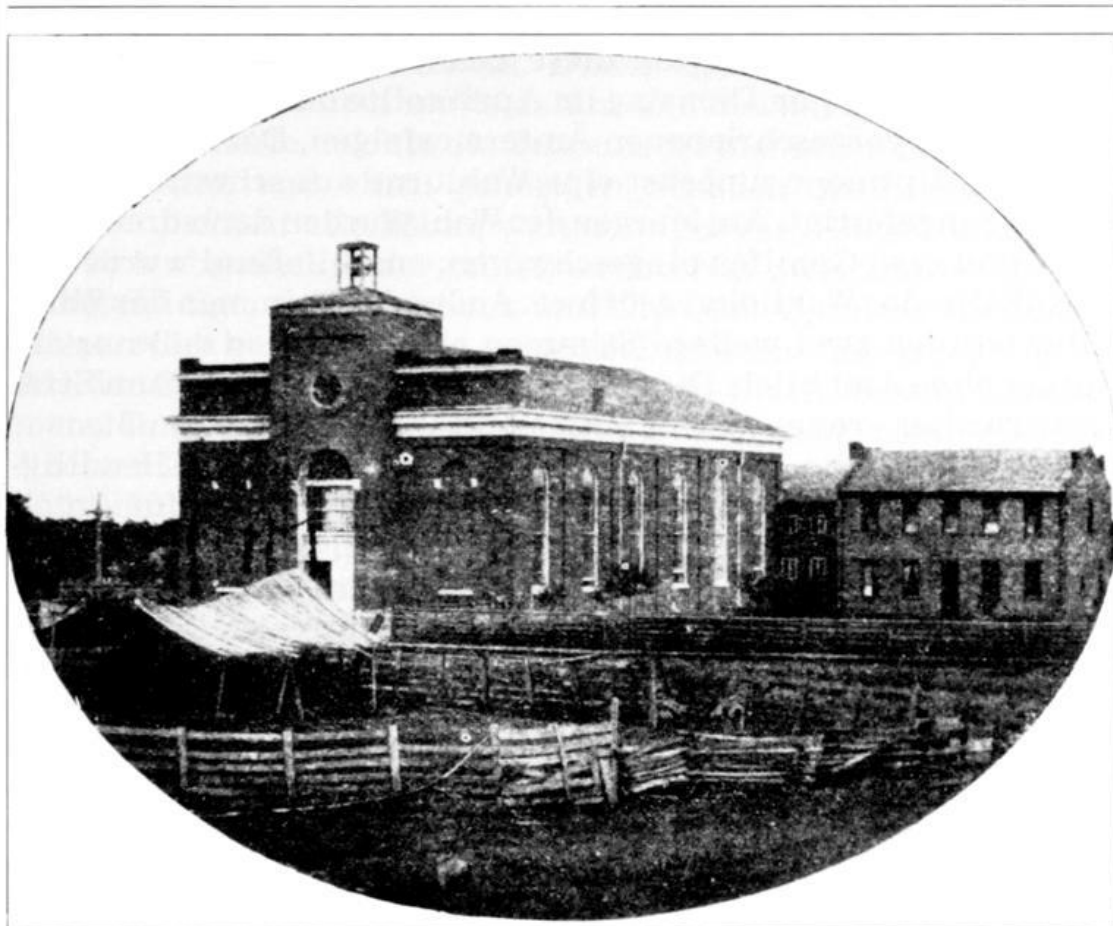
Da in der ersten Zeit alle, auch Frauen und Kinder, im Feld schaffen mußten und man sich nicht die Zeit nahm, Brunnen zu graben, mußte man im Sommer öfter mit Wasser aus schmutzigen Lachen vorlieb nehmen und dieses grüne Wasser zum Teil noch ein bis zwei Meilen holen. So konnten Fieber und andere Krankheiten nicht ausbleiben; zuweilen lagen ganze Familien darnieder. In den ersten Jahren brach fast regelmäßig Cholera aus, der stets eine Reihe von Siedlern zum Opfer fielen, besonders in den heißen, schwülen Sommermonaten Juli und August. Ein Mittel gegen das Fieber kannte man nicht, bis endlich ein Amerikaner den Siedlern eine dort vorkommende Pflanze mit roten Blättern zeigte, deren Wurzeln das Fieber brachen (Sassafras-Tee). Später verschlang man großen Dosen Chinin, um sich vor dem Fieber zu schützen; die Lage wurde jedoch erst besser, als das Land mehr bebaut und durch Gräben entwässert wurde.

Zudem hielten sich in der Gegend noch Indianer auf, als die ersten Siedler eintrafen. Man stand sich zwar mißtrauisch gegenüber, aber es kam zu keinen wesentlichen Konflikten, außer daß gelegentlich ein Schwein oder einige Hühner verschwanden.

Seit 1840 trafen nach und nach die meisten Gesellschaftsmitglieder ein und nahmen ihr Land in Besitz. Einige waren zwar schon gestorben, bevor dies geschehen konnte, es traten jedoch auch jetzt noch viele der Gesellschaft bei oder kauften Land vom Staat und siedelten in der Nähe von Teutopolis. In späteren Jahren, etwa ab der Mitte der vierziger Jahre, als die Hauptauswanderungswelle von Deutschland nach Amerika herüberschwappte, kamen auch viele Auswanderer aus dem Oldenburger Münsterland direkt aus Deutschland nach Teutopolis und ließen sich hier oder in der Umgebung nieder, weil sie bereits Verwandte oder Bekannte in der Stadt hatten. Darauf ist es zurückzuführen, daß nicht nur Teutopolis fast rein deutsch besiedelt war, sondern auch die Bewohner der Orte in der Umgebung zum größten Teil deutschstämmig waren und es auch heute noch sind.

Bereits im Frühjahr 1840 machten sich die Siedler daran, eine Kirche zu errichten, die allerdings den Umständen entsprechend nur

---



*St. Franziskus Kirche in Teutopolis anno 1862.*

ein sehr schlichtes Gebäude darstellte und kaum als solche zu erkennen war. Als eine Frau Hölscher später, von St. Louis kommend, nach fast zweiwöchiger Reise in Teutopolis eintraf, bemerkte sie ein eigenartiges Gebäude an der Hauptstraße und fragte: „Wat för en Stall is dat dann?“ Die Antwort darauf lautete: „Dat is use Kärke!“

Um die gleiche Zeit wurde auch die erste Schule errichtet, sie wurde jedoch 1840 erst von vier bis sechs Schülern besucht.

Ebenso begannen die Brüder Uptmor mit dem Bau einer Windmühle; diese konnte aber erst am 4. Juli 1845 ihre Arbeit aufnehmen, außerdem war sie ziemlich schwerfällig und der Wind mußte relativ stark wehen, um sie in Bewegung zu setzen. 1882 wurde eine neue Mühle gebaut, die später von Uptmors Schwiegersohn Joseph Siemer geleitet wurde.

Um 1845 gab es erst sieben Häuser im eigentlichen Ort Teutopolis. Da die meisten Siedler praktischerweise ihre Häuser auf ihrem Land errichteten, wuchs der Ort nur sehr langsam. Trotzdem



---

erlangten die Bewohner um diese Zeit die Gemeinderechte für ihren Ort. Am ersten Dienstag im April sollte daraufhin die Wahl zu den sechs vorgeschriebenen Ämtern erfolgen. Dazu wurde von Elisabeth Uptmoor zunächst eine Wahlurne aus schwarzem Walnußholz angefertigt. Am Morgen der Wahl wurden dann drei Wahlleiter und zwei Gehilfen eingeschworen, anschließend wurde von 7 bis 18 Uhr das Wahllokal geöffnet. Außer den Stimmen der Wahlleiter wurden zwei weitere Stimmen abgegeben, so daß nur ein Bürger ohne Amt blieb. Dieser wurde jedoch umgehend zum Straßenverwalter ernannt, so daß niemand leer ausgehen mußte.

Der erste offizielle Akt nach der Einschwörung war die Bewilligung einer Lizenz zur Einrichtung einer Gastwirtschaft für Anton Rabe, der dafür 25 Dollar zu entrichten hatte.

Die nächste wichtige Aufgabe bestand darin, eine Flagge, das Sternenbanner, zu beschaffen, das man an den Feiertagen über der patriotischen „dütsken Staadt“ flattern lassen konnte, wie es sich für gute Amerikaner gehörte. In kurzer Zeit war genug Geld gesammelt, und solche, die dafür kein Geld geben konnten, boten an, umsonst zu arbeiten. So konnte bald das nötige Material eingekauft werden, und die Schneider Prümmer, Horn und Meyer und einige Frauen begannen mit der Arbeit. Die Streifen waren jeweils 28 Fuß (etwa 9 Meter) lang, und eine Frau benötigte fast zwei Tage, um jeweils zwei Streifen zusammenzunähen. Die Schneider nähten die Sterne auf, einen großen blauen in der Mitte und 26 kleinere drum herum, Symbole für die 27 Staaten, die zu der Zeit die Vereinigten Staaten ausmachten.

Als das Banner dann endlich fertig war, marschierte man mit ihm durch die Stadt zu Krögers Taverne, wo es seine erste Taufe erhielt, und die Menge trank auf ihr eigenes und das Wohl der Flagge. Die nächste Haltestelle war Rabes Kneipe, wo die Flagge ihre zweite Taufe erhielt. Als man diese Kneipe verließ, intonierte man bereits auf dem Akkordeon „Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus; Straße, wie wunderbar siehst du mir aus?“. In Jacob Fülles Taverne als letzter Station wurde dann schließlich das „Te Deum“ gesungen. Anschließend wurde unter der Leitung von Clem. Uptmor ein 140 Fuß (etwa 45 Meter) hoher Mast aufgestellt, und das Sternenbanner wurde unter großem Beifall das erste Mal gehißt.

Doch es gab auch Rückschläge für die junge Stadt. Im Februar 1848 machten die Siedler erstmals Bekanntschaft mit einem Tornado, jenen für den amerikanischen Mittelwesten typischen Wirbelstürmen, die meist nur wenige Minuten dauern, aber eine ungeheure

---

---

Zerstörungskraft entwickeln. Dieser Sturm brauste am späten Nachmittag über Teutopolis dahin, und obwohl er nur etwa fünf Minuten dauerte, reichte die Zeit, um die Menschen in Todesangst zu versetzen und einen gehörigen Schaden anzurichten; viele Bäume und fast alle Zäune waren umgeweht, Häuser und Ställe vielfach abgedeckt oder schiefgeweht. Nur zwei Häuser blieben unbeschädigt, das Pfarrhaus und Clemens Uptmors Wohnhaus. Dieser wäre bei dem Sturm jedoch beinahe ums Leben gekommen. Als der Orkan so plötzlich und heftig losbrach, befand sich Clemens Uptmor gerade im Garten, und da er nicht mehr ins Haus flüchten konnte, hielt er sich an einem Apfelbaum fest. Als er sich nicht länger auf den Füßen halten konnte, legte er sich flach auf den Boden und hielt sich am Stamm fest. Trotzdem wurde er vom Wind in die Höhe gehoben. Das Dach eines nahen Stalles flog über seinem Kopf hinweg und Baumstämme trieb der Wind wie dünne Rohrstöcke über ihn dahin, zum Glück jedoch, ohne ihn zu verletzen. Jacob Fülle und Franz Stumborg hatten weniger Glück, sie wurden von umstürzenden Bäumen schwer verletzt, die übrigen kamen mit dem Schrecken davon.

Die Kirche war bis zum Altar abgedeckt, der Turm war eingestürzt, aber die heiligen Gefäße blieben unbeschädigt und das Kruzifix stand noch auf dem Altar, als wäre nichts geschehen.

Da die meisten Gebäude in Teutopolis recht einfach gebaut waren, konnten die entstandenen Schäden relativ leicht behoben werden. Im Oktober 1857 wurde die Stadt durch ein relativ starkes Erdbeben heimgesucht, das ebenfalls einigen Schaden anrichtete.

Im selben Jahr wurde eines der wesentlichen Ereignisse der künftigen Geschichte von Teutopolis eingeleitet, als der erste Bischof von Alton, Illinois, Heinrich Damian Juncker, eine Reise nach Rom antrat. Er wollte um die Entsendung von Priestern in seine Diözese bitten, die gerade neu eingerichtet worden war und etwa 50.000 Gläubige umfaßte, 63 Kirchen besaß, davon fünf noch im Bau, aber nur 28 Priester.

Auf dem Heimweg kam Bischof Juncker nach Paderborn, wo er den Bischof Konrad Martin und den Provinzial der sächsischen Franziskanerprovinz, Pater Gregorius Janknecht, aufsuchte und um die Entsendung von Ordensbrüdern für seinen amerikanischen Sprengel bat.

Nachdem Rom diesen Plänen zugestimmt hatte, wurden drei Patres und sechs Laienbrüder für die neue Mission ausgewählt, die im August 1858 vom Kloster Warendorf nach Amerika aufbrachen. Bereits im September erreichten sie New York. Hier legten sie ihre

---

---

Ordenskleidung ab, um kein unnötiges Aufsehen zu erregen, und reisten mit dem Zug weiter nach Alton, wo sie den Bischof aufsuchten. Dessen Sekretär führte die Mönche am 23. September 1858 in Teutopolis ein, wo ihr künftiger Wirkungskreis sein sollte. Sie wohnten zunächst im Pfarrhaus, bis kurz vor Weihnachten die ersten Gebäude des neuen Klosters errichtet worden waren. Diese waren zunächst, wie alle anderen Gebäude auch, einfache Blockhütten ohne viel Komfort; geschlafen wurde zum Teil auf Strohsäcken. Ende Oktober 1858 übernahmen die Franziskaner offiziell die Seelsorge in Teutopolis. Bereits in der ersten Zeit ihres Wirkens sorgten sie vornehmlich für den weiteren Ausbau und die Ausschmückung der Kirche; so wurden unter anderem neue Altäre angeschafft.

Die erste Kirche von Teutopolis war bereits zehn Jahre nach ihrer Errichtung zu klein geworden, da zu der Zeit noch alle Katholiken des Effingham County, besonders aus Effingham, Green Creek, Bishop Creek und einigen anderen Orten, die einen hohen Anteil an Katholiken, aber keine eigene Kirche besaßen, von Teutopolis aus versorgt wurden. So wurde bereits Ende der vierziger Jahre der Bau einer größeren Kirche dringend notwendig. Die Frage nach dem Platz für die zu errichtende Kirche verursachte zunächst erhebliche Meinungsverschiedenheiten in der Gemeinde, da einige Bewohner sie an der Stelle der alten Kirche, die etwas außerhalb des Ortes lag, sehen wollten, andere sie jedoch in die Ortsmitte verlegen wollten. Schließlich setzte sich doch die letztere Gruppe durch, besonders auf Betreiben Johan Ferdinand Wascheforts, der der Kirche bereits mehrere Stiftungen hatte zukommen lassen und dafür verlangte – und schließlich auch erreichte –, daß die neue Kirche in der Mitte der Stadt, gegenüber seinem eigenen Wohnhaus, errichtet werden sollte. So wurde am 20. Juli 1851 der Grundstein für die neue Kirche gelegt, im März 1853 wurde der Rohbau fertiggestellt und die erste Messe in der neuen Kirche gehalten. Da jedoch die Aufbringung der weiter benötigten Gelder Schwierigkeiten verursachte, ging der weitere Ausbau zunächst nur stockend vor sich. Endgültig fertiggestellt wurde das Gebäude erst unter den Franziskanern. Sie waren es auch, die die Kirche dem hl. Franziskus von Assisi als Patron weihten, obwohl die alte Kirche Sankt Petrus geweiht worden war. Die Niederlassung der Franziskaner wirkte sich für die Stadt Teutopolis besonders segensreich aus. Bereits 1861 begannen sie mit der Errichtung eines College-Gebäudes, einer Oberschule zur Knaben- und auch Priesterausbildung; im September 1862 begann

---



*St. Franziskus-Kirche in  
Teutopolis um 1925.*



*Die St. Franziskus-Kirche zu  
Teutopolis bis 1901.*

das erste Schuljahr.

Im gleichen Jahr wurde in Teutopolis von den „armen Schulschwestern Unserer Lieben Frau“ ein Nonnenkloster gegründet, dem eine Mädchenschule angeschlossen wurde.

In den Gemeinden der Umgebung sorgten die Franziskaner für die Errichtung von neuen Kirchen, soweit dort genügend Katholiken ansässig waren; meistens übernahmen sie an diesen Kirchen auch die Seelsorge, zum Teil über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten. Daneben wurden bis 1877 18 Klöster gegründet, die zunächst als Kommissariat der sächsischen Franziskanerprovinz vom Hl. Kreuze dem Provinzial in Paderborn unterstanden, bis sie 1879 — die Zahl der Patres war inzwischen auf fast 400 angestiegen — durch Papst Leo XIII als Provinz des Hl. Herzens Jesu dem neuernannten Provinzial in Teutopolis unterstellt wurden. Dieser verlegte seine Residenz schon kurze Zeit später nach St. Louis.

Die Siedler in Teutopolis und Umgebung zeichneten sich nicht nur durch ihre gemeinsame Herkunft aus. Ebenso stark, wenn nicht sogar mehr wirkte sich der gemeinsame Glaube als verbindendes Element aus; in der Regel wurden die ersten Kirchen eher errichtet als feste Wohnhäuser. Die Katholiken sahen sich in Amerika als Minderheit nicht selten einer mehr oder weniger offen gezeigten



---

feindseligen Haltung anderer Siedler ausgesetzt, so daß sie sich meistens in größeren geschlossenen Gruppen ansiedelten. So nimmt es nicht wunder, daß sich im Teutopolis benachbarten Ort Island Grove eine Siedlung bildete, deren Bewohner überwiegend aus dem Elsass und dem angrenzenden Baden stammten. Bis zur Errichtung einer eigenen Kirche im Jahr 1874 wurden auch sie von Teutopolis seelsorgerisch versorgt. Der Grund für die Entstehung dieses Ortes in der Umgebung mehrerer norddeutscher Siedlungen ist wohl weniger in der gemeinsamen Herkunft aus Deutschland, als vielmehr im gemeinsamen Glauben zu suchen. Auch die Anwesenheit etlicher irischer Siedler wird vor diesem Hintergrund mehr als verständlich.

Im Herbst 1867 ereignete sich in Teutopolis jene Episode, die später noch lange in weitem Umkreis zur Belustigung der Bevölkerung beitrug — der sogenannte „Dutchtown War“.

Zur besagten Zeit machten die Siedler gute Fortschritte mit ihrem Kirchenbau, zu jener Zeit eine der kostspieligsten im südlichen Illinois; es war gerade eine neue Orgel für die Kirche beschafft worden. Diese war in mehreren Kisten verpackt mit der Eisenbahn nach Effingham versandt worden, von dort sollten sie per Wagen nach Teutopolis gebracht werden. Zu jener Zeit nun hatte sich in den Vereinigten Staaten eine Bewegung ausgebreitet, die dem Motto folgte: „Amerika den Amerikanern!“, wobei man unter einem Amerikaner Menschen verstand, die weiß, Protestanten und im Lande geboren waren. Diese Bewegung stand allen Ausländern bzw. im Ausland geborenen Bürgern, besonders Katholiken, mißtrauisch und ablehnend gegenüber.

Die bereits erwähnten Kisten mit den Bauteilen der Kirchenorgel müssen nun im Effingham einem Mitglied dieser Bewegung aufgefallen sein, denn bereits kurz nach deren Eintreffen ging das Gerücht um, daß die Deutschen Waffen einschmuggelten. Wie es häufig mit Gerüchten geht, verbreitete es sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, vergrößerte sich bei jeder Wiederholung, bis schließlich behauptet wurde, die Deutschen ständen im Begriff, sich zu erheben und alle Amerikaner niederzumetzeln. Die Masse des Volkes schenkte diesen abstrusen Geschichten keine besondere Aufmerksamkeit, aber wie immer gab es doch einige, die glaubten, daraufhin tätig werden zu müssen. So erging insgeheim der Aufruf: „Zu den Waffen!“, und Kriegswolken zogen sich über Effingham zusammen. Die Patrioten versammelten sich außerhalb der Stadt, um eine Armee zu organisieren, Teutopolis anzugreifen und den drohenden Aufstand der Deutschen niederzu-

---

---

schlagen. Zunächst schlugen sie ein Lager auf und schickten Kundschafter, um die Lage in Teutopolis auszuspionieren.

Ohne die geringste Ahnung dieses drohenden Unheils ging dort inzwischen alles seinen gewohnten Gang. In klappernden Holzschuhen gingen die Teutopolitaner ihren üblichen Beschäftigungen nach, ohne zu ahnen, was sich über ihren Häuptern zusammenzubrauen begann. Die Kundschafter trafen also in der Stadt ein und sahen sich um, aber siehe da, zu ihrer Verwunderung herrschte Frieden und Eintracht. Also begaben sie sich zunächst zum Küster und wünschten, die Kirche in Augenschein zu nehmen. Dieser zeigte ihnen bereitwillig alles, führte sie in die Sakristei, hinter den Altar und auf die Orgelbühne. Darauf fragten die Fremden, ob nicht ein Keller vorhanden sei; die Antwort war wahrheitsgemäß: „Nein!“ „Aber was ist denn in den Kisten dort in der Ecke?“ — „Das ist unsere neue Orgel, die eben angekommen ist!“. Der Küster hob einige Deckel ab und ließ die Besucher selbst sehen. Daraufhin entfernte sich die Gesellschaft umgehend, ohne weitere Fragen zu stellen, und kehrte eiligst zu ihrer Truppe zurück: Der Krieg sei zu Ende; in Dutchtown herrschte Frieden und Eintracht, die angeblichen Waffen seien nur Orgelpfeifen und die beabsichtigte Niedermetzlung der Amerikaner nur ein Mißverständnis.

Die Heldenschar atmete erleichtert auf, das Lager wurde abgebrochen, und damit war der Krieg beendet, bevor er eigentlich begonnen hatte.

Die eigentlichen Hauptbeteiligten dieser Episode, die deutschen Siedler, erfuhren erst viel später von all diesen Ereignissen und welche Bewandnis es mit dem Besuch ihrer Kirche gehabt habe. Die Anzahl der Teilnehmer dieses glorreichen Krieges ließ sich später nicht mehr feststellen, da es unmöglich war, irgendjemanden zu finden, der eingestanden hätte, zu diesen Helden zu gehören.

Die junge Kolonie entwickelte sich nach Anfangsschwierigkeiten sehr gut. Da jedoch dem raschen Bevölkerungswachstum der Gemeinde eine nur begrenzte Ausbaufähigkeit gegenüberstand, stieß die Siedlungstätigkeit bald auf ihre Grenzen. Bereits für die erste in Amerika geborene Generation gab es, bedingt durch hohen Kinderreichtum, kaum noch Möglichkeiten, sich in der Nähe eine eigene Existenz aufzubauen.

So kam es im Dezember 1885 zur Gründung der „Washington Colonization Company“, die sich mit dem Plan zur Ansiedlung in dem damals noch wenig besiedelten Nordwesten der USA befaßte. Man

---





---

erkundigte sich zunächst einmal schriftlich nach den Möglichkeiten für Neusiedler, die Antwortschreiben aus den Staaten Washington und Idaho beschrieben das Land als wahres Kanaan, in dem Milch und Honig fließen. Daraufhin machte sich, wie es fast fünfzig Jahre früher bereits einmal geschah, eine Abordnung auf, um das Land selbst zu besichtigen. Diesmal hatten es die Männer jedoch wesentlich einfacher als die Gründer von Teutopolis: Sie konnten sich die Eisenbahn zu Nutze machen. Bereits im Jahre 1886 trafen sie in Moscow, Idaho, ein und suchten Land aus für eine Kolonie von Siedlern aus Teutopolis, Green Creek und Bishop Creek. Ende September verließen bereits neun Familien und einige junge Männer, insgesamt 47 Personen, ihre Heimat in Illinois, um zu der neuen Kolonie bei Moscow aufzubrechen. Bis um die Jahrhundertwende sollten ihnen noch viele andere folgen, die ebenfalls gutes Farmland suchten, das noch frei war. So wurden später südöstlich von Moscow die Orte Cottonwood und Greencreek gegründet, die zum großen Teil von Siedlern aus der Gegend um Teutopolis besiedelt wurden.

Teutopolis selbst zählte um 1900 etwa 500 Einwohner; bis heute stieg ihre Zahl auf etwa 1400 an. Diese Zahlen scheinen den Ort kaum zu berechtigen, sich als Stadt zu bezeichnen — trotzdem hatten bereits vor der Jahrhundertwende alle Errungenschaften der damaligen Technik wie Eisenbahn, Anschluß an das Telegraphennetz, Elektrizität und Straßenbeleuchtung, wie sie in Europa kaum in den Großstädten zu finden waren, ihren Einzug in jene Kleinstadt des amerikanischen Mittelwestens gehalten — Indizien, die auf die fortschrittliche Haltung der Bewohner schließen lassen.

Die Bewohner der Stadt Teutopolis sind auch heute noch fast rein Südoldenburger Abstammung, sie haben jedoch im Laufe der Zeit viel von ihrer deutschen Kultur verloren, vor allem die Sprache. So ist es wohl bezeichnend, daß die örtliche Zeitung — die seit 1898 herausgegebene „Teutopolis Press“ — von Anfang an in englischer Sprache erschien. Zur Ehrenrettung der deutschen Auswanderer sei jedoch angemerkt, daß es bereits vorher eine deutschsprachige Zeitung im größeren Nachbarort Effingham, dem Sitz der regionalen Verwaltung, gab, das „Effingham Volksblatt“. Diese Wochenzeitung war bereits im Jahre 1878 von einem gewissen Albert Gravenhorst gegründet worden und wurde später von dessen Sohn fortgeführt. Nach eigener Angabe war sie die einzige deutsche Zeitung in einem Radius von 75 Meilen und versorgte hier die deutschstämmige Bevölkerung mit Informationen. Die letzten Ausgaben

---



---

erschieden im Jahre 1916, als sich die Zeichen der Zeit immer stärker gegen alles Deutsche wandten und sich sogar die Deutschen selbst mehr und mehr von den Sitten und Gebräuchen ihrer alten Heimat zu distanzieren begannen. Während bis zum ersten Weltkrieg das Plattdeutsche die übliche Umgangssprache der Bewohner von Teutopolis darstellte, gewann das Englische nach dem Kriege mehr und mehr an Boden, bedingt durch verschiedene Faktoren. In den ersten Jahrzehnten nach der Gründung der Kolonie kam es teilweise schon zu Schwierigkeiten in Kirche und Schule, wenn Pfarrer oder Lehrer in die Stadt versetzt wurden, die kein Deutsch verstanden und sich deshalb ohne Dolmetscher kaum verständigen konnten. Auch als später die eigentliche Auswanderergeneration, die noch in Deutschland geboren war, allmählich aussterben begann, erhielt sich die plattdeutsche Sprache. Erst als man im ersten Weltkrieg in den USA begann, an der Loyalität all derjenigen zu zweifeln, die deutscher Abkunft waren, begann sich die Situation allmählich zu wandeln. Um ihre patriotischen Gefühle zu zeigen, wurde in Teutopolis alles Deutsche von den Bewohnern immer mehr zurückgedrängt: Das Englische wurde Schulsprache und begann sich allmählich auch im Alltag durchzusetzen. In der älteren Generation wurde zwar noch untereinander plattdeutsch gesprochen, aber die Kinder wuchsen englischsprachig auf. Hinzu kamen die in dieser Zeit sich ausbreitenden Massenmedien, vor allem das Radio, die die noch im 19. Jahrhundert vorhandene kleinräumige Kulturvielfalt der Vereinigten Staaten aufzulösen begannen und zum amerikanischen Einheitsstaat mit seinem typischen Way of Life wesentlich beitrugen. In diesem Klima verlor auch die plattdeutsche Kolonie Teutopolis ihr typisches Gepränge und paßte sich mehr oder weniger an den Rest der USA an. Diese Entwicklung einer ursprünglich rein deutschen Siedlung veranlaßte im Jahre 1939 einen namhaften Heimatforscher des Oldenburger Münsterlandes, der sich u.a. mit der Frage befaßte, „inwieweit sich manche Bürger von Teutopolis noch innerlich mit dem (derzeitigen) deutschen Volkstum und dem deutschen Volk im Reich verbunden fühlen“, zu der Feststellung, „daß die Vereinigten Staaten wie kein anderer Teil der Erde ein Massengrab deutschen Volkstums geworden sind!“

Hierbei ist jedoch anzumerken, daß gerade der Nationalsozialismus zu einem zweiten und diesmal wohl endgültigen Bruch zwischen den Bewohnern von Teutopolis und ihrer deutschen Herkunft erheblich beigetragen hat.

Die deutsche Herkunft trat als verbindendes Element mehr und

---



*Teutopolis 1985, Hauptstraße.*

mehr in den Hintergrund, an ihre Stelle trat jedoch als bindender Faktor die allen gemeinsame katholische Religion, so daß das Zusammengehörigkeitsgefühl — wenn auch auf anderer Ebene — erhalten blieb. Trotzdem handelt es sich hier auch heute nicht um eine typische amerikanische Kleinstadt, wie die folgenden Ausschnitte aus einem Buch über die Geschichte des Effingham County vom Jahre 1975 zeigen: „Teutopolis ist einzigartig, nicht allein, weil fast alle Bewohner der Gemeinde von deutscher Abkunft, sondern auch römisch-katholischen Glaubens sind. Teutopolis ist bekannt als Zentrum des katholischen Glaubens, nicht nur in der Umgebung, sondern in der ganzen Nation. Die Franziskaner errichteten hier ihr erstes Kloster und ihre erste Schule, sie begannen von hier aus, in einem Radius von über hundert Meilen katholische Gemeinden und Kirchen zu gründen und zu versorgen, von denen einige heute Teutopolis weit überflügelt haben . . . Die Stadt Teutopolis ist älter als die meisten Orte der Umgebung. Ein weiterer Unterschied liegt darin, daß die meisten Nachkommen der ersten Siedler im County blieben; in deren Familien wurde meist untereinander geheiratet, so daß heute fast jede Familie in irgendeiner Weise mit allen anderen verwandt ist. Teutopolis stellt ebenso eine Ausnahme dar, weil es im Verhältnis zur Bevölkerung wohlhabender ist als alle anderen Gemeinden, viele Fami-

---

lien sind vermögend geworden, in Landwirtschaft und Industrie; die ‚Siemer Milling Company‘ ist die größte ihrer Art im ganzen County, der ‚Weber Hardware Store‘ ist der größte im südlichen Illinois, die Farmen sind unter den besten und ertragreichsten im Effingham County: Das Land, das ursprünglich für 1,25 Dollar pro Acre gekauft wurde, könnte heute ohne weiteres für den dreihundertfachen Betrag verkauft werden.“

Zum Schluß dieses Artikels, der an einem praktischen Beispiel einen kurzen Einblick in die Geschichte der Auswanderung des Süddoldenburger Raumes geben sollte, sollen hier nun noch einige Namen von Familien aufgezählt werden, die auch heute noch in Teutopolis geläufig und sicher mit Familien gleichen Namens aus dem hiesigen Raum weitläufig verwandt sind: Althoff, Barlage, Beckmann, Bergfeld, Bloemer, Broeringmeyer, Brümmer, Buenemeyer, Brumleve, Busse, Clausing, Deters, Dasenbrock, Doedtmann, Eggermann, Enneking, Frilling, Gier, Gruenloh, Gravenhorst, Hawickhorst, Holtvogt, Holthaus, Hoene, Hemmen, Hartke, Hoedebeck, Habing, Heuermann, Jansen, Kenter, Kreke, Kröger, Kruse, Landwehr, Lueken, Macke, Mette, Niemann, Niemeyer, Nuxoll, Ostendorf, Overbeck, Quatmann, Ruholl, Riesenbeck, Riemann, Rolfes, Schumacher, Sudbeck, Südkamp, Schleper, Siemer, Schönhof, Schuette, Suter, Stumborg, Thoele, Tappehorn, Tegenkamp, Tebbe, Unkraut, Uptmor, Uhlhorn, Vahling, Vonderheide, Vormor, Weber, Westendorf, Wichelmann, Wilkenborg, Wente, Wegmann, Wernsing, Wilke, Zerrusen (= Zerhusen), Zumbahlen.

**Quellen:**

- P. Casimir Hueppe OFM: Beiträge zur Geschichte von Teutopolis und Umgebung.  
St. Louis, Mo. 1902  
Eugene Hagedorn OFM: Historical Sketch of the Village of Teutopolis and of St.  
Francis Parish, o. O. 1926 (Nachdruck Effingham 1976)  
Verschiedene Ausgaben des Effingham Volksblatt und der Teutopolis Press  
Peggy Pulliam (Hrsg.): Townships of Effingham County, Illinois, Chicago 1910

## Die Post in Garrel

### 50 Jahre Wählamt

Die Postverbindungen des Oldenburger Landes waren von alters her nicht besonders gut ausgebaut. Die bedeutendste Fernverbindung war die „Flämische Heerstraße“, die von Hamburg über Bremen, Ahlhorn, Cloppenburg, Lönigen und Lingen nach Amsterdam führte und deren Verlauf der heutigen Bundesstraße 213 entspricht.

Auf dieser Strecke verkehrte seit ca. 1650 die Thurn- und Taxische Reit- und Fahrpost, die in Cloppenburg eine Relaisstation (Standort für Pferdewechsel) einrichtete, die auch die umliegenden Orte mit Post versorgte.

Die Regierung in Münster schloß sich durch die Einrichtung einer Reiterpost von Münster nach Lingen an diese Verbindung an.

Die Wege waren zu dieser Zeit in einem schlechten Zustand, weil sich die münstersche Regierung in dieser Beziehung nicht um das Niederstift kümmerte; so war es beschwerlich, von einem Ort zum anderen zu kommen. Auch nach dem Anschluß des Niederstifts an das Herzogtum Oldenburg im Jahre 1803 änderte sich der schlechte Zustand der Wege und somit auch die schwierige Postverbindung nicht. Erst nach der Franzosenzeit richtete die oldenburgische Regierung im Oldenburger Münsterland die „Ordentliche Landbotenpost“ mit eigenen Boten und Postlagern ein, wie sie im Norden des Herzogtums bereits seit 1707 bestand.

Cloppenburg erhielt 1809 eine Postmeisterei, die der Postmeister Hönemann, ein Schwager des Friesoyther Postagenten Bitter, führte. Ab 1820 hatte Garrel Anschluß an die Botenpostverbindung von Cloppenburg nach Friesoythe über Varrelbusch, Garrel und Bösel, die einmal wöchentlich verkehrte.

Ab 1854 fuhr jeden Montag eine Cariolpost diese Strecke, um 10 Uhr kam diese in Cloppenburg an und fuhr um 14.30 Uhr wieder in Richtung Friesoythe ab.

Am 1. Juni 1890 richtete das Postamt Cloppenburg in Garrel eine Posthilfsstelle bei dem Gastwirt Friedrich Thoben ein, die schon 11 Jahre später, am 1. April 1901, in eine Postagentur umgewandelt

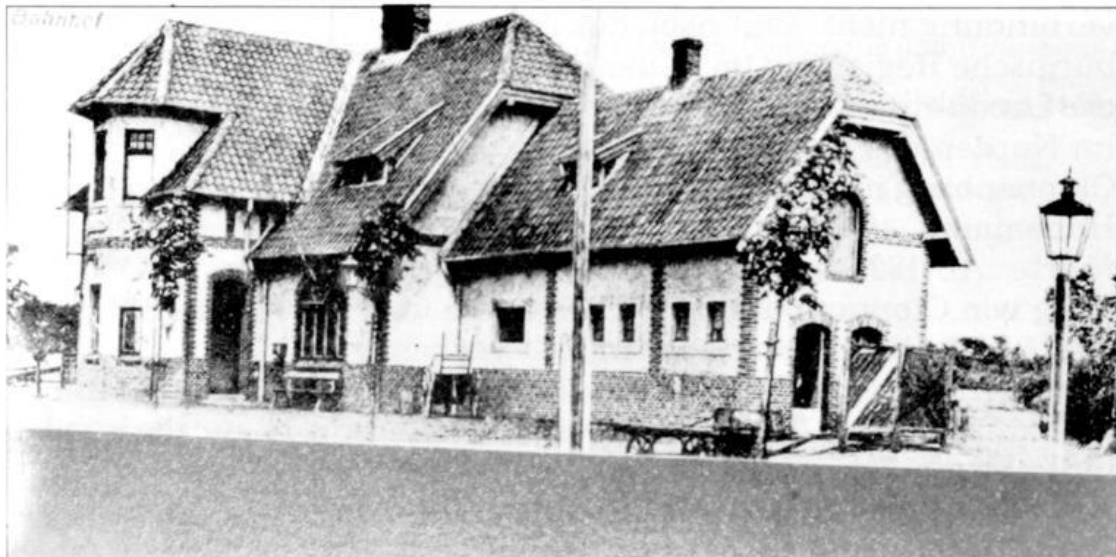
---





*Post Garrel, Haus Thoben 1911.*

wurde, deren erster Postagent Georg Thoben, ein Sohn von Friedrich Thoben, wurde, der diesen Posten bis 1947 innehatte, dann übernahm sein Sohn Wilhelm Thoben die Postgeschäfte bis 1968. Die Zeit der Cariolpost endete mit Einrichtung der Großherzoglichen Eisenbahn, die die Postbeförderung von und nach Garrel übernahm (30. September 1906).



*Postkarre (rechts) am Bahnhof Garrel.*

---

Vom ersten Telefon von Philipp Reis im Jahre 1861 bis zum ersten Telefon in Garrel vergingen über 40 Jahre, die erste Einschaltung ist nicht mehr genau zu datieren, aber im Jahre 1912 waren bereits 7 Anschlüsse vorhanden:

Nr. 1. G. H. Meyer, Nr. 2. J. Oldehus, Nr. 3. O. Witte, Nr. 4. W. Wendeln, Nr. 5. B. Brinkmann, Nr. 6. Eisenbahnstation Garrel und die Postagentur Garrel.

Postagent Thoben hatte es schwer: Er war Postagent (Briefpost), Fräulein vom Amt und auch noch Gastwirt, so daß er oft stöhnte: „Die Welt, die Welt, und die vielen Gespräche!“

Seine Dienstzeit am Klappenschrank war werktags von 8 - 12 Uhr und von 15 - 19 Uhr, sonntags von 8 - 9 Uhr und von 12 - 13 Uhr. 1929 wurde die Dienstzeit am Abend bis 20 Uhr verlängert.

1922 gab es in Garrel 23 Telefonanschlüsse, 1924 waren es 33 und 1931 54.

Am 22. August 1934 stellte die Gemeinde Garrel beim Telegraphenbauamt Osnabrück den Antrag auf Selbstanschluß (Wählamt). Der Antrag lautete wörtlich:

„Die Gemeinde ist an die Herstellung eines Selbstanschlusses äußerst interessiert. Ich bitte, mir mitteilen zu wollen, ob und unter welchen Voraussetzungen, Bedingungen usw. die Herstellung des Selbstanschlusses erfolgen könnte. Vielleicht dürfte es zweckmäßig sein, mal eine örtliche Besprechung anzusetzen.

Willenbrink, Gemeindevorsteher.“

Das Telegraphenbauamt Osnabrück antwortete mit Schreiben vom 30. August 1934:

„An den Gemeindevorstand in Garrel (Oldenburg)

Für die Einführung des Fernsprechselfstanschlußbetriebes in Garrel ist die Bereitstellung eines geeigneten Raumes von etwa 3 x 4 m Grundfläche und 2,50 m Höhe Vorbedingung. Soweit uns bekannt ist, läßt sich ein Raum dieser Größe im Gebäude der Postagentur ohne größere Kosten nicht herrichten. Die Deutsche Reichspost hat vorläufig keine Mittel verfügbar, um Änderungsarbeiten in Privatgebäuden der Postagenten ausführen zu können. Sollten die Teilnehmer des Ortsnetzes Garrel oder die Gemeindeverwaltung die Kosten übernehmen können, so würde sich die Einrichtung eines Selbstanschlusses vielleicht im Rechnungsjahr 1936 ermöglichen lassen. Herr Telegrapheninspektor Lücke in Cloppenburg wird in nächster Zeit in der Angelegenheit mit Ihnen Rücksprache nehmen.“

Die Einrichtung eines Wählamtes ist durch die Verfügung des Reichspostministeriums II 3372-0 am 27. 4. 1936 endgültig genehmigt worden.

---

---

Die technischen Einrichtungen wurden mit 7200 RM, die Anpassung der Sprechstellen mit 2500 RM, neue oberirdische Leitungen mit 2400 RM veranschlagt und die Herrichtung des Raumes kostete ca. 300 RM.

Die Rechnung wies folgende Positionen auf:

Fa. Sandkühler	Osnabrück	Linoleum	41,18 RM
Fa. Johannes	Osnabrück	Einsatzofen	79,00 RM
Fa. Keller	Garrel	Elektroanlage	76,33 RM
Fa. Hackstette	Garrel	Maler	26,00 RM
Fa. Wilken	Garrel	Ofen einbauen	31,50 RM
Fa. Lunte	Garrel	Zementfußboden	20,00 RM
Fa. Goosmann	Garrel	Ofennische einbauen	10,00 RM
Fa. Hackstette	Garrel	Maler	17,50 RM

Die Fa. Mix & Genest AG, Berlin, lieferte die Wählergestelle und der Aufbau konnte am 18. 5. 1937 beginnen, mit eigenen Kräften vom Bautruppp Cloppenburg. Am 10. 6. 1937 waren die Arbeiten abgeschlossen. Das Wählamt wurde am 22. Juli 1937 mit 50 Telefonanschlüssen in Betrieb genommen, eine Erweiterung auf bis zu 80 Anschlüsse war möglich. Zu dieser Zeit wurden 3 Fernleitungen und 56 Ortsleitungen in das Wählamt eingeführt. Das Fernamt bekam die Rufnummer 03.

Damit man nicht in den Wählerraum blicken konnte, mußte der Postagent Thoben Gardinen vor den Fenstern anbringen. Post-schaffner Wulfers wurde wöchentlich 18 Stunden für den „Störungssucherdienst“ eingesetzt. Am 1. 4. 1940 waren in Garrel 73 Telefonanschlüsse in Betrieb, so daß das Wählamt erweitert werden mußte. Zählungen ergaben 61 Telefongespräche am 24. 9. 1934, 55 Gespräche am 25. 9. und 59 Gespräche am 26. 9.

Das Postamt Cloppenburg schrieb dazu:

Da der Ort Garrel mit seiner Umgebung sich in den letzten Jahren wirtschaftlich stark entwickelt hat, und diese Entwicklung noch durch ein in der Nähe ausgeführtes Großbauvorhaben für die Landesverteidigung begünstigt wird, muß das Wählamt erweitert werden.

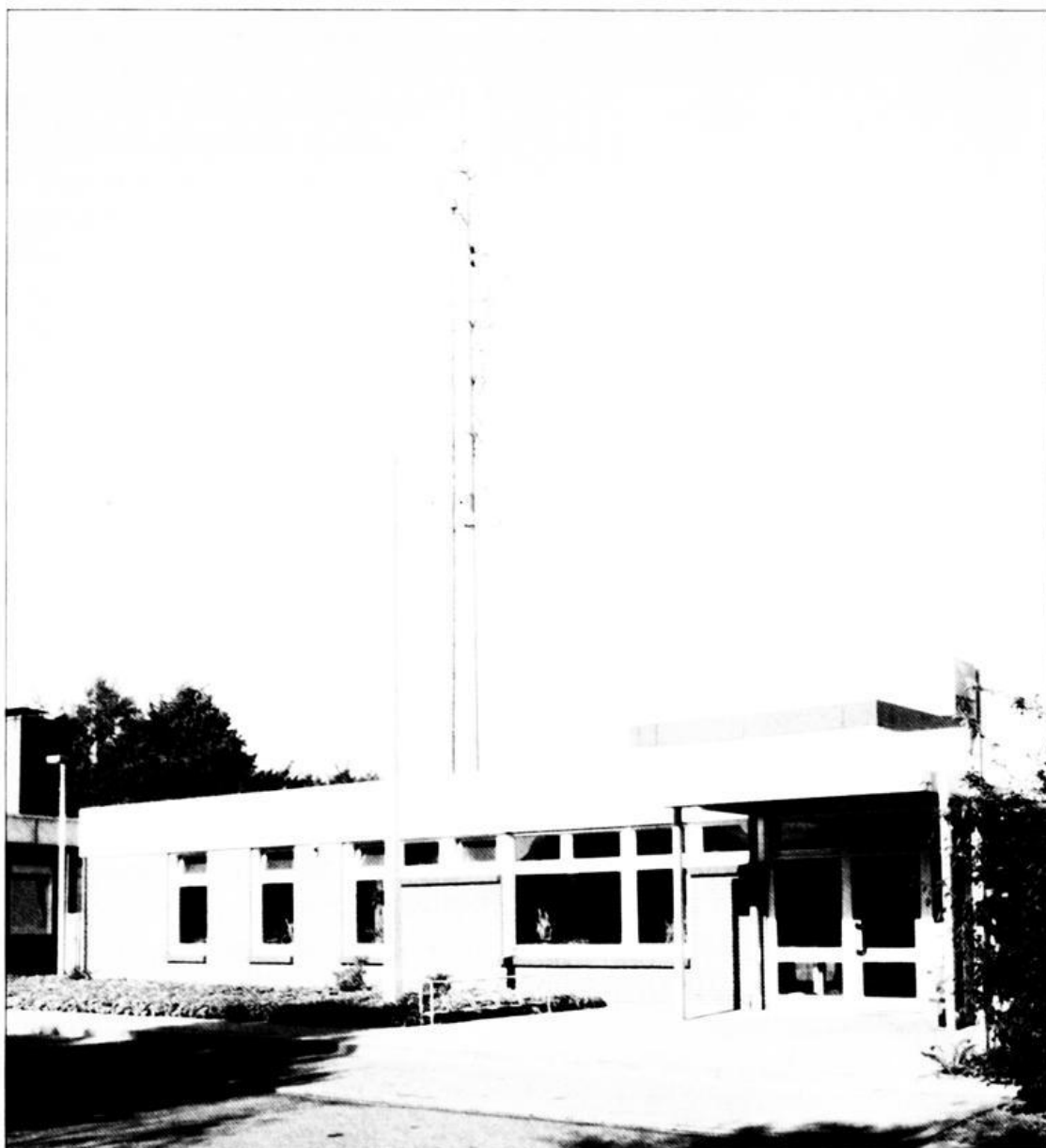
Nach dem Krieg lief der Telefonbetrieb langsam wieder an.

Im November 1947 wurde eine Sperrschaltung eingebaut, von der nur 24 Anschlüsse ausgenommen waren.

1953 gab es 102 Telefone, 1961 waren es 242 und am 1. 4. 1986 waren es schon 1960 Telefonanschlüsse.

1969 kaufte die Deutsche Bundespost einen Bauplatz an der Kirchstraße und errichtete dort ein neues Wählamt, das 550.000 DM für

---



*Das neue Postamt an der Kirchstraße.*

*Foto R. Kühling*

das Gebäude und 850.000 DM für die technische Einrichtung kostete. Es wurde am 24. September 1974 eingeschaltet mit 780 Anschlüssen.

Im Jahre 1978 wurde direkt daneben ein neues Postamt gebaut und am 29. November eingeweiht.

Nach Thobens Ausscheiden aus dem Postdienst waren als Betriebsleiter tätig: August Einacker, Helmut Hengelage, Günter Schlangen und seit 1980 Heinz Richard Müller.



---

*Joseph Bullermann*

## Das große Los

Von den vielen Kunstwerken des Bildhauers Theodor Wilhelm Achtermann – 1799 in Münster geboren, 1884 in Rom gestorben und dort auf dem deutschen Campo Santo begraben – waren wohl seine bedeutendsten die Pietà und die Kreuzabnahme, die der Künstler beide für den Hohen Dom seiner geliebten Heimatstadt schuf. Lange hatte er mit mehreren Gehilfen an dem riesigen Marmorblock aus Carrara in seiner Werkstatt in Rom gemeißelt und die letzte Überarbeitung der Kreuzabnahme ins Feinste selbst vollzogen. Nach Fertigstellung seines Lebenswerkes und vor dessen Versendung in die Domstadt durfte Achtermann in seinem Atelier Papst Pius IX. empfangen, der nach eingehender Besichtigung des Werkes den Meister lobte mit den Worten: „Bravo Achtermann! Meine Erwartungen sind übertroffen!“ Als Zeichen der Anerkennung überreichte der Hl. Vater dem Künstler eine große goldene Medaille. Zur Erinnerung an den hohen Besuch ließ dieser in seinem Atelier eine marmorne Tafel aufhängen, deren Inschrift Ehre und Anerkennung seiner Werke durch den Papstbesuch Ausdruck gab. Es wird berichtet, daß Achtermann später gern und häufig mit tränenfeuchten Augen von diesem glücklichsten Tag seines Lebens sprach.

In der Kreuzabnahme hatte sich der Meister selbst verewigt in der ernstesten Person des Joseph von Arimathäa, der als reckenhafte Gestalt in voller Manneskraft unter dem Kreuz auf seinem auf einem Stein gestützten rechten Knie die Hauptlast des vom Kreuz genommenen heiligen Leichnams trägt. Das entsprach so recht und zutiefst der Glaubensinnigkeit des Künstlers in seiner demütigen Haltung vor dem unendlichen Schöpfer und Erlöser. Die beiden Werke Achtermanns im Dom zu Münster wurden im Bombenhagel des letzten Weltkrieges zertrümmert. Die vier Kopffragmente der handelnden Personen bei der Kreuzabnahme sind geborgen und in der Domkammer aufbewahrt: die Köpfe der Gottesmutter und der Maria Magdalena, die des Lieblingsjüngers Johannes und des Joseph von Arimathäa. Eine Nachbildung der

---

Pietà befindet sich in einer Seitenkapelle des Domes. Man muß ein paar Stufen hinabsteigen, um zu ihr zu kommen und vor ihr zu verharren, vielleicht eine Kerze zu den andern brennenden zu stellen und auf der Kniebank innerlich ganz still zu werden. Zwei Lebenswerke Achtermanns im Dom zu Münster sind zerstört. Geblieben ist die literarische Würdigung des Künstlers durch seinen Landsmann Pater Innocenz M. Strunk O.P.

Dieser hochgeschätzte Ordensmann hat vor dem letzten Krieg in einem umfangreichen Buch mit vielen Tafeln Leben und Schaffen des Meisters überliefert. Pater Innocenz hielt sich gegen Ende der zwanziger Jahre häufig im Kloster Schwichteler auf, wo er wohl auch an der Lebensbeschreibung Achtermanns



gearbeitet hat, die 1931 im Albertus-Magnus-Verlag erschien. Der Leser kann nur staunen über die märchenhafte Lebensgeschichte des Schreinersohnes Wilhelm Achtermann, der am Feste Mariä Himmelfahrt des Jahres 1799 in der Königsstraße zu Münster zur Welt kam. Glaube und religiöse Erziehung wurden dem Jungen im Elternhause vorgelebt und vermittelt. Als neunjähriger Knabe kam er nach Sandrup bei Greven zu seinem kinderlosen Onkel auf den „Kotten“, den er einmal erben sollte, so war es vorgesehen. Für kleine landwirtschaftliche Arbeiten wurde er herangezogen und vor allem als Schäfer, Kuh- und Schweinehirt beschäftigt. Diese Tätigkeit gab ihm Zeit und Muße, Stöcke zu schneiden, sie zu schaben und mit Schnitzereien zu versehen. Eines Tages gelang es ihm, aus einem besonders schönen Stückchen Holz einen Herrgott zu

---

schnitzen, und dieses erste Gelingen gab ihm Mut und unwiderstehlichen Drang zu weiteren Holzschnitzarbeiten bei seiner Hütetätigkeit. Dem Onkel gefiel diese „brotlose Kunst“ nicht, da der Junge durch seine Nebenbeschäftigung zu sehr abgelenkt wurde und die Schweineherde oft auf verbotenen Pfaden wandelte und in Nachbars Grundstücken wühlte. Manches Schnitzwerk wanderte durch des Oheims Groll in den häuslichen Herd, aber das Talent des Jungen war erwacht und nicht mehr zu drosseln. Nach dem Tode des Onkels, der ohne Testament gestorben war, gab es mit der Tante Schwierigkeiten, so daß er seinen Beruf in der Landwirtschaft aufgab und zu seinem Vater in die Schreinerwerkstatt nach Münster zurückkehrte. Achtermann war 27 Jahre alt, als er die Handwerkslehre begann.

In der Lehrwerkstatt wurde eines Tages das Unglück des Vaters zum großen Glück des Sohnes. Der damalige Oberpräsident von Münster, Herr v. Vincke, ließ in der Werkstatt von Vater Achtermann eine alte Kommode überholen, die mit zwei geschnitzten Engelköpfen verziert war. Bei der Arbeit an dem Stück stieß der Meister unversehens einen der beiden Köpfe ab, der zerbrach, und Vater Achtermann mußte feststellen, daß mit Leim nichts mehr zu machen war, da der Holzwurm im Innern des Kopfes alles zerfressen hatte. Für den Meister war es äußerst peinlich, seinem hohen Auftraggeber von dem Mißgeschick berichten und vielleicht Vorwürfe hinnehmen zu müssen.

In des Vaters Ratlosigkeit versprach der Sohn Hilfe. Er wollte für den zerbrochenen einen neuen Engelkopf schnitzen. Des Kindes Angebot war dem Vater etwas Trost in der folgenden, meist schlaflosen Nacht. Aber auch der Sohn schlief in dieser Nacht nicht. Er machte sich, von den Eltern und dem ganzen Hause unbemerkt, barfuß auf den Weg zu dem von Münster zwei Stunden entfernten Telgte, um dort vor dem Gnadenbild der Gottesmutter Hilfe für sein Vorhaben zu erflehen. Unbemerkt auch kehrte Wilhelm Achtermann in der Nacht ins Elternhaus zurück und begann am nächsten Morgen seine Arbeit. Am Ende der Woche hatte er einen Engelkopf geschnitzt, der zu dem vorhandenen, unbeschädigten allergrößte Ähnlichkeit aufwies, ja zum Verwechseln ähnlich war. Bei Rückgabe der reparierten Kommode an den Oberpräsidenten berichtete der gewissenhafte Vater Achtermann von seinem Mißgeschick und machte aufmerksam auf den von seinem Sohn gefertigten Engelkopf. Der Oberpräsident erkannte die außerordentlichen Fähigkeiten des jungen Achtermann und vermittelte ihn zur Ausbildung nach Berlin in die Schule der damals führenden

---

---

Künstler Schadow, Rauch und Tieck. Im Jahre 1835 schloß Achtermann sein Akademiestudium ab und ging nach Rom, zuvor jedoch in die Marmorbrüche von Carrara, um hier vor Ort das Material kennenzulernen, das ihn bis zu seinem Tode besonders beschäftigen sollte.

Rom sollte des Künstlers zweite Heimat werden, wie es einst auch die des Altmeisters der „Nazarener“ Overbeck gewesen war. Hier lebte Achtermann von 1839 bis zu seinem Tode 1884 und arbeitete unermüdlich an seinen Kunstwerken im klassizistisch-christlichen Stil. In Rom schuf er die Kreuzabnahme und die Pietà für den Dom seiner Vaterstadt und wurde ihr Ehrenbürger. Mehrere Darstellungen der Pietà konnte der Meister für private und öffentliche Auftraggeber schaffen, so auch die des Dominikanerkonvents zu Graz, die als letztes eigenhändiges Werk des Künstlers angesehen wird. Alle seine Werke sind von christlichem Glaubensgeist durchdrungen: „Seine Werke sind marmorne Gebete“.

Obwohl Achtermann in Rom viele Aufträge entgegennehmen und ausführen konnte, gab es für ihn auch sehr schlechte Zeiten, ja sogar Hungerjahre. Insbesondere um 1860 gab es magere Jahre, die der Künstler nur mit großer Härte, westfälischer Zähigkeit und Ausdauer durchstehen konnte. Sehr froh war er über einen Auftrag aus seiner Vaterstadt über eine Madonnenstatue für die Kirche St. Mauritz in Münster, die 1862 dort aufgestellt werden konnte.

Zwei etwas veränderte Nachbildungen der lebensgroßen Statue von St. Mauritz schuf der Künstler in kleineren Maßen von 0,56 m Höhe, von denen eine auf besondere Weise und besonderen Wegen ins Oldenburger Münsterland kam.

Achtermann hatte wieder einmal karge Jahre zu durchstehen, die ihn in Geldverlegenheiten sahen. Aber wie so oft in seinem Leben verließ ihn das Gottvertrauen auch jetzt nicht, und es kam Hilfe. Die letzte der beiden kleinen Marienstatuen aus Marmor befand sich im Atelier des Künstlers. Ein Interessent hatte 250 Taler dafür geboten, aber Achtermann konnte sich trotz knapper eigener Kasse für diesen Preis von dem schönen Stück nicht trennen.

Da besuchten ihn eines Tages Theologiestudenten aus dem Innsbrucker Konvikt, unter ihnen mehrere aus Münster, die wegen des Kulturkampfes zum Studium nach Innsbruck „ausgewichen“ waren. Sie entdeckten die kleine Marienstatue in der Werkstatt des Meisters, für die bisher kein Käufer gefunden war, weil für eine Kirche zu klein und für Private zu teuer. Um dem Künstler in seiner finanziellen Schwierigkeit zu helfen, veranstalteten die

---



---

Studenten eine Lotterie unter den Angehörigen des Konviktes mit 300 Losen zu je 3 Mark, und Achtermann setzte die kleine Marienstatue als Gewinn aus. Der Theologiestudent Johann Heinrich Rosenbaum aus Westerbakum hatte das große Los gezogen und gewann die Statue. Die Lotterie der Innsbrucker Studenten fand im Jahre 1879 statt. Das war auch das Jahr der Priesterweihe für den glücklichen Gewinner, der nach seine Weihe Kaplan wurde in Hagen bei Osnabrück und anschließend zwanzig Jahre Kaplan in Brake war. Die Marienstatue begleitete ihn und zierte stets seine Wohnung. Im Jahre 1904 trat Heinrich Rosenbaum in den Kapuzinerorden ein und vermachte mündlich seine Kostbarkeit der unverheirateten Schwester Lina Rosenbaum in Westerbakum. Dort schmückte die Madonna viele Jahre unter einer Glasglocke die gute Stube des elterlichen Bauernhauses.

Nach dem Tode von Lina Rosenbaum im Jahre 1916 wurde das kostbare Erbstück, wie mündlich verabredet, an ihr Paten- und Lieblingskind weitergegeben und blieb bis heute in der Familie. Am Sockel stehen das Monogramm Achtermanns und die Worte: INV. F. (invenit, fecit).

Pater Willehad Rosenbaum OFM CAP war zeitweise Guardian im Kapuzinerkloster in Münster und starb dort am 4. 3. 1919. Mit ihm zusammen war am 27. Juni 1879 in Innsbruck auch der in Cappeln unvergessene Kaplan Ferdinand Jaspers aus Schwichteler zum Priester geweiht worden. Sicherlich hat auch er an dem Besuch im Atelier Achtermanns in Rom und an der Verlosung teilgenommen. Überliefertes gibt es dazu nicht.

Zu diesem Beitrag lieferte Frau Ida Schockemöhle, geb. Rosenbaum, mündliche Informationen, vermittelt durch Dr. Engelbert Rosenboem.

Das Photo der Madonna stellte Frau Maria Wilking, geb. Rosenbaum, zur Verfügung.

Literatur:

1. P. Innocenz M. Strunk O. P. Wilhelm Achtermann. Ein westfälisches Künstlerleben. Albertus-Magnus-Verlag, Vechta, 1931.
  2. Clemens Heitmann, Priesterbuch des Offizialatsbezirks Oldenburg 2. Band, Friesoythe 1985. H. B. Schepers, Friesoythe.
-

---

*Maria Hartmann*

## Später Frühling

Grauer Himmel, tiefe Wolken,  
Rauhreif auf den weiten Feldern,  
heiser schreit ein Vogel in der Luft.  
Ich träumte schon von grünen Wiesen,  
spürte durch die kleinen Lücken,  
zwischen dünnen Buchenhecken  
schon den ersten, zarten Veilchenduft.

Eisschicht auf der Regentonne,  
farblos leere Blumenbeete,  
nasse, fahlbemooste Stiegen  
vor der alten Gartenpforte.  
In den nackten Birkenzweigen  
läßt sich hingeduckt und frierend  
stumm im Wind die Amsel wiegen.

Über der verfallnen Mauer,  
dort wo enge, graue Häuser  
morgens schon im Schatten liegen,  
wo die scheuen, dunklen Kinder  
mit gedämpften, fremden Lauten  
ihre stillen Spiele spielen,  
seh ich wie ein kleines Wunder  
einen gelben Falter fliegen.